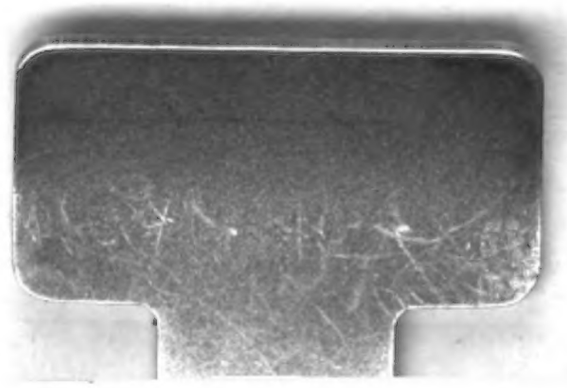
Per. 193 f

Unterhaltungen



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Johannes von Geissel,
Cardinal und Erzbischof von Cöln.

Verlag der L. Schwann'schen Verlagshandlung

Digitized by Google

Katholiſche

Unterhaltungen

im häuslichen Kreiſe.

Vierter Jahrgang drittes, der ganzen Sammlung
fünfzehntes Bändchen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Katholische

Unterhaltungen

im häuslichen Kreise.

Skizzen, Schilderungen, Charakterbilder aus der Geschichte der Welt und Kirche, Biographie, Legende, Völkerkunde und Reiseliteratur.

Geschichtliche Volksbibliothek

für

das katholische Deutschland.

Herausgegeben

von

katholischen Priestern.

Vierter Jahrgang drittes, der ganzen Sammlung fünfzehntes Bändchen.

Schaffhausen.
Verlag der Fr. Hurter'schen Buchhandlung.
1857.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Titelkupfer.

Lebensbilder berühmter Katholiken.

		Seite
1.	Franz Ludwig von Erthal, Fürſtbiſchof von Würzburg und Bamberg.	1
2.	Raimund Palmaris. (Nach den Bollandiſten erz. v. Neander.)	30
3.	Benedikt und die Benediktiner.	36
4.	Züge aus dem Leben des h. Franz von Sales.	41
5.	Der chriſtliche Volkslehrer Petrus Caniſius.	51
6.	Vinzenz von Paulo.	70
7.	Franz Xaver Jann, Exjeſuit und Profeſſor in Augsburg. (Nach einer Biogr. in der Athanaſia.)	90
8.	Michaele Rainſon, Saleſianerin. (A. S.)	113
9.	Franz Geiger, Chorherr in Luzern. (Schw. Kz.)	120
10.	Bernardin Juif. (Nach einer Mittheilung im Heiligenlexikon von Stadler I. Bd.)	128
11.	Alois Schlör auf dem Sterbebette (S. Predigten deſſ., herausg. von Büchinger.)	133

Katholiſche Inſtitute, Kirchen und Klöſter.

12.	Die Kardinäle. (Nach Hurter.)	142
13.	Was ſind die armen Schulſchweſtern?	146
14.	Das Haus vom heiligen Erlöſer zu Paris (Univers.)	149
15.	Das erzbiſchöfliche Kunſt-Muſeum in Köln (Illz.)	153

Kleinere Geſchichten.

16.	Papſt Pius der Neunte als Dieb.	156
17.	Kardinal Grimani.	158

Seite.

18. Eine Heldenthat des Ritters Bayard. 159
19. Der Braten. (Kölner Legende.) 161
20. Ein Kind als Miſſionär. 165
21. Geiſtlicher Zuſpruch in der Todesſtunde. 168
22. Hugo von Linkoln 171
23. Eine Kinderprozeſſion. 173

Vermiſchtes.

24. Die Inquiſition. (Von Schöppner im Frankf. Kath. Kirchenbl.) 174
25. Oſtern in Rom. (K. Bl. a. Tirol.) 186
26. Die Fürbitte der Mutter Gottes. 191
27. Ein Bild der guten alten Zeit. 193
28. Früchte einer Miſſionspredigt. 211
29. Kaiſerkrönung im zehnten Jahrhundert. 215
30. Wie ein Heiliger Irrgläubige bekehrte. (Nach Ratisbonne's Geſch. des h. Bernhard.) 218

Digitized by Google

Digitized by Google

1.

Franz Ludwig von Erthal, Fürstbischof von Würzburg und Bamberg.*

Gerade einen Monat nach dem Tode des Fürsten Adam Friedrich (am 18. März 1779) wurde als sein Nachfolger in Würzburg, Franz Ludwig Freiherr von Erthal erwählt, der größte Fürst, der je auf Frankens Bischofs- und Regentenstuhle gesessen ist. Schon am 12. April desselben Jahres wurde er auch als Bischof in Bamberg erwählt. Derselbe war geboren zu Lahr am 16. September 1730, wo sein Vater Oberamtmann war. Seine Mutter, Maria Eva, war eine geborene von Bettendorf. Schon in frühen Jahren bemerkte man den guten Keim, der in ihm lag und der die herrlichsten Früchte in seiner Entwicklung versprach. Seine Seele erwachte frühzeitig zu Thätigkeit und Fleiß und ferne von jugendlicher Ausschweifung bewahrte er sein Herz in unverdorbener Reinheit. Eben so weit war er auch von allen, seinem Stande nicht selten anklebenden Eitelkeiten entfernt. Er besuchte die öffentlichen Schulen

* Im Auszuge nach der 1849 erschienenen „Würzburger Chronik" Bd. II. Die von Bernhard verfaßte Lebensskizze bewegt sich auf einem nicht gerade katholisch-kirchlichen Standpunkt. Zur Berichtigung des Urtheils dienen die von Düx im Freib. Kirchenlexikon unter den betreffenden Artikeln (namentlich Oberthür) gegebenen Winke.

und zeichnete sich durch edles Betragen und einen unermüdeten Eifer vor andern aus. Besonders in Würzburg hörte er den berühmten Professor des kanonischen Rechtes, Barthel, und legte hier manche Beweise seiner Wissenschaft bei öffentlichen Disputationen ab. Barthel wurde einstmals gefragt, wen aus seinen Zöglingen er für den tauglichsten hielte, Nachfolger in seiner Professur zu werden. Seine Antwort war: den Domizellar Franz Ludwig von Erthal, wenn er seines Standes wegen nicht davon abgehalten würde. Aber mit diesen Anfängen nicht zufrieden, suchte er seine Kenntnisse auch nach zurückgelegter akademischer Laufbahn noch durch fortgesetztes eifriges Studium, durch vertrauten Umgang mit Gelehrten, durch Uebung und Erfahrung immerwährend zu erweitern, wodurch er sich auch den Beinamen, „der Gelehrte" erwarb. Eine Präbende, die er schon am 1. Februar 1740 im Domstifte zu Würzburg erhalten hatte, rief ihn zum geistlichen Stande, wozu er die besten Anlagen mitbrachte. Die Frömmigkeit, die er von Jugend an bewiesen, der Ernst seines Charakters und die wahrhaft geistlichen Gesinnungen, die er bei jeder Gelegenheit äußerte, thaten hinlänglich dar, daß der geistliche Stand sein wahrer Beruf durch seine innigste Ueberzeugung wurde. Am Ende des Jahres 1749, in seinem neunzehnten Lebensjahre, hatte er seine sämmtlichen Studien vollendet, bei deren Schlusse das Zeugniß des Professor Dr. Behlen zu Mainz nach Würzburg kam, daß Franz Ludwig von Erthal das kanonische Recht unter ihm mit ausgezeichnetem Eifer studirt habe. Nun trat für ihn die Verbindlichkeit ein, zwei Jahre lang die Chorstunden im Dom zu Würzburg persönlich zu besuchen, nach deren

Vollendung er mit des Kapitels Genehmigung eine Reise nach Rom unternahm. Dort hörte er die theologischen Vorlesungen des Professors Carolo Domenico de Moja, welcher zu Ostern 1754 hierüber ein ehrenvolles Zeugniß an das Domkapitel in Würzburg schickte.

Franz Ludwig trat hierauf in Wien in die Reichshofrathspraxis ein und besuchte von dort aus, zu noch besserer Ausbildung mehrere deutsche Höfe. Endlich, am 21. August 1763, im dreiunddreißigsten Lebensjahre, trat er in das Domkapitel mit Sitz und Stimme ein. Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, wo er, in die wirklichen Geschäfte eingetreten, anfing seinem Vaterlande mit seiner gesammelten Weisheit nützlich zu werden. Bald nach seinem Eintritte ins Kapitel wurde er zum Regierungspräsidenten ernannt. Als solcher arbeitete er unermüdet, bis zur Erschöpfung seiner Kräfte. Er theilte nämlich die eingekommenen Akten nicht eher an die Referenten aus, bis er sie selbst mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit durchgegangen hatte. Dadurch erwarb er sich genaue Kenntniß von dem, was vorging, er ward in den Stand gesetzt, die dringendsten Sachen von den minder dringenden auszuscheiden und konnte den Gang der Geschäfte überhaupt mit unverwandtem Blicke verfolgen. Doch bald eröffnete sich seinem großen Geiste ein noch weiteres Feld. Im Jahre 1768 sandte ihn sein Fürst, Adam Friedrich, als Gesandten nach Wien, um vom Kaiser Joseph dem Zweiten die feierliche Belehnung über die Fürstenthümer Bamberg und Würzburg zu empfangen. Bei dieser Gelegenheit lernte der Wiener Hof die Talente und tiefen Kenntnisse des fränkischen Domherrn kennen und ernannte ihn zum kaiserlichen wirklichen geheimen Rathe. Daß

dieß kein leerer Titel war, und er wirklich das Vertrauen des großen Kaisers Joseph gewonnen habe, bewies dieser durch Uebertragung der Untersuchung des kaiserlichen Reichskammergerichtes zu Wetzlar. Dieß that er auf eine so rühmliche Weise, daß ihm sogleich ein anderes Amt, nämlich das eines kaiserlichen Konkommissärs am Reichstage zu Regensburg übertragen wurde. Hier lernte er auch den Geschäftsgang und die Triebfedern der Reichsregierung kennen und sammelte sich daraus die vortrefflichen Grundsätze, nach denen er später selbst regierte.

Gewiß war es daher nicht zu verwundern, daß nach Erledigung des Fürsten- und Bischofsstuhles sich alle Augen nach Franz Ludwig hinwandten, nur er selbst schien keine Ahnung davon zu haben. Als sich nach der Einsammlung der Stimmen und deren Eröffnung ergab, daß er einstimmig vom ganzen Wahlkollegium zum Fürsten und Bischof erwählt sei, ließ er mit bebender Hand die Urkunden auf den Tisch sinken und kämpfte unschlüssig mit sich selbst und diesem wichtigen Ehrenrufe. Da bat ihn die Versammlung, die Wahl für seine Person genehm zu halten. Er ermannte sich und hielt nun aus dem Stegreife eine kernhafte Rede über die schweren Pflichten eines Fürsten und Bischofs, für welche er vor dem Weltrichter einst verantwortlich werde, welche das versammelte Kapitel mit sichtbarer Rührung anhörte. Nach einer Pause erfolgte endlich das erwartete Zustimmungswort „consentio“. Nun verkündete diese Wahl dem zahlreichen Volke unter Kanonendonner ein Abgeordneter des Kapitels.

Franz Ludwig war bei seiner Erwählung noch Diakon,

er bereitete ſich durch achttägige Geiſtesübungen in den ſtillen Wänden ſeines Zimmers zur Prieſterweihe vor, welcher ſodann zu Bamberg am 19. September 1779 die biſchöfliche Konſekration folgte. Sein Hauptgrundſatz oder Hauptzweck, den er ſich vorgeſteckt hatte, war, Allen Alles zu werden, um Alle zu beglücken, nicht für ſich, ſondern für ſeine Unterthanen zu leben. Dieſen ſeinen erhabenen Zweck äußerte er nicht nur in allen ſeinen Grundſätzen, ſondern auch bei verſchiedenen Gelegenheiten und zwar vor ſeinen Bürgern, auf welche ſein Ausſpruch auch die kräftigſte Wirkung hatte, denn alle nannten ihn Vater. Wie er denn bei einer Gelegenheit, als man ihm für die von ihm bewirkten wohlfeilen Brodpreiſe dankte, erwiederte: „Ich habe nur meine Pflicht erfüllt. Ich weiß nur zu wohl, daß ich der erſte Bürger und Diener des Staates bin.“ Auch in den von ihm eigenhändig aufgezeichneten Regierungsgrundſätzen ſteht geſchrieben: „Das Land iſt nicht für den Fürſten, ſondern der Fürſt für das Land.“ Selbſt aus dem alten Sprüchworte: „Unter dem Krummſtabe iſt gut wohnen,“ entnahm er ſich einen neuen Sporn, ganz Vater ſeines Volks zu ſein. Er ſprach es in den ſchon erwähnten Grundſätzen aus, ein geiſtlicher Fürſt müſſe ſich um ſo mehr beeifern, ein guter zu ſein, um jenes Sprüchwort wahr zu machen. Die Hauptſtützen aber, worauf er ſeine Regierung und durch dieſe des Volks Wohl zu bauen hoffte, waren Religion und Sittlichkeit.

Aus dieſen beiden entſprangen ſeine ſtrengen Begriffe von Rechtlichkeit und die eiſerne Feſtigkeit in Anwendung derſelben auf alle Stände und Inſtitute.

Welche wohlthätigen Früchte Franz Ludwigs gewiſſenhafte Verwaltung des Staatseigenthums und ſeine weiſe Sparſamkeit eintrugen, möge eine kleine Ueberſicht des damaligen Finanzhaushaltes beweiſen.

Die erſten zwölf Regierungsjahre von 1779—1791 waren Friedensjahre: während derſelben tilgte er die von ſeinem Regierungsvorfahrer ererbten, aus dem ſiebenjährigen Kriege ſtammenden Staatsſchulden und zwar bei der Landes-Obereinnahmskaſſe vierhundertzweiundvierzigtauſend ſechshunderteinundſiebenzig Gulden, bei der fürſtlichen Hofkammer achtundneunzigtauſend einhunderteinundachtzig Gulden. Von 1791 an beſtritt er die Kriegskoſten für die Stellung des dreifachen Reichskontingents, ohne dem Volke neue Auflagen zu machen, ſondern der Geiſtlichkeit und den Stiftern legte er den ſogenannten zehnten Pfenning oder zehn Prozent von ihren ſtändigen Einkünften auf, jedoch mit dem Zuſatze, daß dieſes nur für die Dauer des Krieges beſtehen ſollte. Nebſt dieſem wurden noch auf Baulichkeiten, die der allgemeinen Landeskaſſe oblagen, fünfundreißigtauſend Gulden verwendet, dazu wurden von der fürſtlichen Hofkammer noch beigeſchoſſen eine Million einhundertſechszigtauſend Gulden. An fürſtlichen Domänen wurden von fürſtlicher Hofkammer für Würzburg neu angekauft für zweihundertneunundneunzigtauſend fünfhundertzweiundfünfzig Gulden. Dann für gemeinnützige Gebäude, als den Kurbrunnen zu Bocklet, die Saline zu Kiſſingen, für neue Amthäuſer, erweiterte Rentamtsböden zu Fruchtmagazinen, zum Bau des neuen geiſtlichen Seminars aus dem ehemaligen Jeſuitenkollegium, u. ſ. w., wurde eine halbe Million Gulden verwendet. Eben ſo viel kam

als Unterſtützung der Unterthanen an Geld, Getreide, und andern Naturalien aus den Hofkammereinkünften dazu. Dennoch war bei ſeinem Tode noch ein Vorrath an Wein und Früchten im Werthe zu ſiebenhundertein-undſechszigtauſend achthundertdreizehn Gulden vorhanden. Dabei darf der niedrige Stand der damaligen Einnahme, im Vergleiche mit der jetzigen, nicht überſehen werden.

So ſparte der edle Fürſt, nicht um zu geizen, ſondern um von ſeinen Erſparniſſen ſeinem Volke Gutes zu thun. Denn mit ſeinen Privatgeldern war der Fürſt nichts weniger als haushälteriſch, ſie gingen meiſtens für die Armen ſeiner beiden Hochſtifter auf, während der Bedarf für ſeine Perſon ein äußerſt geringer war. Er verwendete auf ſeine Kleider nur ſehr wenig, wie es auch die Stelle ſeines Teſtamentes ausſpricht: „Meine Garderobegelder, welche ich bezog, verwendete ich größtentheils ad causas pias, meine Kammerdiener hatten alſo aus den Kleidungen, die ich ablegte, keinen Nutzen.“ Seine Tafel war ſo einfach, daß faſt jeder Domherr eine beſſere hatte.

So ließ er auch die Pferde ſeiner Leibgarde, als gänzlich überflüſſig, indem dieſelbe auch ihren Dienſt zu Fuß thun könne, verkaufen. Das bisher gleichfalls nur in der Reſidenz gelegene Huſarenkorps verwendete er aber zur allgemeinen Landesſicherheit, als ſeinem wahren Berufe, wie die Verordnung ſagt.

So ſehr nun Franz Ludwig über die allgemeine Sicherheit wachte, ſo ſtrenge er die Uebertreter beſtrafen ließ, ſo unterſchrieb er dennoch nur zwei Todesurtheile und zwar in den erſten Jahren ſeiner Regierung. Es waren

drei Juden, die wegen Kirchenraub und Verunehrung der in den heiligen Gefäßen enthaltenen Hoſtien eingezogen waren. Zwei davon, der That vollſtändig überwieſen, wurden zum Tode verurtheilt und dieſes Urtheil, vom Kaiſer beſtätigt, wurde, nachdem ſie zum Chriſtenthume übergegangen und von Franz Ludwigs eigener Hand im Gefängniſſe die Firmung erhalten hatten, am 31. Dezember 1782 vollzogen. Allein dieſes Todesurtheil war das erſte und letzte, das er vollziehen ließ, wiewohl die Todesſtrafe durch kein Geſetz aufgehoben wurde.

Franz Ludwig ging aber noch weiter, er wollte auch die Quelle vieler Verbrechen und Laſter verſtopfen. Als ſolche betrachtete er vorzüglich den Müſſiggang und die Bettelei. Die Bettelei konnte aber nicht abgeſtellt werden, wenn nicht die wirklich Armen verſorgt und der Verarmung für die Zukunft vorgebeugt wurde. Dafür ſorgten nun die weiſen Verordnungen vom 29. April 1786, 10. Auguſt und 7. Dezember 1787 und 8. Juni 1791, welche letzere jedoch eigentlich nichts anderes iſt, als eine ehrende Anerkennung der von Franz Ludwig bereits in Bezug auf das Armenweſen getroffenen Verfügungen, indem dieſelben zum Theile auf den ganzen fränkiſchen Kreis ausgedehnt wurden.

Unter den Einrichtungen, welche er zur Erleichterung der Armuth, aber Verhütung des Bettelns traf, ſteht oben an das von ihm errichtete Armeninſtitut, wobei er den doppelten Zweck hatte, die Zahl der Armen zu vermindern und den wirklich Dürftigen Hülfe zu leiſten, zugleich aber auch die Sittlichkeit zu befördern dadurch, daß der Nachläſſige zu Betriebſamkeit und Arbeit ange-

ſpornt werde. Nebſt dem, daß die unſittliche Bettelei bei ſchwerer Strafe verboten wurde, mußte eine ſtrenge Unterſuchung angeſtellt werden, um die wahrhaft Armen in Erfahrung zu bringen und ſie von den gefliſſentlich oder muthwilligen Armen zu ſondern. Er errichtete zu dem Ende eine Armenkommiſſion in der Hauptſtadt, welche den Namen Oberarmenkommiſſion führte; von dieſer war er ſelbſt Präſident und an ſie mußten alle Berichte von den Armenkommiſſionen der Stadtviertel von Würzburg und aller andern Städte und Dörfer eingeſchickt werden. Bei allen dieſen Kommiſſionen mußten die einſchlägigen Seelſorger gegenwärtig ſein, weil dieſe die ſicherſte Kenntniß von den Verhältniſſen ihrer Pfarrkinder haben konnten. Bei der Verzeichnung der Armen ſelbſt mußte aber auch der Beamte erſcheinen, um hierüber Bericht an die Oberarmenkommiſſion zu erſtatten. Seine Verordnung zielte dahin, Thätigkeit im Volke zur Nationaltugend zu machen und dadurch, ſo viel möglich, die Armuth zu verringern. Doch fanden ſich bei allen dieſen weiſen Anſtalten noch Mängel, die jedoch nur des Fürſten uneigennützige Güte zu heben wußte, oder doch wenigſtens zu heben ſuchte. Den Mangel der geſammelten Armenbeiträge zu ergänzen, Verunglückten Vorſchüſſe zu machen, Apothekerkoſten für kranke Arme zu bezahlen, Induſtrieanſtalten zu begründen und die Betriebſamkeit zu ermuntern, waren Geldſummen nöthig. Dieſe gab Franz Ludwig aus ſeinen ſogenannten Schatullgeldern (ſein Einkommen als Fürſt) her und zeigte ſich dadurch als ein wahrer Vater der Armen. Gleich im Anfange gab er in einem Jahre zwanzigtauſend Gulden und in der Folge vier bis ſechstauſend Gulden in

einem Jahre an das Armeninstitut. Dabei schonte seine Menschenfreundlichkeit gewisser wahrhaft Armen, die sich aus Schamhaftigkeit vor den Kommissionen nicht stellen wollten. Deren Anzahl belief sich auf hundertsechsunddreißig, die alle seiner Privatunterstützung sich erfreuten und regelmäßige Bezüge von ihm erhielten. In ihren Gewerben zurückgekommenen Bürgern gab er Vorschuß, um sich wieder aufzuhelfen. Handwerkslehrlingen bezahlte er das Lehrgeld. Studenten ließ er Kost, Kleider und Bücher reichen und ihre Anzahl soll sich jährlich beiläufig auf hundertzwanzig belaufen haben. Er war also ein wahrer Armenpfleger, ein Bischof im wahren Sinne des Wortes. Mit Recht konnte er daher in seinem Testamente sagen: „Wir haben keine Schätze gesammelt. Was während unserer Regierung wir von den Hochstiftern unter dem Namen Schatullgelder bezogen haben, haben wir größtentheils zu unsern Lebzeiten den Armen und zur Beförderung anderer nützlicher Anstalten dahin gegeben.“

Zu diesen eben erwähnten Anstalten, die er zur Unterstützung der leidenden Menschheit traf, gehört das am 30. Januar 1786 errichtete Institut für kranke Handwerksgesellen und Lehrjungen. Bei der feierlichen Eröffnung sandte er in einem Beutel einen ansehnlichen Beitrag zu. Vermöge dieses Instituts, dessen Kasse theils aus dazu geschehenen Vermächtnissen, theils aus einem wöchentlichen geringen Beitrage der Gesellen besteht und von Bürgern unentgeldlich verwaltet wurde, wird jeder kranke Handwerksgeselle oder Lehrjunge in dem Juliushospitale bis zu seiner Genesung gegen eine bestimmte, aus der Kasse des Instituts dem Hospital zu leistende

Vergütung, verpflegt und zwar ohne allen Unterschied der Religion. Bald war diesem Institut auch in Bamberg ein ähnliches nachgebildet. Hieher gehört auch seine Sorge für die Verbesserung des Waisenhauses. Er ließ vor allem ein neues Gebäude, statt des alten, unbrauchbaren, aufführen, ließ die Kinder nach den beiden Geschlechtern in besondere Zimmer trennen, besser unterrichten, ernähren und kleiden, bis sie zur Erlernung eines Handwerks, oder zu einem Dienste fähig waren, aber auch dann noch mit Kleidungsstücken so lange versehen, bis sie durch eigenen Verdienst sich solche anschaffen konnten. Hierher gehört ferner das zu Bocklet durch seine Fürsorge aufgeführte Kurhaus, sowie die Fassung einer neuentdeckten Quelle, die auch die Ludwigsquelle genannt wurde. Auch die Verbesserung der alten Saline in Kissingen wurde von ihm veranlaßt.

Eine der nützlichsten und nothwendigsten Anstalten war die Einrichtung eines Entbindungshauses, verbunden mit der Hebammenschule.

Franz Ludwig gestaltete auch die von seinem Vorfahrer errichtete Kasse zur Versorgung der Wittwen und Waisen der Civilstaatsdiener ganz um, da der bisherige Erfolg erwiesen hatte, daß dieselbe nicht zweckmäßig eingerichtet war. Er gab hiezu aus seiner Schatulle jährlich tausend Thaler und wies aus den Kammereinkünften zweitausend Thaler zu demselben Zwecke an.

Eine besonderer Erwähnung würdige Stiftung ist das allgemeine Krankenhaus zu Bamberg. Franz Ludwig kaufte im Jahre 1786 den gräflich Stadion'schen Garten im unteren Sande um zehntausend Gulden au seinen Privatmitteln und schon am 19. Mai 1787 legte

er in eigener Perſon den Grundſtein zum Hauptgebäude, welches raſch emporwuchs, ſo daß Franz Ludwig am 11. November 1789 ſeine neue Schöpfung einweihen konnte. Bei dieſer Gelegenheit, als in einer Anrede ſeine Verdienſte geprieſen wurden, war es, wo er die merkwürdigen Worte ausſprach: „Der Fürſt ſei für das Volk, nicht das Volk für den Fürſten da.“ Der Zweck dieſer Anſtalt war ausſchließlich für die Aufnahme armer Kranken und ausdrücklich erklärte der edle Fürſt noch in ſeinem Teſtamente, daß es ſein beſtimmter Wille ſei, daß ſein Krankenhaus nie in ein Pfründnerhaus umgewandelt, oder überhaupt unheilbare Kranke nie darin aufgenommen werden dürften. Ganz zweckmäßig lieſt man daher auf einer Marmortafel am Haupteingange des Gebäudes die Worte: der leidenden Menſchheit gewidmet.

Auch das ſogenannte Hoſſpital in Würzburg, richtiger zu den vierzehn Heiligen genannt, erfreute ſich Franz Ludwigs Fürſorge; er ließ einen großen Theil der Gebäude erneuern und deſſen neue jetzige Kirche aufführen. Vor allem aber gebührt ihm der erſte Platz der großartigen Herſtellung des Juliushoſpitals. Die eingeriſſenen Mißbräuche bei der Stiftung, welche jährlich bedeutende Ausgaben verurſacht hatten, wurden nun abgeſtellt, die Pachtgüter verbeſſert und dadurch die jährlichen Einkünfte vermehrt. Das Hoſpital war demnach im Stande eine größere Anzahl von Pfründern und Kranken aufzunehmen.

Vielleicht durch das Beiſpiel des wohlthätigen Fürſten entſtand noch im letzten Jahre ſeines Lebens eine äußerſt verdienſtliche Stiftung. Der am 31. Dezember 1794 verſtorbene Kaufmann und Stadtrath Adam Jo-

seph Hueber stiftete nämlich durch letztwillige Verfügung eine Pflege für alte Dienstboten weiblichen Geschlechtes, welche zwanzig Jahre in Würzburg treu, fleißig und unbescholten gedient hatten. Die jetzt in großer Blüthe stehende Stiftung erhielt den Namen Josephsspital und Franz Ludwig ließ auf seine eigenen Kosten dem Stifter am Portale des Hauses ein Denkmal errichten.

Aus der Regierung seines Vorfahrers hatte Franz Ludwig zwei dort schon erwähnte Uebelstände mit übernommen, den übergroßen Wildstand und das Lotto. In manchen fürstlichen Wäldern waren Hirsche, Rehe und Schweine mehrere Jahre strenge gehegt worden, um den Wald für eine abzuhaltende Jagd recht zu bevölkern. Eben so geschah es auf manchen Fluren mit den Hasen. Der Schaden, den diese Thiere den Feldern zufügten, war groß und niederschlagend für den Landmann, der die Hoffnung seines Fleißes und Schweißes vereitelt sehen mußte. Die Klagen darüber kamen wohl häufig zu Ohren der Fürsten, die vor Franz Ludwig das Staatsruder führten. Aber meistens Liebhaber der Jagd, ließen sie dennoch das Wild hegen, jedoch aus den Einkünften ihrer Hofkammer die Grundeigenthümer entschädigen. Allein dadurch war dem Uebel nicht gesteuert, es riß im Gegentheile ein sittliches Uebel ein. Weil die am Walde gelegenen Felder meistens ohnedem nicht von besonderer Güte waren: so wurden sie auch schlecht angebaut und von den Wächtern, die aufgestellt waren, nur bei nächtlicher Weile das Wild zu verscheuchen, absichtlich nicht strenge bewacht, damit das Wild ungehindert die Saaten verheeren konnte. Dieser Unfug hatte die Hoffnung der Wildschadensvergütung zum

Grunde. Das Wild war demnach den Fürſten ſelbſt und den Grundeigenthümern in doppelter Rückſicht ſchädlich. Dazu kamen noch die Jagden ſelbſt, wozu die Landleute oft mehrere Stunden weit und in der ſchlimmſten Witterung herbeikommen mußten.

Franz Ludwig war kaum an die Regierung gekommen, als er überall das zu ſehr vermehrte Wild niederſchießen ließ, um es aber nicht ganz zu vertilgen, befahl er die Errichtung zweier Parke im Gramſchatzer und Guttenberger Walde. Auffallend ſtiegen nach Ausführung dieſer Anordnungen die Güter der betreffenden, an den Waldungen liegenden Gemeinden. Sehr bedeutend waren die Koſten der Herſtellung und Unterhaltung dieſer Parke, aber der Fürſt ſcheute für das Wohl der Unterthanen kein Opfer, da er doch auch dem Publikum den Genuß des Wildprets nicht entziehen, auch ſeinem Nachfolger, wenn derſelbe etwa Jagdliebhaber ſein ſollte, eine unſchädliche Gelegenheit zu dieſem Vergnügen geben wollte.

Eine zweite Quelle des Verderbens für viele Familien war das Lotto. Wie viele Menſchen durch dieſes unglückliche Spiel verarmten, wie viele Staatsdiener dadurch in Rezeſſe gerathen ſind, iſt unglaublich. Der große Fürſt faßte daher bald den Entſchluß, dieſe Peſt der Staaten und der ganzen menſchlichen Geſellſchaft auszurotten. Auf die deßfallſige Erinnerung ſeines geheimen Referendars Wagner, entgegnete er dieſem, daß er nur ſo lange noch mit der Aufhebung zögern wolle, bis er einhunderttauſend Gulden aus dem Gewinne des Lotto übrig habe, um aus den Zinſen dieſes Kapitals die Penſionen des entbehrlich werdenden Verwaltungsperſonals beſtreiten zu können. Nachdem ſein Wunſch in Er-

füllung gegangen, hob er, ohne daß Jemand eine Ahnung davon gehabt hatte, plötzlich, am 21. Dezember 1786, nicht allein das Lottospiel im Fürstenthume Würzburg gänzlich auf, sondern verbot auch, unter strengen Strafen, das Spielen in auswärtigen Lotterien. Er bewirkte sogar später, daß das Lotto in allen Ländern des fränkischen Kaisers gleichfalls aufgehoben wurde.

Franz Ludwig suchte durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel des Volkes Thätigkeit nach allen Richtungen hin zu wecken und anzuspornen. Preisfragen und Reisestipendien im Gebiete der Wissenschaften, Preise für Hebung von Fabriken, Ehrenzeichen für Erfinder wichtiger Entdeckungen, Freiheiten für besonders sich auszeichnende Künstler, waren solche Mittel, wodurch er den Wetteifer und Forschungsgeist hervorzurufen hoffte.

Das kräftigste Mittel aber die Thätigkeit zu wecken, oder sie vielmehr einzupflanzen, war die Verordnung vom 26. Mai 1789, wodurch schon die Schulkinder zur Industrie angeleitet werden sollten. Der Fürst befahl in jedem Dorfe einen Industriegarten anzulegen, in welchem die Kinder theils durch die Schullehrer, theils von andern Sachkundigen die Veredlung der Bäume und das Pflanzen verschiedener Gewächse lernen sollten. In der Schule selbst mußten Handarbeiten gelehrt werden, als Nähen, Stricken, Spinnen, nicht nur für das weibliche, sondern auch für das männliche Geschlecht auf dem Lande. Es wurden zu dem Ende für arme Kinder Materialien zur Bearbeitung angeschafft und besondere Preise denen ertheilt, die sich im Fleiße besonders hervorthaten. Die Verordnung selbst sagt über den Zweck dieser Industrieschulen: „Die Absicht Seiner hochfürstlichen Gnaden

geht für jetzt lediglich dahin, die Kräfte der Kinder, männlichen und weiblichen Geschlechtes, vom sechsten bis zum zwölften Jahre, als welche Zeit sonst lediglich mit dem literarischen Schulunterrichte dahin ging, und wovon außer diesem Unterrichte alle übrigen Stunden im Nichtsthun vertändelt wurden, besser und zwar dahin zu benutzen, daß sie schon in diesen Jahrend ie Arbeit lieb gewinnen, vom Müßiggange entwöhnt werden; daß solche Kinder dasjenige zu gleicher Zeit nach der ihnen möglich besten Art und an den in ihren Verhältnissen und zur Zeit gebräuchlichen oder leicht einzuführenden Gegenstände treiben, was sie in den Schulen hören, daß mithin ihre Erziehung im Ganzen praktischer werde und also die Kinder beiderlei Geschlechts mehr dazu gebildet werden, was sie einstens ihrer Bestimmung nach seien, und womit sie sich Zeitlebens beschäftigen und ernähren müssen."

Ueberhaupt aber war des klugen Fürsten zeitiger Entschluß, durch eine tüchtige Herstellung der Volksschulen am sichersten eine wahre Volksbildung zu Stande zu bringen. Er sagt selbst in seiner Verordnung vom 30. August 1781, daß schon beim Antritte seiner Regierung das Schul- und Erziehungswesen seine vorzügliche Aufmerksamkeit in Anspruch genommen habe. Obschon bereits von seinem Vorfahrer hierin Schritte geschehen waren, wozu namentlich die Errichtung des Schullehrerseminars gehört, so entsprachen die bestehenden Einrichtungen doch den Erwartungen Franz Ludwigs nicht. Allein seinem Grundsatze „Eile langsam" getreu, wollte er doch nicht eher eine Abänderung vornehmen, bis er von den bestehenden Umständen vollkommen unterrichtet

ſei. Deßhalb wurde vorläufig ein Schulviſitator aufgeſtellt, der den Zuſtand ſämmtlicher Schulen im Fürſtenthume Würzburg genau unterſuchen und das Ergebniß hiervon an den Fürſten berichten ſollte.

Erſt nachdem dieß geſchehen, erließ Franz Ludwig am 13. September 1782 ſeine Verordnung für Verbeſſerung der Schul- und Lehranſtalten. Mit Freude ſah er ſelbſt noch bei ſeinen häufigen Viſitationsreiſen auf dem Lande, daß das Schulweſen einen beſſeren Gang nahm. Um jedoch dieſen Fortgang zu erhalten, betrieb er, daß an Sonntagen Wiederholungsſchulen für die ſchon aus der Schule entlaſſene Jugend bis zum ſechszehnten Jahre gehalten wurden. Den Seelſorgern und Beamten befahl er die ſtrengſte Aufſicht über die Schulen und die jährlichen Prüfungen. Den Pfarrern legte er noch beſonders auf, alle Monate mit den Orts- und Stadtvorſtehern die Schulen zu beſuchen und bei gefundenen Mängeln Erinnerungen zu machen, oder, im etwaigen Weigerungsfalle der Schullehrer ſolchen Mängeln abzuhelfen, die Sache an die Oberbehörde zu bringen. Um aber auch die Schullehrer ſelbſt zu ermuntern, ließ er nicht nur viele Schulhäuſer verbeſſern und neue erbauen, ſondern er erhöhte auch, ſo viel thunlich, das Einkommen der Schullehrer. Beſonders Verdienten machte er aus ſeiner Schatulle Geſchenke. Auch die Trennung der Schulen nach dem Geſchlechte in den Hauptſtädten Bamberg und Würzburg, ſowie in noch einigen Städten iſt Franz Ludwigs Werk. Einige Lehrerinnen wurden für die Mädchenſchulen angeſtellt, die nebſt den übrigen Lehrgegenſtänden die Mädchen in den dem weiblichen Geſchlechte zukommenden Kenntniſſen und Arbei-

ten unterrichten ſollten. Auch hiezu gab er aus ſeiner Schatulle anſehnliche Summen.

Doch nicht die Volksſchulen allein umfaßte Franz Ludwigs Vaterſorge, auch ſeine beiden Gymnaſien zu Würzburg und Münnerſtadt lagen ihm am Herzen. Franz Ludwig ſuchte den Eifer der Lernenden ſowohl, als der Lehrer vorzüglich dadurch anzuregen, daß er ſehr häufig perſönlich den öffentlichen Prüfungen beiwohnte. Um an den beiden Gymnaſien Einförmigkeit der Lehrart und Diſciplin zu erzwecken, befahl er dem Direktor beider Schulen ſtrenge Aufſicht, halbjährige Prüfungen, monatliche Unterredungen über den Fortgang der Studien und über die Sittlichkeit der Studenten und zu dem Ende die ſorgſamſte Aufmerkſamkeit und von den Profeſſoren vorzunehmende Viſitationen der Koſthäuſer. Alle vier Jahre verordnete er für die Studenten eine Geiſtesprüfung, oder ſogenannte geiſtliche Exerzitien, wobei er allemal einen Hirtenbrief an ſie ergehen ließ, mit beigefügtem, väterlichem Wunſche und Segen. Auch ſtellte er für ſie einen eigenen Prediger und Vorſteher des Gottesdienſtes auf, der ſo feierlich wie in den Pfarrkirchen gehalten werden ſollte.

Franz Ludwigs Lieblingsſorge war die Sorge für ſeine Univerſitäten zu Bamberg und Würzburg. Er hielt die Blüthen der Wiſſenſchaften für den ſtärkſten Grundpfeiler des Staates und ehrte deßhalb die Univerſitäten, als die Mütter, von denen die Erzieher und Richter des Volkes erzogen und ausgebildet werden ſollten.

Eine große Reihe von Verbeſſerungen und nützlichen Anſtalten bezeichnet Franz Luwigs Wirken als Rektor. Beſonders der mediziniſchen Fakultät wurde eine grö-

ßere Aufmerkſamkeit gewidmet; für die Naturgeſchichte eine anſehnliche Naturalienſammlung angeſchafft, der Botanik der weite Garten des Juliushoſpitals mit einem bequemen Teiche für Waſſerpflanzen eingeräumt, den Vorleſungen über Botanik und Chemie in dieſem Garten ein eigener Bau errichtet, damit der eine Lehrer ſeiner Pflanzenſammlung, der andere ſeiner chemiſchen Werkſtätte (Laboratorium), welche beide in dieſem Hauſe waren, näher ſein könne. Das anatomiſche Theater mit einer neuen Anlage und dem daranſtoßenden Gebäude, dazu beſtimmt, daß auch im Winter die Zergliederungsoperationen vorgenommen werden konnten, nebſt erwähnten botaniſchen und chemiſchen Hörſälen mit der Gärtnerwohnung, tragen an ihren Portalen Franz Ludwigs Name.

Gewiß war demnach Franz Ludwigs Sorge für alle Arten von Unterrichtsanſtalten gleich groß und umfaßte alle mit gleicher Liebe. Das beſte Zeugniß hierüber gibt ihm ein auswärtiger, proteſtantiſcher Schriftſteller, Meiners: „Als den größten Wohlthäter der neuen Schulen“ (im Fürſtenthume Würzburg) „muß man ihren Stifter, den jetzigen Fürſtbiſchof zuerſt nennen, deſſen Regierung die Ehre vorbehalten war, der Urheber der Aufklärung und Veredlung unzähliger Geſchlechter zu werden; und deſſen Namen die von ihm gegründeten Anſtalten als eben ſo viele bleibende Denkmäler mehr verherrlichen und einer ſpäteren Nachwelt überliefern werden, als die glänzendſten Siegeszeichen oder Ehrenſäulen, die jemals Eroberern ſind errichtet worden.“

Wenn ſchon oben geſagt wurde, daß Franz Ludwig den wahren Beruf für den göttlichen Stand in ſich ge-

fühlt habe, daß er die Religion und die hierauf gebaute Sittlichkeit für die Hauptstützen des Staates hielt, so möchte sich fast von selbst verstehen, daß seine Verdienste als Bischof um Religion und Vaterland nicht minder groß waren, als wie jene als Fürst, wenn auch einige Tadler behaupten wollten, er habe manchmal den Fürsten über dem Bischofe vergessen. Die Aufrechthaltung der Religion und die eben dadurch zu befördernde Sittlichkeit war das erste Anliegen seines Vaterherzens. Um aber diesen Zweck zu erreichen, wäre sein bester Wille fruchtlos gewesen; wenn die ihm untergeordneten geistlichen und weltlichen Beamten nicht mit- oder vorgearbeitet hätten. Gleich beim Antritte seiner Regierung ließ er daher an seine gesammte Geistlichkeit in beiden Bisthümern einen Hirtenbrief ergehen, worin er nicht nur den Seelsorgern, sondern auch den Stifts- und Klostergeistlichen ihre Pflichten ans Herz legte, vorzüglich aber beiden Klassen die Erbauungspflicht einschärfte. Sein Hauptaugenmerk richtete er anf den jungen Klerus und zwar zuerst auf seine Seminarien. Diese beglückte er oft mit seinem Besuche und hielt mit den Zöglingen Geistesübungen. Väterlich war die Sprache, mit der er sie anredete, unterrichtete und zur seelsorgerlichen Thätigkeit anfeuerte. Nebstdem ließ er dieselben am Tage vor ihren Weihen zu sich kommen, erforschte jeden besonders, welche Fragen ihm bei der Prüfung vorgelegt worden, erkundigte sich um ihre besondern Umstände und Verhältnisse und gab ihnen heilsame Ermahnungen, wobei ihm oft Thränen im Auge zitterten. Mit dem Würzburgischen Seminar nahm er eine gänzliche Umänderung vor, die jedoch nicht das Innere, oder den Geist desselben, sondern das Aeußere

betraf. Dieſes, wie auch das Bambergiſche Seminar, beſuchte er auch in der Folge öfters, erkundigte ſich um den Fortgang ſeiner Anſtalten und ermunterte die Alumnen zu ſtäter Thätigkeit nnd zur gewiſſenhaften Vorbereitung auf ihren künftigen Beruf. Beſonders wollte er das Studium einer populären und fruchtbaren Kanzelberedtſamkeit betrieben haben; um die von ſeinen Alumnen darin gemachten Fortſchritte ſelbſt beurtheilen zu können, ließ er dieſelben an Sonn- und Feſttagen in ſeiner Hofkirche predigen und ihnen ſein Urtheil darüber durch ihre Vorſteher bekannt machen; manche rief er ſelbſt zu ſich und belehrte ſie über die Punkte, die er geändert oder verbeſſert wünſchte. Auf ſolche Weiſe ſorgte der weiſe Fürſt für die Heranbildung des jungen Klerus in ſeinem Sinne.

Um aber auch den Geiſt der ſchon in Seelſorge aufgeſtellten Prieſter in der Thätigkeit zu erhalten, ließ er nicht nur öfters Kapläne und Pfarrer zu ſich rufen, um mit ihnen ſich zu unterhalten, ſondern auch jeder neu aufzuſtellende Pfarrer mußte nach erhaltenem Dekrete und nach dem auf dem Ordinariate gewöhnlichen Examen, auch perſönlich bei ihm erſcheinen, wo er ſich dann mit ihm über die beim Examen vorgekommenen Punkte unterredete und ihn dann mit väterlichen Ermahnungen und dem biſchöflichen Segen entließ. Er wollte aber ſeiner Geiſtlichkeit nicht nur Arbeiten auflegen, ſondern ihnen auch Troſt und Hoffnung für ihre Zukunft geben. Wegen der vielen Patronatpfarreien war es nämlich bisher nicht ſelten der Fall, daß Kapläne, die keine Patrone fanden, und ſomit in ihrer Reihe fortgehen mußten, bis ſie bei den vom Biſchofe ſelbſt zu beſetzenden Stellen die Ord-

nung traf, gegen ſechszehn und noch mehrere Jahre in ihrer Stellung ausharren mußten. Franz Ludwig betrieb daher bei dem Domkapitel die Anordnung, daß künftighin kein Prieſter zu einer Pfarrei präſentirt werden dürfe, wenn er nicht wenigſtens ſchon ſechs Jahre in der Seelſorge geſtanden habe. Alle dieſe Einrichtungen machte er, um rechtſchaffene Mitarbeiter in ſeinem ihm wichtigſten Geſchäfte, der Einpflanzung und Aufrechthaltung der Religion zu gewinnen und zu erhalten. Dabei glaubte er aber, daß er es nicht bei bloßen Verordnungen bewenden laſſen dürfe, ſondern ſeinem Volke das Beiſpiel ſeiner religiöſen Geſinnung, von welcher er ganz beſeelt war, ſchuldig ſei. Franz Ludwig ließ alſo nicht ſeine Seelſorger allein arbeiten, ſondern er übernahm ſelbſt biſchöfliche und ſeelſorgerliche Verrichtungen. Er ſtellte ſich vor, daß die Domkirche darum Kathedralkirche heiße, weil in derſelben der biſchöfliche Lehrſtuhl ſtehe. Dieſen Lehrſtuhl wollte er aber nicht bloß dem aufgeſtellten Domprediger überlaſſen, ſondern er ſelbſt beſtieg ihn und ließ von demſelben ſeine oberhirtliche Stimme ertönen. Doch nicht nur auf den Domkanzeln von Bamberg und Würzburg predigte er, ſondern auch an allen den Orten, die er während ſeiner dreijährigen mühſeligen Viſitationen beſuchte. Dieſe Viſitationen unternahm er, weil er ſeine Heerde genau kennen lernen und im wahren Sinne der Biſchof oder Aufſeher ſein wollte. Er kam dabei in die entlegenſten Städtchen und Dörfer, die vor ihm noch kein Biſchof beſucht hatte. Seine Viſitationen waren nicht bloße Reiſen, wie ſie von vielen Reiſenden aus Neugierde unternommen werden. Er wollte mit eigenen Augen die Mängel, Mißbräuche, Vor-

urtheile, den Zuſtand der Sitten, die daraus etwa entſtehenden Hinderniſſe und Anſtöße ſehen; er wollte mit eigenen Ohren die Klagen, Beſchwerden, Bedrückungen und Wünſche ſeines Volkes hören. Er gönnte ſich bei dieſen Reiſen keine Ruhe, weder die ſchlimmſte Witterung, noch die ſchlechteſte Wohnung ſchreckte ihn zurück. So wie er aber im Würzburgiſchen die Rhöngebirge nicht ſcheute, ſo bereiste er auch die ſteilſten Gebirge ſeiner Bamberger Diözeſe. Allein dieſe unaufhörliche Anſtrengung (denn er beſorgte auf dieſen Reiſen auch noch alle Regierungsgeſchäfte und hatte deßhalb immer ſeinen Referendar bei ſich) untergrub doch die Geſundheit des Fürſten, der ohnedem ſehr an den Nerven litt. Seine Kränklichkeit hinderte ihn, auch die von ihm noch nicht beſuchten Orte zu viſitiren, er übertrug daher ſpäter dieſes Geſchäft ſeinem Weihbiſchofe Fuhrmann und ließ ſich von dieſem Bericht erſtatten.

Da er aber trotz ſeiner Anſtrengungen doch nicht allenthalben predigen konnte, ſo ließ er ſeine Stimme durch öfters herausgegebene Hirtenbriefe vernehmen. Dieſe Hirtenbriefe haben einen großen Ruf ſogar im Auslande erhalten. Sie athmen aber auch durchaus Liebe, Fürſorge und Belehrung.

Auf ſolche Weiſe zeigte Franz Ludwig ſeinen Eifer für die thätige Religion und Sittlichkeit. Wenn Andere noch ſpät in der Nacht in Geſellſchaften ihre Zeit verbrachten, verließ er ſchon wieder ſein Lager, auf das er ſich oft erſt kurz vor Mitternacht begeben hatte. So wenig gönnte er ſich Ruhe. Sein erſtes Geſchäft war Beten, Meditiren, Leſen der heiligen Schrift, Vorbereitung zur heiligen Meſſe, die er ſo lange ſeine körperlichen

Umstände und die Aerzte es gestatteten, täglich las, und später wenigstens hörte. Darauf folgten Arbeiten, Durchlesen und Ueberdenken der eingelaufenen Schriften, Bescheide auf Berichte, Unterredung mit seinem geheimen Referendar und Audienzen. Erholungsstunden fand er wenige oder keine, wenn man nicht darunter die Mittagstafel, oder die Audienzen und das Lesen neuer Bücher rechnen will. Er las diese, um mit dem Zeitgeiste fortzuschreiten und sich daraus die ihm tauglichen Gedanken für seine Regierung zu entnehmen. Für seine nicht unbedeutende Privatbibliothek hatte er einen eigenen Bibliothekar aufgestellt. Zu den Erholungen muß man auch seine Unterhaltungen mit Kindern in den Schulen rechnen, zu denen er sich wie ein zärtlicher Vater herabließ. Der Feste am Hofe waren wenige, außer in den Kriegszeiten, wo er Gesandte und andere vornehme Personen empfangen mußte, dann bei dem Besuche der Kaiser Leopold dem Zweiten und Franz dem Zweiten und des Königs Friedrich Wilhelm dem Zweiten, welche er königlich bewirthete. Bisweilen sah man ihn im Hofgarten spazieren gehen oder auch reiten, eben so besuchte er auch einige Zeit das Bad zu Bocklet, welches einen wohlthätigen Einfluß auf seine angegriffene Gesundheit ausübte.

Von den gewöhnlichen Freuden anderer Höfe, als Theater, Bälle, Jagden, war er durchaus kein Freund. Ein in der Stadt Würzburg auf dem Markte aus Brettern errichtetes Theater ließ er sogar niederreißen. In dem von seinem Vorfahrer in der Residenz eingerichteten Opernhause erscholl zu Franz Ludwigs Lebzeiten kein italienischer Ton mehr.

Trotz der aufrichtigsten Bestrebungen Franz Ludwigs, sein Volk glücklich zu machen, fehlte es doch auch seiner Regierung nicht an Leiden, welche das Land bedrückten, doch wenigstens waren sie nicht durch des edeln Fürsten Schuld entstanden, sondern theils Elementar- theils Zeitereignisse führten sie herbei.

Unter den Elementarereignissen steht oben an jene große Ueberschwemmung des Jahres 1784, einer der höchsten Wasserstände des Maines, die bekannt sind und dessen Einzelnheiten heute noch im Munde des Volkes leben. Viele Länder Deutschlands traf gleiches Schicksal. Am härtesten im fränkischen Kreise wurde wohl die Stadt Bamberg betroffen; sie verlor ihre schönste Brücke mit den darauf angebrachten meisterhaften Standbildern. Die Brücke zu Würzburg trotzte zwar dem wilden Strome, doch litten einige Pfeiler derselben, die Wehre und Mainmühlen dergestalt, daß die Wiederherstellung des verursachten Schadens wohl gegen achtzigtausend Gulden kostete. Franz Ludwig, damals in Würzburg anwesend, ermunterte, tröstete, erquickte die in der Gefahr Schwebenden, und traf die besten Anstalten zur Rettung. Den großen Schaden, welchen Bamberg erlitten, konnte er aber weder aus eigenen, noch aus Staatsmitteln ganz decken, er forderte daher das von solcher Wassernoth verschont gebliebene Publikum zu milden Beiträgen auf.

So bemühte er sich auch bei vorkommenden Brandunglücken, wenn er zugegen war, die Leute durch seinen Zuspruch zu ermuntern und zu trösten, und die Rettungsanstalten zur schleunigsten und raschesten Thätigkeit anzutreiben. Dieß war besonders bei dem 1789 in Bamberg stattgehabten großen Brande der Fall. Die Lage

der Weinbauer im Maingrunde war im Jahre 1793 eine klägliche geworden. Fünfjähriger Mißwachs des Weines, und dazu ein hoher Preis des Getreides hatte diesen Stand an den Bettelstab gebracht. Obschon nun die herrschaftlichen Getreide-Magazine nur zur Unterstützung hülfloser Unterthanen verwendet wurden, so reichten diese für das große Bedürfniß nicht aus und Franz Ludwig sah sich daher genöthigt, am 14. Oktober 1793 auch für diese sonst fleißige Klasse von Staatsangehörigen die bewährte Mildthätigkeit der Bemittelten in Anspruch zu nehmen. Schon im Jahre 1789 begann, durch eine geringe Ernte begünstigt, ein Steigen der Getreidepreise. Bei Zeiten befahl Franz Ludwig die Errichtung von Fruchtmagazinen, zu welchen nicht nur der Bauer nach dem Verhältnisse seines Besitzstandes, sondern auch alle Beamte und Pfarrer, von den Feldern, die sie entweder als Diensterträgnisse oder als Privateigenthum besaßen, beitragen mußten. Diese Magazine, im Vereine mit den herrschaftlichen Kornböden, brachten es auch dahin, daß die Fruchtpreise keinen übermäßigen Stand erhielten. Doch dauerte der erhöhte Preis der Getreidefrüchte abermals mehrere Jahre. Ein vorzügliches Mittel, dem Wucher der Getreidehändler und Feldbauer entgegen zu arbeiten und zu verhindern, daß die Preise nicht allzuhoch gesteigert werden konnten, war, daß öfters mehrere Wägen mit herrschaftlichem Getreide, ohne daß sie erkannt wurden, auf den Markt in Würzburg geführt und diese Früchte um ein, auch zwei Gulden wohlfeiler abgegeben wurden, als die Marktpreise waren. Den dadurch verlorenen Gewinn verschmerzte der Fürst gerne zum Besten seiner Unterthanen.

Schon viele Jahre litt Franz Ludwig an den Nerven und an Urinbeschwerden, die jedoch durch die gebrauchten ärztlichen Mittel jedesmal wieder geheilt wurden. Am 26. November 1794 erfolgte ein schlagähnlicher Krankheitsanfall, der nun in ein Gallenfieber überging. Am zweiundvierzigsten Tage der Krankheit hatte sich das Fieber verloren, Eßlust und Schlaf wieder eingestellt und der Fürst konnte mehrere Stunden des Tages außer Bette sein, welche Zeit er sogleich wieder den Regierungsgeschäften zuwendete. Aber schon am achtundfünfzigsten Tage stellte sich das Fieber wieder ein, welches von nun an mit wachsender Heftigkeit zunahm.

Am zweiundsiebenzigsten Tage der Krankheit ahnte der erhabene Fürst selbst die nahe Lebensgefahr, doch beschäftigte er sich außer den Fieberanfällen mit dem vollkommensten Bewußtsein, mit aller Gegenwart und Heiterkeit des Geistes, noch mit wichtigen Regierungs- und Privatangelegenheiten.

Am achtzigsten Tage, am 13. Februar 1795 stellte sich gegen Mittag schon ein betäubender Schlaf ein, der gewisse Vorbote des kommenden Fieberanfalles. Gegen zehn Uhr in der Nacht kam der letzte Fieberfrost, er hielt zwei Stunden an. Jetzt kam brennende Fieberhitze mit vorübergehenden Phantasien. Das Athemholen wurde geschwind, tief und beschwerlich. Nach ein Uhr kam starker Schweiß, das Athmen wurde noch beschwerlicher, der Puls geschwinder, kleiner. Der große, fromme Dulder ließ sich jetzt noch einmal die einem Sterbenden nothwendigen Sakramente reichen. Er empfing sie bei gutem Bewußtsein. Gleich nach drei Viertel auf vier Uhr Morgens, am 14. Februar, unterlag seine Nervenkraft den

heftigen Fiebererſchütterungen. Er entſchlummerte ſanft, ſein Geiſt ging in die Ewigkeit über.

Franz Ludwig war fünfundſechszig Jahre alt geworden und hatte nicht ganz ſechszehn Jahre regiert. Sein Körper wurde im Dome, gerade gegenüber der Ruheſtätte ſeines Vorfahrers, beigeſetzt, die Eingeweide, wie gebräuchlich, auf den Marienberg gebracht. Lange war das Grab des größten Fürſten von Franken nicht einmal durch einen einfachen Stein der Nachwelt kenntlich gemacht. Erſt im Jahre 1826 ließ das wiedererrichtete Domkapitel den Stein, der ſeine Eingeweide auf dem Marienberge deckte, erheben, um im Dome damit ſeine Ruheſtätte zu bezeichnen.

Sein Teſtament war der Spiegel ſeines Lebens, die Sorge für das Wohl ſeiner Unterthanen und ſein Wohlthätigkeitsſinn reichten über das Grab hinaus. Seine guten und getreuen Unterthanen empfahl er ſeinem Regierungsnachfolger und erſuchte ihn, ihr Glück und ihr Wohlſtand durch Fortſetzung und Ausbildung guter Erziehungs- und Polizeianſtalten, durch Auswahl rechtſchaffener und geſchickter Beamten, überhaupt durch eine milde und weiſe Regierung immer mehr zu befördern.

Zu ſeinen Haupterben ſetzte er die beiden Oberarmeninſtitute in Bamberg und Würzburg ein. Seine ganze Verlaſſenſchaft ſollte zu Geld gemacht, dieſes in ſicheren Kapitalien angelegt und die Zinſen davon nach den von ihm erlaſſenen Verordnungen über das Armenweſen von den beiden Oberarmenkommiſſionen verwendet werden. Von dieſen Zinſen ſollten jedoch nur die Armen der beiden Reſidenzſtädte derart den Genuß haben, daß von den fraglichen Zinſen nur in dem Falle, wenn die bis-

herigen ordentlichen Einnahmen und Sammlungen nicht zureichen würden, der ſich ergebene Mangel erſetzt werden ſollte. Etwaige Ueberſchüſſe dieſer Zinſen ſollten wieder zum Kapitale geſchlagen werden. Sein edles Herz dachte auch an die anderen Armen im Lande, denn er ſagt: „Zu Gunſten der Armen auf dem platten Lande hätten Wir zwar auch gerne eine Verordnung gemacht; nachdem aber unſere Verlaſſenſchaft nicht ſehr beträchtlich iſt, mithin die Abzinſen derſelben eine Vertheilung unter ſo viele Köpfe nicht annehmen könnten, ohne daß die Wohlthat, welche Wir denſelben angedeihen laſſen wollen, zwecklos werden müßte, ſo bleibt uns nichts übrig, als ſie dem milden Herzen Unſeres Herrn Nachfolger zu empfehlen.“

Nachträglich eine Bemerkung über die von Franz Ludwig widerwillen geförderten falſchen Aufklärungsbeſtrebungen jener Zeit. Es iſt wahr, Franz Ludwig ließ das Licht der Kantiſchen Philoſophie für die Würzburger Univerſität von Königsberg kommen; allein er ahnete in ſeinem edeln Eifer für wahre Volksaufklärung nicht, was es mit jener Philoſophie für eine Bewandtniß habe. Das Wort „Aufklärung“ hatte damals eine noch viel unſchuldigere Bedeutung. Franz Ludwig ſelbſt hatte die beſten Abſichten ſein Volk durch Lehre und Bildung zu beglücken, auch war ſein Streben und ſeine Geſinnung ſtets ſtreng katholiſch. Aber die innere Natur jener nordiſchen Aufklärung war ihm unbekannt, auch war er leider nicht ganz glücklich in der Wahl der Männer, welche ihn in dieſen Angelegenheiten beriethen. Jedenfalls beweist das Beiſpiel des ſonſt frommgläubigen Fürſten, daß man auch in Reform der Wiſſenſchaft vorſichtig ſein müſſe. (S. Düx. im Freiburger Kirchenlexikon Artikel Oberthür.)

2.

Raymund Palmaris.

Ein ſchönes Beiſpiel einer aus dem Handwerkerſtande hervorgehenden, innigen und thätigen Frömmigkeit gab Raymund Palmaris ſeiner Zeit zu Piacenza. Derſelbe, im Jahre 1140 in dieſer Stadt geboren, ſtammte aus einer frommen Familie des Mittelſtandes; zwölf Jahre alt wurde er einem Handwerker in die Lehre gegeben, welche Beſchäftigung aber ſeinem nach höheren Dingen ſtrebenden Geiſte nicht zuſagte. Da er als Jüngling ſeinen Vater verlor und nun nicht mehr gebunden war, bei dem Gewerbe zu bleiben, für welches derſelbe ihn beſtimmt hatte, ergriff ihn das Verlangen, durch Beſuchung der heiligen Stätten in Paläſtina ſeine Andacht zu beleben und zu nähren. Er theilte ſeiner frommen Mutter ſeine Abſicht mit und ſie entſchloß ſich, mit ihm dieſe Wallfahrt zu unternehmen. Nachdem ſie alle durch das Andenken an den Heiland geweihten Orte mit großer Andacht beſucht hatten, kehrten ſie in ihr Vaterland zurück. Raymund verlor bald darauf ſeine Mutter, er heirathete ſodann und fing ſein früheres Handwerk wieder an. Es wurden ihm fünf Söhne geboren, deren jeden er nach empfangener Taufe, Gott zu weihen pflegte, indem er zu ihm betete: „Hier iſt ein Weſen, das dein Bild an ſich trägt, dir weihe ich es als dein Geſchöpf, Leben und Tod iſt in deiner Hand.“ Bald nacheinander ſtarben ihm alle fünf Kinder; er ergab ſich in den Willen Gottes und es war ihm Troſt und Freude, daß ſie der Herr im Gewande der Unſchuld aus dem Leben zu

ſich gerufen. Er betrachtete dieß als eine Mahnung, daß er mit ſeiner Frau von nun an, gleich wie unverehelicht zuſammenleben ſollte und forderte ſie dazu auf, war aber zu gewiſſenhaft, um auch gegen den Willen ſeiner Frau dieß durchſetzen zu wollen. Als ihm nun wieder ein Sohn geworden war, nahm er während einer Abweſenheit ſeiner Frau das Kind aus der Wiege, trug es nach der Kirche, warf ſich mit demſelben vor einem Kruzifix nieder und betete: „Mein Herr und Heiland, der du deine Arme ausſtreckſt, um Alle, welche zu dir ſich hinwenden, aufzunehmen, ich bitte dich, daß, wie du meine fünf Kinder in dem zarten Alter zu dir genommen und ſie zu Miterben der ewigen Seligkeit gemacht haſt, du auch dieſen meinen kleinen Sohn, den du mir über all mein Hoffen verliehen haſt, würdigen mögeſt, daß du ihn zu dir aufnehmeſt. Wenn du aber ein längeres Leben ihm beſtimmt haſt, ſo erhalte ihn keuſch und rein für den heiligen Ordensſtand, welchem ich jetzt ihn weihe.“ Schon in dieſer Zeit, da er noch Handwerker war, und einem Hausweſen vorſtand, benutzte er alle Stunden, die er von der Arbeit in ſeinem Gewerbe erübrigen konnte und die Feſttage, um durch fromme und kenntnißreiche Geiſtliche und Mönche über den Inhalt der heiligen Schrift und die Religionslehre ſich genauer unterrichten zu laſſen. Die dadurch erlangte Kenntniß ſollte ihm dazu dienen, zum Heil Anderer zu wirken. An den Sonn- und Feſttagen verſammelte er ſeine Standesgenoſſen und beſonders Alle, welche daſſelbe Handwerk mit ihm treiben und die er von ihren gewöhnlichen Beluſtigungen in ſolchen Zeiten abzuziehen ſuchte, in einer Werkſtätte und hielt ihnen hier praktiſch chriſtliche Vor-

träge. Dieſe fanden ſo vielen Eingang, daß bald von allen Seiten Viele hinzuſtrömten, um ihn zu hören. Manche forderten ihn auf, auf öffentlichen Plätzen auf dem Markte zu predigen, aber dieß wollte er nicht, indem er erklärte: das ſei nur die Sache der Prieſter und Gelehrten, ein Gelehrter, wie er, könne dabei leicht in Irrthümer verfallen. Er begnügte ſich mit den einfachen praktiſchen Ermahnungen für ſeine Handwerksgenoſſen, dieſe betrachteten ihn wie ihren geiſtlichen Vater, und es war wie eine fromme Gemeinſchaft unter ſeiner Leitung.

Nach dem Tode ſeiner Frau beſchloß er ſeinen längſt gehegten Vorſatz auszuführen und ſich von allem weltlichen Treiben ganz zurückzuziehen. Er vertraute ſeinen kleinen Sohn der Fürſorge ſeiner Schwiegereltern, daß er zu einem frommen Mönch erzogen werde. Er übergab ihnen alle ſeine Habe, daß ſie dieſelbe zum Beſten dieſes Sohnes verwalten und gebrauchen ſollten. Er wollte nun nach allen heiligen Orten wallfahren und zuletzt in der Nähe des heiligen Grabes ſich niederlaſſen, da ſein Leben beſchließen. Schon hatte er die Wallfahrt nach S. Jago di Compoſtella in Spanien und anderen heiligen Städten vollbracht, zuletzt nach Rom ſich begeben und wollte nun nach Jeruſalem, wurde aber durch ein Geſicht eines Beſſeren belehrt. Da er ſich in der Wallfahrertracht in einer Halle bei der Peterskirche zu ſchlafen niedergelegt hatte, hatte er eine Erſcheinung Chriſti, die ihm ſagte: es gefalle ihm ſein Vorhaben, nach dem heiligen Grabe zu wallfahren, keineswegs. „Du ſollſt — ſo ließ ſich die Stimme vernehmen — dich mit ſolchen Dingen, welche mir wohlgefälliger und dir nützlicher ſind, beſchäftigen, mit Werken der Barmherzigkeit. Glaube nicht daß

ich bei dem letzten Gericht nach Wallfahrten und ſolchen Uebungen beſonders fragen werde, wenn ich ſagen werde: ich bin hungrig geweſen und ihr habt mich geſpeiſet u. ſ. w. (Matth. 24.) Du ſollſt nicht länger in der Welt herumſtreifen, ſondern gehe nach deiner Vaterſtadt Piacenza zurück, wo ſo viele Arme, ſo viele verlaſſene Wittwen, ſo viele Kranke meine Barmherzigkeit anflehen, und Keiner iſt, der ſich ihrer annimmt. Gehe dahin und ich werde mit dir ſein, und dir Gnade geben, daß du die Reichen zur Wohlthätigkeit, die Streitenden zum Frieden, die Verirrten zum Guten ermahnen könneſt. Dieſer Mahnung folgend kehrte er im Jahre 1178 nach Piacenza zurück und der Biſchof, dem er die Sache vortrug, glaubte es als einen göttlichen Ruf anerkennen zu müſſen.

Es wurde ihm von den Kanonikern der Kollegiatkirche ein Haus übergeben, das er für ſeine Zwecke gebrauchen konnte. Er ſuchte alle verſchämten Armen, oder ſolche die wegen Krankheit nicht betteln konnten, auf, ſammelte Almoſen für ſie, übernahm ihre Pflege. Alle Hülfloſen fanden bei ihm Aufnahme und Fürſorge. Sein Beiſpiel wirkte auf Andere, Manche aus der Stadt ſchloſſen ſich ihm an, unter ſeiner Leitung die Armen- und Krankenpflege mit ihm zu theilen. Eine beſondere Wohnung beſtimmte er für die Kranken und Armen des weiblichen Geſchlechtes; Hier nahm er auch Solche auf, welche vom unkeuſchen Leben zur Buße zu rufen, ihm gelungen war, und er vertraute deren Leitung frommen bewährten Frauen. Nachdem ſie einige Zeit ſo verlebt hatten, überließ er es ihrer Wahl, welche Lebensweiſe ſie ergreifen wollten. Wenn ſie ſich zu verheirathen wünſchten, ſuchte er ihnen dazu zu verhelfen und ver-

ſchaffte ihnen von frommen Männern eine Ausſteuer. Für die, welche eine Neigung zum Kloſter zeigten, wußte er eine Aufnahme in Klöſtern auszuwirken. Eifrig beſuchte er die Gefängniſſe, theilte leibliche Wohlthaten unter die Gefangenen aus und ſuchte durch ſeine Ermahnung und Zuſprache auf das Heil ihrer Seelen einzuwirken. Für Diejenigen, bei welchen er wahre Buße erprobt zu haben glaubte, verwandte er ſich bei den obrigkeitlichen Behörden und verbürgte ſich für ſie, daß ſie ein anderes Leben anfangen und der Stadt zum Beſten gereichen würden. Manche von Dieſen zogen ſich, um den Verſuchungen zu entgehen, in's Kloſter zurück und zeichneten ſich von nun an durch frommen Wandel aus. Er ſuchte die ausgeſetzten Kinder auf, nahm ſie liebreich in ſeine Arme, trug ſie in ſeine Wohnung und ſorgte für ihre Erziehung. Oft nahm er Kranke, die er in den Straßen fand, auf ſeine Schultern und brachte ſie in jenes Haus. Wittwen und Mündel und alle Unrecht Leidenden fanden in ihm einen Beſchützer. Sein Kreuz vor ſich her tragend, und auf den vertrauend, der dadurch abgebildet wurde, fürchtete er nichts; auf deſſen Liebe, die ihn für das Heil der Menſchheit ſein Leben zu wagen angetrieben, berief er ſich, um die Leidenſchaften zu beſchwören. So verſöhnte er die Streitenden mit einander, ſo ſuchte er die Kämpfe der gegen einander wüthenden Parteien unter den bürgerlichen Zwiſtigkeiten Italiens zu beſchwichtigen. Als die Bürger von Piacenza und Cremona mit einander in Krieg gerathen waren, ſtürzte er ſich mitten unter die einander entgegenſtehenden Heere und vermochte ſeine Landsleute zur Ruhe zu bringen. Aber die Cremoneſer wurden, da er ihnen mit dem göttlichen Ge-

richte drohte, erbittert und ſchleppten ihn als Gefangenen fort; doch der Geiſt der Liebe, der in ihm war, machte auf ihre Gemüther ſo großen Eindruck, daß ſie ihn ſpäter frei ließen und es bereuten, einen Mann, den ſie als Heiligen verehren mußten, ſo behandelt zu haben. Nachdem er zweiundzwanzig Jahre gewirkt hatte, ſah er freudig dem Tode entgegen. Er empfahl ſeinen Gefährten die Fortſetzung ſeines Werkes, die Fürſorge für die Armen, die er zurückließ; er dankte dem Heiland, daß er ſeine irdiſche Laufbahn zu dem erſehnten Ziele geführt; er ließ den einzigen ihm übrig gebliebenen Sohn kommen, warnte ihn vor der Liebe zu den nichtigen Gütern der Welt und ihren Verſuchungen, rieth ihm, der Weihe zufolge, welche er als Kind empfangen, ſich in das Kloſter zu flüchten. Er bezeugte, daß er nicht auf ſein Verdienſt, ſondern auf Chriſti Barmherzigkeit vertraue. Heiter blickte er auf das Kreuz, das ihn bei ſeiner gottgeweihten Thätigkeit immer begleitet hatte und ſprach: „in deinen Armen, in deinem Namen gehe ich aus dieſer Welt, zu meinem Heiland und Schöpfer“ — ſeine letzten Worte.

3.

Benedikt und die Benediktiner.*

Im ſinkenden Römerreiche, deſſen gänzlicher Verfall im Abendlande bereits unaufhaltſam eingebrochen war, bildete ſich durch die Kraft des Chriſtenthums unter den Trümmern des alten Reiches im ſechsten Jahrhundert ein Verein von der höchſten ſittlichen Kraft, den Gott zum feſten Damm gegen die zunehmende Verweichlichung einerſeits und gegen die drohende Verwilderung andererſeits beſtimmt hatte. Dieſer einflußreiche Verein dankt ſeinen Urſprung dem heiligen Benedikt. Derſelbe ſtammte aus einer vornehmen Familie in Nurſia, und erhielt ſeine höhere Bildung in Rom. Das Verderben der Welt trieb den Jüngling mit dem ernſten Sinne hinaus in die Einſamkeit der Berge, um dort in heiligem Wandel Gott allein zu dienen. Die Gegend von Sublakus (am See, jetzt Subiaco) bot ihm die erſehnte Zufluchtsſtätte; eine ſtille Felſenhöhle wurde ſein erſter Aufenthalt durch drei Jahre. Gott hatte ihn zur Leuchte für eine halbe Welt beſtimmt: durch Hirten, die ihn entdeckt, verbreitete ſich bald der Ruf ſeiner Heiligkeit und zog Hohe und Niedere in bedeutender Anzahl herbei, welche unter ſeiner Leitung die gleiche Lebensweiſe führen und dem Streben nach ſittlicher Vollkommenheit ſich

* Aus J. Feßler's Geſchichte der Kirche Chriſti, Wien 1857, der beſten unter allen kürzeren populären Kirchengeſchichten, die beſonders allen Laien um ſo mehr empfohlen zu werden verdient, als der Preis des ſchön ausgeſtatteten Buches beiſpiellos billig iſt.

widmen wollten. Deßhalb gründete er zwölf kleine Klöſter und gab jedem einen Vorſteher. Der Neid eines benachbarten Prieſters vertrieb ihn aus dieſer Gegend, und er wanderte (Jahr 529) zu einem andern entfernten Berge, Namens Kaſſinum im alten Samniterlande, noch jetzt Monte Cassino genannt. Da reinigte er zuerſt die Gegend von den dort noch vorhandenen Ueberreſten des Heidenthums, baute ein Kloſter und mehrere Kirchen, und fand bald wieder zahlreiche Schüler, denen er eine mit größter Weisheit abgefaßte Regel zur Befolgung vorſchrieb. Die Gabe der Wunder und der Weisſagung, welche ihm Gott verliehen hatte, verſchaffte ihm in den Augen der Welt ſolches Anſehen, daß ſelbſt der wilde Gothenkönig Totila auf ſeinem Kriegszuge durch Italien den Mann Gottes erfurchtsvoll aufſuchte und ſeinem Gebete ſich empfahl. Die liebevolle Wohlthätigkeit, womit er allen Bedrängten beiſtand, und beſonders zur Zeit einer großen Hungersnoth alle Vorräthe des Kloſters bis zum letzten Oeltropfen, unbeſorgt um die eigenen Bedürfniſſe an die nothleidenden Bewohner des Landes freigebig ausſpendete, machte, daß er weit und breit wie ein Vater geliebt und verehrt wurde. Gegen ſeine Mönche verband er ſtrengen Ernſt mit kluger Milde, zeigte ſtets in Allem die tiefſte Demuth, Selbſtverläugnung, Gebetseifer und Liebe zur himmliſchen Wiſſenſchaft, und leuchtete ihnen durch das Beiſpiel jeglicher Jugend auf dem Wege zum Himmel voran. Endlich von ſchwerer Krankheit ergriffen und ſeinen nahen Tod vorausſehend, ließ er ſich in die Kirche tragen, ſtärkte ſich durch den Empfang der heiligen Sakramente, und dort, von ſeinen Mönchen gehalten, gab er

ſtehend und betend, die Hände zum Himmel erhoben, ſeinen Geiſt auf im Jahr 543.

In der von ihm verfaßten Regel für ſeine Schüler iſt der Geiſt des Mannes und die Idee ſeines Ordens gleichmäßig ausgeprägt. Jedes Kloſter war ein freier, für ſich abgeſchloſſener Verein von Gleichgeſinnten, die ſich ein Oberhaupt aus ihrer Mitte wählten, dem Alle gehorchten und Alle den Namen: Vater (Abbas) gaben, wie ſie ſich denn Alle unter einander Brüder nannten. Der Beſte und Weiſeſte ſollte jedesmal das Haupt der Genoſſenſchaft werden; ihm war lebendige Gottesfurcht und ſtete Erinnerung an das kommende Gericht Gottes, umſichtige Klugheit und beſonnene Mäßigung, unparteiiſche Strenge und ſchonende Milde, endlich gleiche Liebe gegen Alle ſtrengſtens aufgetragen; über ihm, wie über Allen ſteht das Geſetz heilig und unverbrüchlich (regula sancta) Ihm zur Seite, doch untergeordnet, ſteht der Prior (Praepositus), ſodann zur beſſeren Aufſicht und Leitung über je zehn Mönche ein Dekan. Wichtige Dinge ſoll der Abt mit Allen berathen, minder wichtige nur mit den Alten. Freudiger, unbedingter Gehorſam um Gottes willen iſt die Seele des ganzen Vereines; die Jüngeren ſollen den Aelteren Ehrfurcht und Unterwürfigkeit bezeigen. Alles Beſitzthum des Kloſters iſt Gemeingut Aller, von dem die Bedürfniſſe eines Jeden nach dem Ermeſſen des Verwalters und des Abtes genügend befriedigt werden; beſonderes Eigenthum darf unter ſtrenger Ahndung Keiner beſitzen.

Die Aufnahme in dieſen klöſterlichen Verein geſchieht nur nach ſorgfältiger Prüfung des Berufes durch ein volles Jahr; dreimal wird dem neuen Ankömmlinge

binnen dieſer Zeit die Regel vorgeleſen mit der Frage, ob er ſie genau halten könne und wolle. Bleibt er feſt auf ſeinem Vorhaben und iſt er ſonſt würdig befunden, ſo gelobt er feierlich vor Gott und den Brüdern, daß er dieſes Kloſter fortan nicht mehr verlaſſen, dort ein gottgeweihtes Leben führen und ſtets treuen Gehorſam erzeigen wolle. Im Kloſter ſelbſt herrſchte ernſte Zucht, worüber zunächſt der Prior und die Dekane wachten. Jede Uebertretung der Regel ward ſtrenge geahndet; Unverbeſſerliche wurden aus dem Kloſter geſtoßen.

Die Nahrung und Kleidung der Mönche, die in der Regel nur Laien waren, ſollte höchſt einfach ſein; der Genuß von Fleiſch war bloß den Kranken geſtattet, wie denn überhaupt für die Kranken, für die Schwächeren und Aelteren eine rührende Sorgfalt erſichtlich iſt. Tiefe Demuth und innere Selbſtverläugnung wurde als die Grundlage aller Tugenden zumeiſt empfohlen, gelehrt und geübt; wahrer Glaube und Gottesfurcht durfte Keinem fehlen; ausdauernde Geduld und ſtille Beſcheidenheit ſollten Alle ſich eigen machen; der rechte Eifer zu allem Guten ſollte Jeden beſeelen. Die Gaſtfreundſchaft galt ihnen als heilige Pflicht. Der kurze Inbegriff aller Pflichten des wahren Mönches läßt an dem Bilde eines vollkommenen Menſchen nichts zu wünſchen übrig.

Fortwährende nützliche Beſchäftigung wurde als die beſte Schutzwehr gegen die Gefahren des Müßigganges angeordnet. Bei Tag und bei Nacht ſollten ſie fleißig zur beſtimmten Stunde dem Gebete obliegen. Das Gebet wechſelte ab mit Studium und Handarbeiten im Hauſe, Felde und Garten. Auch die Künſte waren nicht ausgeſchloſſen; nur war den Künſtlern ganz beſonders

die Demuth an's Herz gelegt. Unter dieſen Künſten nahm ſchon früh eine hervorragende Stellung ein die Schreibekunſt, um deren Aufnahme in den Klöſtern ſich beſonders Caſſiodorus große Verdienſte erwarb. Dieſer war im Anfange des ſechsten Jahrhunderts durch viele Jahre erſter Staatsminiſter des berühmten Königs Theodorich und ſeiner Nachfolger; endlich legte er alle ſeine Würden nieder und wurde um das Jahr 540 Mönch, wo er dann mit größtem Eifer die Wiſſenſchaft pflegte, eine herrliche Bibliothek anlegte und das Abſchreiben der Bücher unter den Mönchen eifrig betrieb.

Die Regel des heiligen Benedikt, ein vollendetes Muſter echter Regierungsweisheit, hat ihre aus dem Geiſte des Chriſtenthums geſchöpfte innere Lebenskraft durch ihre Früchte am beſten der Welt gezeigt. Auf ihrem Grunde erwuchs ein großer Orden, welcher der Kirche achtundzwanzig Päpſte, zweihundert Kardinäle, ſechszehnhundert Erzbiſchöfe, viertauſend Biſchöfe, und endlich zahlloſe Heilige und Gelehrte gab; noch heut zu Tage, nach mehr als tauſend Jahren, leben viele Tauſende nach dem Geſetze des heiligen Benedikt, welches nie durch eine allgemeine Anordnung der Kirche vorgeſchrieben wurde, ſondern durch ſeine anerkannte innere Vortrefflichkeit von ſelbſt überall Eingang fand. Schon im ſechsten Jahrhundert verbreitete ſich dieſe Regel über ganz Italien, weiter durch Benedikt's großen Schüler, den heiligen Maurus, nach Gallien, dann auch nach Spanien und Britannien, und wurde für die nächſte trübe Zukunft ein wahrer Segen des Abendlandes.

4.

Züge aus dem Leben des heiligen Franz von Sales.

Wem sollte das Leben des heiligen Franz von Sales nicht bekannt sein? Jede Legende enthält Ausführliches und doch dürften die nachfolgenden Charakterzüge zu dem weniger bekannten gehören.*

Von den Kardinaltugenden besaß dieser große Heilige die Klugheit in hohem Maße, wiewohl diejenige der Welt bei ihm nichts galt. Die Gerechtigkeit übte er darin, daß er alles auf Gott bezog, in allem ihm die Ehre gab. Diese Gerechtigkeit spiegelte sich auch ab in seiner unermüdlichen Wachsamkeit über den ganzen Sprengel, in den häufigen Besuchsreisen durch denselben, in der warmen Obsorge um das Seelenheil eines jeden Einzelnen. Bewunderungswerth war seine Seelenstärke, sie blieb stets unerschüttert, ob auch Sturm von aussen her um ihn tobte. „Wir sind Kinder der Leiden und des Todes unseres Herrn," sagte er einst, „darum ist es billig, daß auch in unser Leben Beschwerde sich mische." In Mäßigkeit mochte er als seltenes Beispiel dienen. Bessere Speisen ließ er nur für Gäste auf den Tisch bringen, seinen Antheil schickte er Kranken und begnügte sie mit gröberer Nahrung. Während der Hälfte der Tischzeit ließ er aus der heiligen Schrift, oder aus dem Leben der Heiligen lesen und vertiefte sich in das Gehörte bisweilen so sehr, daß er Essen und Trinken darüber

* Seiner Zeit in der Tüb. Quartalschr. Bd. 24 nach einer Veröffentlichung des Abbe Baudry mitgetheilt.

vergaß. Mancher Mortifikation unterzog er ſich, doch immer heimlich, denn nie wollte er dergleichen zur Schau tragen. Seine Keuſchheit beſtand nicht bloß in Vermeidung alles Unreinen, ſondern bewährte ſich in Wort, Blick und Haltung. Nicht geringer war ſeine Demuth; er hielt nichts von ſich ſelbſt, ſprach lieber von den Verdienſten Anderer, verhehlte nicht ſeine Unvollkommenheiten, ging in unbeſchreiblicher Gutmüthigkeit auch mit den Geringſten um, erwies ſich erkenntlich auch gegen die unbedeutendſten Dienſtleiſtungen, und nichts fiel ihm empfindlicher als öffentlich ertheilte Lobſprüche. Es befand ſich in jener Zeit zu Annecy keine biſchöfliche Wohnung. Da wurde ihm ein Haus mit räumlichen Gemächern, großen Sälen und weiten Gängen angewieſen. Franz aber ließ ſogleich ſein Bett in ein ganz enges Zimmer bringen: „wenn ich den ganzen Tag, ſagte er, durch die großen Säle und weiten Gänge als Prälat gewandert bin, ſo will ich des Abends als armer, unbedeutender Menſch, wie ich einer bin, mich untergebracht ſehen.“ Wenn bei einem Gang durch die Stadt ſeine Diener die Vorübergehenden, beſonders Beladene, aus dem Weg weiſen wollten, verwies er es ihnen mit dem Wort: „ſind denn das nicht Menſchen wie wir?“ — Seine Geduld war über jede Probe erhaben. Weder Schmerz noch Verluſt der Seinigen, noch Bosheit der Menſchen vermochte ſeinen innern Frieden zu ſtören. Ein Mann von Annecy, der im Wahn ſtand, der Biſchof habe ihm Schaden zugefügt, ließ ſeiner Zunge ungezügelten Lauf wider denſelben. Franz begegnete ihm einſt und ſagte mit ſeiner gewohnten Sanftmuth: „Sie wollen mir übel, ich weiß es, entſchuldigen Sie ſich nicht; aber ich

verſichere Sie, wenn Sie mir ein Auge ausriſſen, ich würde Sie mit dem andern dennoch freundlich anblicken!“ Wie heftige Schmerzen er auch gegen das Ende ſeines Lebens lange Zeit litt, nie entfuhr ihm darüber eine Klage, nie zeigte er ſich ungeduldig, nie ließ er ſich dadurch von der gefliſſentlichſten Wahrnehmung ſeiner Obliegenheiten abhalten. Seine Sanftmuth kam ſeiner Geduld gleich. Warf man ihm vor, er ſei gegen gewiſſe Perſonen zu nachſichtig, ſo entgegnete er: „iſt es nicht beſſer, ſie mit Milde in's Fegfeuer, als durch Strenge in die Hölle zu ſchicken?“ Oder: „verdient Bekehrung zur Reue nicht den Vorzug vor der Strafe?“ — Eben ſo groß und aufrichtig war ſeine Feindesliebe. Ein Edelmann ſprach bei mehreren Gelegenheiten ſehr unglimpflich über ihn. „Es thut mir leid, ſagte Franz, weil der Nächſte hieran Anſtoß nehmen kann; was Anderes aber kann ich machen, als Gott für ihn bitten?“

Seine Andacht, ſein Gebet, ſein Verſenktſein in Gott läßt ſich in Worten nicht ausdrücken. „Ich bin von Menſchen umgeben, ſchrieb er einſt der Chantal, aber mein Herz weilt in der Einſamkeit.“ Ein andermal ſagte er ihr: „Mein erſter Gedanke bei dem Erwachen iſt Gott, mit ihm ſchlafe ich auch ein.“ Sein Werk von der göttlichen Liebe (Philothea) iſt ein heller Spiegel ſeines zu Gott gewendeten Innern. Keinen Tag ließ er hingehen, ohne das Meßopfer dargebracht zu haben. Und wie erſchien er am Altar? Voll der tiefſten Ehrerbietung, die Augen geſenkt, aber aus den Zügen eine innere Klarheit ſtrahlend, ſo daß jeder Anweſende hingeriſſen wurde zur Andacht. Beſondere Verehrung erwies er der heiligen Jungfrau, und geſtand ſelbſt, hieraus

und von dem heiligen Sakrament habe er zu jeder Zeit die kräftigste Hülfe gewonnen. Er selbst katechisirte die Kinder der Stadt; als Prediger war er unermüdlich. Wiederholt wurde er deßhalb in der Advents- oder Fastenzeit nach Paris, nach Grenoble, nach Dijon berufen. „Hier in Paris", schrieb er der Chantal, „predige ich vor Prinzen und Prinzessinnen; aber ich versichere Sie, daß es mir in unserer kleinen Kirche von Mariä Heimsuchung ungleich besser von Herzen geht."

Werke der Barmherzigkeit übte er in jeglicher Weise; er besuchte Kranke und Gefangene, war der Vater der Armen, und umsonst wendete sich kein Hülfsbedürftiger an ihn. Den Seelenfrieden, der ihn umfloß, suchte er überall hin zu verpflanzen, und war nicht bloß ein Bote, sondern zugleich ein Pfleger des Friedens. Wie er ein Todfeind der Rechtshändel war, so ließ er sich gerne erbitten, durch seine gütliche Vermittlung dergleichen zu beseitigen. Vielfältig übte er das Amt eines Friedensrichters, und fand durch glücklichen Erfolg seines Bemühens für alle Anstrengung und allen Zeitverlust reichlich sich belohnt.

Wie er nach Stand und Würde Jedermann Ehre erwies, so geschah dieses vorzüglich gegen Priester, ohne Rücksicht auf ihre Herkunft. „Es schmerzt mich immer, sagte er, wenn ich sehe, daß man diese zeitlichen Verhältnisse in Anschlag bringt."

Leben und Tod waren ihm gleich, insofern er in beiden nur den Ausdruck des göttlichen Willens mit dem Menschen ehrte. Dem Erzbischof von Chalcedon, seinem Bruder und Nachfolger, schien er einst nachdenklich und traurig. Hierüber befragt, sagte er: „Nein, ich bin nicht traurig, aber ich horche auf, um inne zu werden, wenn

die Stunde der Abreiſe ſchlagen wird.“ Nie vergoß er ſo viele Thränen, als bei der Nachricht von dem Tod ſeiner Mutter, aber er beruhigte ſich mit Davids Wort: „Ich ſchweige Herr! und öffne meinen Mund nicht, denn Du haſt's gethan!“ Vor ſeiner letzten Reiſe nach Paris, auf welcher in der Tod ereilte, ſagten die Frauen von der Heimſuchung: „Gott führe Sie uns wieder zurück, gnädiger Herr!“ „Wenn es ihm aber nicht gefällt, erwiederte er, was wird man dann dazu ſagen dürfen?“ Er pflegte häufig Sankt Paul's Wort im Munde zu führen: „Was willſt du, Herr, daß ich thue?“ Er nannte es ein wunderwerthes Wort. — Franz beſaß eine außerordentliche Gabe, die Geiſter zu prüfen, und verſicherte, oft in das Herz von Perſonen, die ſich in geiſtlichen Angelegenheiten an ihn wendeten, wie durch einen Kryſtall zu ſehen. Manchen ſagte er: „Ihr offenbart Euch nicht gänzlich.“ Einer Perſon bemerkte er: „Sie verſchweigen mir, was Sie mir einſt mitgetheilt zu haben wünſchen werden, dann aber wird es nicht mehr Zeit ſein.“ Durch dieſe Gabe auch ward er ein ſo ausgezeichneter Seelenarzt. Einer Perſon, welche durch Zweifel und Beſorgniß um ihre Rettung ſehr gequält war, gab er zur Antwort: „Sie müſſen Ihre Seele verlieren um ſie zu gewinnen;“ und da dieſelbe weitere Belehrung verlangte, fügte er bei: „das genügt, Sie bedürfen mehr der Unterwerfung, als der Belehrung.“ Es fehlt ihm auch nicht an Blicken in die Zukunft.

Seine Hochherzigkeit, eine Frucht einfachen Gottvertrauens, zeigte ſich in manchen, wichtigen und ſchwierigen Begegniſſen ſeines Lebens. Bald nachdem er auf den Biſchofsſtuhl erhoben worden, mußte er ſich in die Land-

ſchaft Gex begeben, um den katholiſchen Glauben in einigen Pfarreien herzuſtellen. Die Schwierigkeit über die Rhone zu ſetzen, war zu groß, und herzhaft wandte er ſich nach Genf, um dort über die Brücke zu fahren. Nicht ohne Lebensgefahr, aber zu eben ſo großer Verwunderung ſeiner Gefährten, durchfuhr er die ganze Stadt, und wäre er angefragt worden, ſo hätte er nach ſeinem eigenen Geſtändniß lieber den Tod gelitten, als ſeine Würde verläugnet; wie er auch ſeinen Bedienten ſtrengen Befehl gab, wenn man am Thor fragen würde, wer er wäre, zu antworten: der Biſchof des Sprengels! Die Bedienten gaben auch wirklich dieſe Antwort. — Groß war ſeine Ausdauer im Beichtſtuhl. Alle Sonn- und Feſttage drängten ſich die Leute um ihn, Herren, Frauen, Bürger, Soldaten, Dienſtmädchen, Bauern, Bettler, Kranke, mit ekelhaften Beſchwerden Behaftete; Alle, ohne Unterſchied der Perſonen, nahm er mit gleicher Liebe und Milde auf; keinen Menſchen, wie gering er war, wies er zurück. Selbſt wenn er in der Domkirche zur Meſſe angekleidet war, verzögerte er dieſe, um jener Obliegenheit ſich hinzugeben, kam aber Jemand in ſeine Wohnung, ſo ſtund er ſelbſt vom Tiſch auf, um ihn anzuhören. An Jubelfeſten und bei derartigen Gelegenheiten ſaß er oft Tag und Nacht bis zur Erſchöpfung im Beichtſtuhl. Um den Beichtenden Vertrauen einzuflößen, ſagte er ihnen: „Machet keinen Unterſchied zwiſchen euerem und meinem Herzen, unſere Seelen ſind gleich.“ Seine unvergleichliche Gutmüthigkeit wußte die verſchloſſenſten Herzen ſich zu öffnen, jeden Schaden daraus hervor zu ziehen, geſunde und feſte Entſchließungen in dieſelben zu pflanzen und Zweifel in erquickliche Seelenruhe zu verwandeln.

Gleichen Eifer erzeigte er zur Vervollkommnung der Ordensleute in ſeinem Sprengel. Durch ſein Bemühen wurde des muſterhafteſte Leben in die Klöſter zurückgeführt. Er ſagte einſt: „Würde eine weltliche Perſon mich befragen, was ſie ihres Heils wegen thun ſolle, ſo würde ich ihr antworten: den göttlichen Befehlen gehorchen. Würde ich aber von einer, dem Stand der Religioſen angehörenden Perſon, befragt, ſo würde ich ſagen: Gott ohne allen Rückhalt ſich ergeben. Der unumſchränkte Herr will Alles oder Nichts, er will ausſchließlich herrſchen oder nicht. Die Lauen ſpeit der Herr aus.“ — Auch ſeine Schriften haben einzig den Zweck, den Weg zu Gott zu weiſen, auf welchem er ſelbſt wandelte, und weltliche Ehren und Güter darüber gering achtete. Als König Heinrich der Vierte Alles anwendete, um ihn in Frankreich zurückzuhalten und ihm die reichſten Beneficien anbot; ließ er ſich durch nichts hiezu bewegen; „ſei es doch beſſer, wenig zu bedürfen, als viel zu haben.“ Es wurden ihm verſchiedene Bisthümer angetragen. Er erwiederte: „Sollte ich mein Bisthum aufgeben, ſo geſchähe es nicht, um ein anderes anzunehmen. Denn ob die Vorſehung von dieſer Stellung mich abrufe oder an derſelben laſſe, das iſt mir völlig gleich. Würde ich nicht beſſer daran ſein, wenn nicht ſo viel auf mir läge, damit ich ein wenig an dem Kreuz meines Heilandes aufathmen und etwas zu ſeiner Verherrlichung ſchreiben könnte.“

Jedermann hatte Zutritt zu ihm, und ſeine Dienerſchaft durfte nie Jemand wegweiſen, es mußte ein ſehr dringendes Geſchäft ſein, wenn er ſich zurückziehen ſollte. Jedermann ohne Unterſchied empfing er mit gleich freund-

lichem Blick, hörte Jedermann gleich ruhig an, und Jedermann verließ ihn gleich befriedigt. Seine Rede war ernst, mild, weise; der Ton würdig, etwas leise, ungekünstelt; er liebte auch hierein die Einfachheit. Als ihn im Kloster der Visitantinerinnen zu Lyon der Schlag traf, an welchem er bald starb, meinte eine Schwester Wärterin durch eine angenehme Nachricht ihn aus betäubendem Schlummer wecken zu sollen, und sagte, sein Bruder sei da; aber mit kräftigem Ton erwiederte er: „Schwester! man darf nicht lügen.“

Seine Bisthumsverwaltung war in jeder Beziehung musterhaft zu nennen. Jedes Jahr hielt er zu großem Segen des Sprengels Synoden. Wie beschwerlich auch die Besuchsreisen waren, indem er an manchen Ort nur auf den beschwerlichsten Fußpfaden gelangen konnte, so unterließ er dieselben doch nie. Daher zeichneten sich auch in seinem Sprengel die Geistlichen durch Eifer und Pflichttreue, die Laien durch freudige Erfüllung aller religiösen Obliegenheiten und durch ehrbaren Wandel aus. Eben so war auch sein Hauswesen wohl bestellt; er nahm nur ehrbare, gesittete, in Kleidung, That und Wort bescheidene Leute in dasselbe auf. So wurde er schon während seines Lebens für einen Heiligen gehalten, und der Herzog von Savoyen nannte ihn mehr als einmal den heiligen Karl seines Landes. Sein Ruf verbreitete sich durch alle Staaten Europas, und man sprach von ihm, wie von einem heiligen Hieronymus und ähnlichen Heiligen.

An St. Johann des Evangelisten Tag des Jahres 1622 las er zu Lyon in der Kirche der Frauen von der Heimsuchung Maria Messe. Trotz dem, daß er schon

ſehr angegriffen war, begab er ſich doch noch eines Liebeswerkes wegen zu dem Herzog von Nemours. Nach Tiſch ſchrieb er einen andächtigen Brief an eine Aebtiſſin, bis ihm die Augen ſchwanden und er vom Schlag getroffen niederſank. Seine Dienerſchaft ſah bald, daß er ſeinem Ende entgegen gehe, und bat ihn, er möchte noch Etwas zu ihr ſagen: „Bleibet im Frieden, und lebet in der Furcht Gottes!“ waren ſeine Worte. Auf die Frage, ob man nicht das heilige Sakrament in der Kirche ausſtellen und Fürbitten für ihn veranſtalten ſollte? entgegnete er: „Ich bin's nicht würdig.“ Man drang in ihn, er ſolle, wie einſt der heilige Martin, ſeine Geneſung von dem Herrn erflehn. „Ach nein, das mag ich nicht, ich weiß, daß ich ganz unnütz bin.“ Als er dem Tod nahe war, ſchlug er plötzlich die Augen auf, und richtete ſie gen Himmel und ſagte: „Gott! alle meine Wünſche ſind nach der Ewigkeit und nach meinem Heiland Jeſus Chriſtus gewendet! Der Arzt wendete mancherlei, höchſt ſchmerzliche Mittel an, um das Uebel zu heben; geduldig ließ er dieſes Alles mit ſich geſchehen und ſagte: „Der Arzt mag mit dem Kranken vornehmen, was er gut findet.“ Aber am folgenden Tag, während die Litanei gebetet wurde, verſchied er, im ſechsundfünfzigſten Jahre ſeines Lebens, im zwanzigſten ſeiner biſchöflichen Würde, in dem Häuschen des Kloſtergärtners der Viſitantinerinnen, denn eine andere Wohnung hatte er nicht annehmen wollen.

Kaum war ſein Hinſcheid ruchtbar geworden, ſo ſtrömte Alles zu der Leiche, man knieete vor ihr nieder, küßte Hände und Füße, und glücklich ſchätzte ſich, wer von der Dienerſchaft etwas erhalten konnte, was der

Verſtorbene nur berührt hatte. Man brachte eine Menge Tücher, um ſie beim Oeffnen des Leichnams in ſein Blut einzutauchen und als Reliquie aufzubewahren. Auf Bitte der Vorſteher der ausgezeichnetſten Klöſter mußte ſein Bruder und Nachfolger ſeine Prieſterkleider vertheilen. Sein Roſenkranz wurde unter Perſonen des höchſten Ranges vertheilt. Bei der Ausſetzung des Leichnams in der Kirche zu Lyon drängte ſich das Volk ſchaarenweiſe hinzu und ſuchte Roſenkränze und andere Mittel zur Andacht in Berührung mit dem Leichnam zu bringen; ja es koſtete Mühe dieſen von Lyon wegzuführen. Als dieſes dennoch geſchehen war, gereute es die Bürger, es nicht gehindert zu haben. Auf dem ganzen Wege bis nach Annecy kamen die Einwohner der benachbarten Ortſchaften an die Straße, und die Kirchen, in welche der Leichnam während der Raſtzeit geſtellt wurde, waren ſtets angefüllt. Wie er zu Annecy empfangen wurde, läßt ſich leicht denken. Die Kirche der Viſitantinerinnen, in welcher er ſich ſeine Ruheſtätte erwählt hatte, erhielt in koſtbaren Geſchenken noch lange Zeit die Beweiſe der hohen Bewunderung, welche eine ſo ſeltene Erſcheinung in Aller Herzen hervorgerufen hatte.

5.

Der christliche Volkslehrer Peter Canisius.*

Wahrhaftig ein Apostel Deutschlands, wie ihn Viele nennen, ja ein Lehrer Europas, ein Lehrer der Völker, dessen leuchtende Frömmigkeit und Tugend, dessen hohe Verdienste um die katholische Kirche zu keiner Zeit vergessen werden können. Er wurde zu Nimwegen in den Niederlanden, von sehr geachteten und reichen Eltern am 8. Mai 1521 geboren, zur Zeit, als Leo der Zehnte auf dem römischen Stuhle saß und Carl der Fünfte das Reich regierte. Als Kind und Knabe liebte Canisius schon die Einsamkeit. Da er zu Hause noch lernte, zog er sich oft aus dem Getümmel der Menschen zurück, an einen einsamen Ort, wo er in Andacht zerschmelzend, heiß und innig zu Gott betete. Merkwürdig ist die Weissagung der Reinalda, einer überaus frommen Wittwe, welche zu jener Zeit lebte, hinsichtlich seiner. Canisius selbst bezeugt, was sie im Kreise der Freunde, die sie oft besuchte, von den schweren Ungewittern, welche kommen und den Katholizismus bedrohen würden, weissagte. Von Gott erleuchtet, sagte nämlich diese fromme Frau: „daß ein neuer Orden von Priestern entstehen würde, durch welche Gott treue Arbeiter in seinen Weinberg senden, und daß er auch ihn (Canisius) denselben beigesellen werde.“ Auffallend ist, daß damals der Orden

* Wir geben diese kurze Lebensgeschichte nach Mering und Reischert: die Bischöfe und Erzbischöfe von Köln Bd. I (1842). Wer eine ausführliche Biographie wünscht, lese die von Dorigny, deutsch von Schelkle.

der Jeſuiten noch gar nicht beſtand und man nicht einmal daran dachte.

Vom göttlichen Geiſte gelehrt, bemerkte die Seherin alsdann weiter, „daß ſeine (des Caniſius) Bemühungen und Schriften, ſeiner Zeit der Kirche vieles nützen würden.“ Sie klopfte bei dieſer Gelegenheit dem Knaben Caniſius, der damals dreizehn Jahre alt war, auf die Schulter, und fuhr fort: „auch dieſer wird einer aus der Familie jener Prieſter Jeſu ſein, der die Wunden der Kirche heilen, viel arbeiten und ſchwitzen wird.“

Aus Dieſem und aus Anderem, was er ſelbſt ſah, erkannte der Vater bald, daß ſein Sohn Peter von Gott zu etwas Großem beſtimmt ſein müſſe. Er ſchickte ihn daher zur Hochſchule nach Köln. Durch Nikolaus Eſchius, einen Prieſter aus Brabant, welcher einer der Profeſſoren am Collegium Montanum zu Köln war, und deſſen Sorgfalt der hoffnungsvolle Jüngling anvertraut wurde — geleitet, betrat er ſeine wiſſenſchaftliche Laufbahn. Unter dieſem ausgezeichneten und geiſtreichen Manne, der ſich zugleich ſtets eines muſterhaften Lebenswandels befliß, machte der Zögling in der kürzeſten Zeit die bewunderungswürdigſten Fortſchritte in den Wiſſenſchaften und erwarb ſich die Liebe und Freundſchaft der erſten Gelehrten Kölns, deren Vorträge er aufmerkſam hörte, und deren Stellung und Geberden er, wenn er deklamirte, nachzuahmen ſuchte, um ſich dadurch, wenn es die Vorſehung wollte — zu einem Herolde des Wortes Gottes vorzubereiten.

Mit der Wiſſenſchaft ſtreute Eſchius auch den Samen der Gottſeligkeit in das Herz ſeines Zöglings, und legte ſo den Grund wahrer Heiligkeit in ihn.

Treu ſeinem Vorhaben und dem Zuge der Gnade, ſchlug der Jüngling nach abſolvirten Studien in dem Montaner Gymnaſio, die Jungfrau aus, die der Vater ihm als Braut beſtimmte, und die von Geſchlecht edel, von Geſtalt ſchön und an Glücksgütern ſehr reich war; denn da er ſich einmal vorgenommen hatte, ganz und ungetheilt Gott anzugehören, ſo hatte er ſich ſchon frühe durch das Gelübde der Keuſchheit gebunden. Der Vater, der nun ſah, daß ſein Sohn für die eheliche Verbindung keinen Sinn habe, eröffnete ihm die Auſſicht auf ein anſehnliches Kanonikat in Köln. Er aber, der die evangeliſche Armuth einem reichen Prieſterthum vorzog, bat ſeinen Vater, ihm in der Wahl eines Standes volle Freiheit zu laſſen, die dieſer ihm dann auch gewährte.

Nachdem Caniſius das philoſophiſche Studium in Köln vollendet hatte, und zwar ſo ausgezeichnet, daß er in demſelbem mit der höchſten Würde — dem Doktorhute — bekleidet worden war, begann er, auf Verlangen ſeines Vaters, das Studium der Rechtsgelehrſamkeit, weihte aber dabei der Theologie den größten Theil ſeiner Zeit: ſo daß bald auch der große Theologe an ihm erkannt wurde.

So groß er indeſſen in den Augen Anderer war, ſo klein erſchien er ſich in ſeinen eigenen Augen. Ihn blähte die Wiſſenſchaft nicht auf; denn er erkannte unter dem Einfluſſe der Gnade, jenes Geheimniß, in welchem alle Schätze der Weisheit und der Erkenntniß verborgen liegen „Jeſum Chriſtum, und zwar den Gekreuzigten.“ Man ſagt von ihm, daß er, um ſich wider den eitlen Ruhm zu bewahren, der in die Herzen der Gelehrten ſo gerne ſich einſchleicht, in ſeinem Studierzim-

mer den Kalvarienberg aufrichtete, auf den er oft geſehen und in dieſem Augenblicke die Hinfälligkeit der menſchlichen Dinge gelernt und ſo den Grund zur Weisheit und Tugend in ſich ſelbſt gelegt habe.

In dieſer Erkenntniß und Kraft vermochte er unter anderen auch ſehr vieles über den damals lebenden berühmten kölniſchen Theologen und Schriftſteller Laurenzius Surius, mit dem er ſo oft über die Weiſe eines heiligen Lebens, über die Verachtung menſchlicher Dinge und über das Verlangen nach den himmliſchen Gütern ſich unterhalten, und dieſen von der Sekte, von welcher er angeſteckt zu werden ſchon bedroht war, bewahrt hat, und zwar ſo, daß beide mit einander übereinkamen, man müſſe alles Vergängliche fliehen, und einzig nur das Ewige ergreifen. Beide erkannten, daß das Leben kurz, die Hoffnungen der Menſchen hinfällig und eitel, und die Wünſche ungewiß ſeien, wenn ſie nicht am Himmel hafteten. Surius begab ſich darauf in die Karthauſe des heiligen Bruno in Köln, und Caniſius — wie wir bald ſehen werden — in den neu in's Leben getretenen Jeſuitenorden. Es wurde damals Peter Faber, der erſte Genoſſe des heiligen Ignatius, nach Mainz berufen, wo er über die göttlichen Schriften lehrte, zum Volke predigte, mit den Gegnern des Katholizismus disputirte und in den geiſtlichen Uebungen des heiligen Ignatius Anleitung gab.

Kaum hörte Caniſius davon, ſo eilte er nach Mainz, er ſah hier den Faber, und glaubte in demſelben ſei ein Engel aus dem Himmel erſchienen. Er übergab ſich ohne Weiteres ganz und gar dem Manne Gottes in Lehre und Zucht und wohnte den geiſtlichen Uebungen bei;

und bald erkannte er klar, ehe noch die Geiſtesübungen vollendet waren, daß dieß der neue Orden von Prieſtern ſei, davon jene gottſelige Frau in Nimwegen weiſſagend geredet habe.

Noch unter den geiſtlichen Uebungen äußerte Caniſius ſeinen ſehnlichſten Wunſch, in die Societät Jeſu aufgenommen zu werden, und Faber, der in ihm ein würdiges Glied des Ordens erkannte, genehmigte den Wunſch. Es war am Feſte der Erſcheinung des heiligen Michael, an ſeinem dreiundzwanzigſten Geburtstage, am 7. Mai 1543, als Caniſius in den Orden der Geſellſchaft Jeſu eintrat, den der heilige Ignatius Lojola in dieſen Tagen geſtiftet und Papſt Paul der Dritte beſtätigt hatte.

Bald nach ſeiner Aufnahme in den Orden wurde Caniſius von Faber wieder nach Köln geſandt, und dahin trug er nun jenes himmliſche Feuer, welches er aus dem Munde des göttlichen Mannes geſchöpft, welches in ſeinem Herzen gebrannt und bald auch in ſeinen Freunden gezündet hat, und in Vieler Herzen zur Liebe der ewigen Dinge entflammte. Auf dieſe Weiſe legte Caniſius, ohne daß er ſelbſt es beabſichtigt hätte, den erſten Grund zum künftigen Kollegium in Köln. Hier auch ſetzte er ſeine Studien fort, ergab ſich aber auch zugleich der Pflege der Armen und der Uebung der Liebeswerke und zwar ſo, daß ſeine Studien darunter litten. Allein Faber milderte durch Briefe dieſes ſein Feuer und belehrte ihn, wie er an einem ſo wichtigen Orte, wie Köln, ſich beſonders ſammeln, und wohl erwägen müſſe, was er in Zukunft ſäen wolle. Caniſius ergriff hierauf von neuem die Studien mit ganzer Kraft, in welchen er auch ſehr bald mit großem Ruhme glänzte.

Mittlerweile ſtarb Caniſius Vater; er eilte deßhalb nach Nimwegen, um die Kindespflicht zu erfüllen. Er nahm ſeinen geſetzlichen Antheil von der Hinterlaſſenſchaft ſeines Vaters und verwendete einen bedeutenden Theil davon zur Unterhaltung von zehn ſeiner Genoſſen in Köln, das Uebrige ſpendete er den Armen. Von Nimwegen reiste er, nach beendeten Geſchäften, ſogleich wieder nach Köln. Auch auf dieſer Reiſe war er nicht unthätig. Er kam auf dem Wege zu drei Jünglingen, mit welchen er von den göttlichen Dingen mit ſolcher Kraft geſprochen, daß dieſe durch ſeine Reden bewogen, ſofort der Welt entſagten, und zwei davon in den Karthäuſerorden traten, der Dritte aber in die Geſellſchaft Jeſu aufgenommen wurde.

Frei nun aller weltlichen Sorgen, vollendete Caniſius das Opfer, und wurde im Jahre 1545, im fünfundzwanzigſten Jahre ſeines Alters, Prieſter. Hiernach weihte er ſich auf's Neue den Studien, wo alsdann die Fülle und der Reichthum ſeines Geiſtes ſich ganz offenbarte. Im Montaner Gymnaſium zu Köln wurde er zum Magiſter der evangeliſchen Geſchichte erhoben, während er an der Univerſität über das göttliche Sendſchreiben des heiligen Paulus an Timotheus las. Bei Auslegung der heiligen Schrift befliß er ſich der Beleuchtung durch die heiligen Väter, die er unermüdet ſtudirte, und dadurch und durch Leſen anderer geiſtvoller Schriften einen ſo reichen Schatz der Gelehrſamkeit ſich erwarb, daß er in der Folge die an Gründlichkeit ausgezeichnetſten Werke ſchrieb. Damals gab er ſchon die Schriften Cyrillus des Alexandriners heraus. Er predigte in Köln mit Macht dem Volke, wies ihm, dem Irrthum gegenüber, die Wahrheit und begei-

sterte es durch Erweckung des Glaubens für alle Gerechtigkeit. Unterdessen schien, 1546, die neue Lehre sich dennoch auch in Köln allmählig verbreiten zu wollen und zwar unter Erzbischof Hermann von Wied, der, der göttlichen Wissenschaften selbst wenig kundig, den listigen Nachstellungen der Gegner des Katholizismus um so mehr ausgesetzt war. Sogleich aber erhoben sich Johannes Gröpper und Peter Canisius zum heiligen Kampfe und fochten, zur Freude aller Gläubigen, aber zum Verdrusse der Neuerer mächtig. Und wie denn zu allen Zeiten die Gegner des Katholizismus, ohne Gründe und solide Wissenschaft, nur mit Schmähungen, Verläumdungen und Unbilden, wider die Lehre der alten Wahrheit kämpften, so geschah es auch dießmal in Köln. Viele der Gegner verfochten damals die Freiheit der Gesinnungen und Lehre mit dem Munde und verlangten unbedingte Duldung (Toleranz), in der That aber verstanden sie dieß immer und überall nur für sich und gegen die Rechte anderer. Sie hatten einige Glieder im Senate der Stadt für sich gewonnen und so hofften sie, daß sie die Jesuiten dahin bringen würden, die Stadt verlassen zu müssen. Aber die Jesuiten, die lieber alles Ungemach und die empfindlichsten Kränkungen ertrugen, als die Stadt verlassen wollten, blieben standhaft, vertrauten ganz und gar auf die Güte Gottes, der seinen Dienern immer beisteht, und siegten so auch wirklich in seiner Macht.

Peter Canisius und seine Mitgenossen, auf Befehl des Senates äußerlich von einander getrennt, waren im Herzen innigst vereint. In verschiedene Stadtviertel vertheilt, waren sie so recht für jeden Theil ein Licht im

Dunkel, ein Salz wider die ansteckende Fäulniß, und so haben denn die Feinde der Wahrheit wider ihren Willen der Wahrheit dienen müssen. Unsers ehrwürdigen Canisius und seiner Mitkämpfer mächtige Waffen waren Sanftmuth und Demuth, Eingezogenheit und Geduld, damit sie glühende Kohlen auf die Häupter ihrer Feinde sammelten, Volk und Senat endlich gewannen und bald wieder frei wirken durften; was der heilige Ignaz und Faber, von dem nämlichen Geiste beseelt, auch vorher gesagt hatten.

Canisius wurde nun nach Lüttich geschickt, um dort durch den Bischof Gregor, Erzherzog von Oesterreich, dem Sohne Kaiser Maximilians des Ersten, bei Kaiser Karl dem Fünften der Kirche Hülfe in der Bedrängniß zu erwirken. Da er aber sein Geschäft in Lüttich nicht alsobald, als er dachte und wollte, vollenden konnte, so übernahm er, um die guten Stunden nicht müßig hinzubringen, nach der Weise der Societät, die Kanzel, tröstete die Katholiken und gewann nicht wenige für die alte Wahrheit. Viele brachte er durch die geistlichen Uebungen des heiligen Ignatius zu einem ganz andern bessern Leben. Oft predigte er des Tages drei und viermal und bekehrte Männer von den höchsten Würden. Selbst der Bischof freute sich, ihn in seiner Kapelle zu hören, und versprach ihm, er wolle die Sache der Religion beim Kaiser mit seinem ganzen Ansehen unterstützen.

So wurde Canisius zu demselben Zwecke von Köln aus auch an das kaiserliche Hoflager geschickt, um den Monarchen im Namen der kölnischen Universität und der ganzen Geistlichkeit, für die kölnische Kirche anzuflehen.

Bei dem Kaiſer fand der würdige Bittſteller alle Gnade und geneigtes Gehör und kehrte mit der frohen Botſchaft nach Köln zurück, daß der Kaiſer ihm die nöthige Hülfe verheißen habe. Den Erzbiſchof traf in der That nicht lange nachher der Bannſtrahl: und ein anderer, Adolph von Schauenburg, folgte ihm in der biſchöflichen Würde.

Am Hoflager des Kaiſers lernte Otto, Kardinal und Truchſeß, Biſchof von Augsburg, unſern Peter Caniſius kennen, der in ihm ſolche Geiſtesvorzüge und hohe Gaben leuchten ſah, daß er ihn für würdig erachtete, ihn zum Concilium von Trient abzuordnen, damit am Schauplatze der ganzen Welt, in der feierlichen Verſammlung der größten Männer jener Zeit, unter den glänzenden Lichtern der katholiſchen Kirche, auch ein Caniſius leuchten möchte. Demnach konnte Caniſius in Köln nicht bleiben, obwohl die Stadt und die Univerſität bei dem General des Ordens, dem heiligen Ignatius, ſich um ihn verwendeten. Gerne hätte dieſer der kölniſchen Kirche ihren ehrwürdigen Lehrer gelaſſen, wenn er nicht geglaubt hätte, daß er das Wohl der ganzen Kirche dem einer einzelnen vorziehen müſſe. So kam nun Caniſius nach Trient, wo er bald unter dem Chor der Doktoren glänzte. Er war damals erſt ſechsundzwanzig Jahre alt. Nach dem Concil berief ihn der heilige Ignatius nach Rom, woſelbſt er von dem Papſte mit der liebevollſten Zuvorkommenheit empfangen wurde. Er erhielt darauf mehrere wichtige Sendungen, nach Bayern, Oeſterreich u. ſ. w., erhielt die Würde eines Doktors der Theologie, fungirte einige Zeit als Rektor magnificus bei der Univerſität zu Ingolſtädt und als Dekan der theolo-

giſchen Fakultät in Wien, und wurde Hofprediger daſelbſt. Wunderbar war die Frucht, welche der apoſtoliſche Mann durch die Kraft des Wortes gewirkt hatte. Manche, welche in der Sünde verhärtet, weder die Scheußlichkeit der Kerker noch die ſchwere Laſt der Ketten beugen konnten, zerfloſſen in Thränen, wenn Peter Caniſius mit dem Donner des Wortes zu ihnen eintrat, und erſchüttert, wie durch die Poſaunen des Weltgerichts, warfen ſie ſich ihm zu Füßen, bekannten ihre Sünden und Verbrechen und flehten um Verſöhnung; an welchen alsdann der weiſe Mann bewies, daß die Beicht, welche von den Gegnern als eine Tortur geläſtert ward, eine Quelle des Friedens und der Freude des Herzens ſei. So ward Caniſius überall wie ein Heiliger verehrt. Auch ſuchte man bei ihm ſeine Zuflucht in mancherlei körperlichen Gebrechen und flehte um die Kraft ſeines Gebetes, wodurch er wirklich auch mehrere heilte, was der apoſtoliſche Mann aber den Sakramenten der Buße und des Altars zuſchrieb. Unter mehreren Heilungen zeichnete ſich vorzüglich die Befreiung einer Beſeſſenen aus. Es würde indeſſen unſere Geſchichte allzuweit ausdehnen, wenn wir dieſe und andere Heilungen hier ausführlich erzählen wollten. Es wird daher genügen, wenn wir ſagen, daß Peter Caniſius unter diejenigen Männer gezählt wurde, die mächtig waren im Worte wie im Werke. Kaiſer Ferdinand wollte ihn deßhalb, als der Biſchof von Wien geſtorben war, zu deſſen Nachfolger einſetzen. Auch hätte der Papſt gerne einen ſo erleuchteten und frommen Diener Gottes zur Würde eines Biſchofs erhoben. Allein aus Demuth ſchlug er alle Kirchenehren aus und bat den heiligen Ignatius, daß er ſeiner Erhebung wider-

ſpräche, was Ignatius alsdann auch that, indem er dem Oberhaupte der Kirche vorſtellte, daß es im Geiſte der Societät liege, dem Ehrgeize zu ſteuern.

In Wien erſchienen mehrere gediegene Schriften des Caniſius im Druck, als namentlich „das goldene Buch“ in lateiniſcher Sprache, welches in der Folge häufig in's Deutſche überſetzt wurde und damals Wunder wirkte. Ein anderes ſehr geſchätztes Werk, welches aus ſeiner Feder floß, iſt „die Summa der chriſtlichen Lehre,“ welches auch die Texte der heiligen Schrift und die Ausſprüche der heiligen Väter enthält: ein nach dem allgemeinen Urtheile der Weiſen ganz ausgezeichnetes und vortreffliches Werk. Vor allem aber wird das Werk durch dasjenige ausgezeichnet, was in einer Pariſer Ausgabe, welche im Jahre 1686 auf Anordnung des Erzbiſchofs von Paris, Franz Harläus erſchienen iſt, bemerkt wird, nämlich: daß Petrus Caniſii Katechismus vierhundert mal aufgelegt und in den Sprachen aller Völker ausgegeben worden iſt.

So ergoß ſich denn die Fülle des Geiſtes im Buche des Peters Caniſius über den ganzen Erdkreis. Es wurde in allen Schulen, Gymnaſien, Akademien und Tempeln der Jugend vorgeleſen und erklärt, und Caniſius begann in den Sprachen beinahe aller Völker der Erde zu reden, und wurde ſo ein anderer großer Volkslehrer. Caniſius entging in Wien zwar der Gefahr des biſchöflichen Amtes, unterdeſſen aber gebot der Kaiſer, daß er, wenn er nicht Biſchof von Wien ſein wolle, doch wenigſtens die Verwaltung des Episkopats übernehmen ſolle; Ignatius konnte nun nimmer ausweichen und gab alſo die Verwaltung des biſchöflichen Amtes zu, jedoch

unter der Bedingung, daß Peter Canisius wohl die bischöfliche Bürde trage, aber von den bischöflichen Einkünften nichts berühre.

Nachdem unser Apostel das Episkopat eine Zeitlang versehen hatte, ernannte ihn der heilige Ignatius zum ersten Provinzial des Jesuitenordens für ganz Deutschland, wonach Kaiser Ferdinand ihn zu mehreren wichtigen Sendungen in den kirchlichen Angelegenheiten Deutschlands gebrauchte. Er errichtete mehrere ansehnliche Kollegien in den österreichischen Staaten, reiste hernach im Auftrage des heiligen Stuhles nach Worms, um den dortigen Unterhandlungen beizuwohnen, und kam endlich von Worms nach Köln, wo man seit lange sehr begierig war, ihn wieder zu sehen, reden und predigen zu hören. Auch er war überaus erfreut, sich wieder an einem Orte zu finden, der ihm so theuer geworden war, an dem er seine Jugendjahre verlebt und manche Freude genossen, auch manchen bittern Kampf bestanden hatte.

Von Köln aus begab sich Canisius direkt nach Straßburg, wo der dortige Bischof, wegen des Umgreifens der neuen Lehre, ihn gebeten hatte, das Volk zu belehren und wider die Verlockungen zu verwahren.

Von hier unternahm er verschiedene Reisen durch das Breisgau nach Augsburg und München, und errichtete viele Jesuiten-Kollegien, predigte überall mit dem besten Erfolg und streute den Saamen des Guten und Edeln in Fülle aus. Um diese Zeit schrieb er ein Büchelchen, „Handbuch der Katholiken“ genannt, welches dem Kaiser so wohl gefiel, daß er es zum zweiten Male drucken und durch ganz Deutschland ausbreiten ließ.

Bei allen ſeinen vielen Arbeiten und fortwährenden Reiſen ſchrieb Caniſius noch Mehreres. Er überſetzte das Buch des Kardinals Hoſius wider Brentius; er gab das römiſche Martyrologium mit vielen gelehrten Anmerkungen und Erläuterungen heraus, und durchſah auf Anſuchen der Domherren von Augsburg das alte Brevier ihrer Kirche. Dazu kommen noch die vielen Briefe an Deutſche, Böhmen, Polen, Italiener; dann an Fürſten, Kardinäle, Biſchöfe, Doktoren u. ſ. w., die ſich ſeines Raths erholten, und welchen allen er auch antwortete.

Wie ſehr ihn das deutſche Provinzialamt in Anſpruch genommen habe, läßt ſich begreifen. Er mußte ſämmtliche Kollegien der Provinz beſuchen, was er auch gethan, und nach deren Beſuch er immer in Augsburg verweilte, wo er ſeinen Wohnſitz aufgeſchlagen hatte. In Augsburg ſelbſt aber vermehrten ſich die Rechtgläubigen wieder von Tag zu Tag, worüber Papſt Pius der Vierte in eigenem Diplome vom 5. März des Jahres 1561 ihm ſeinen großen Troſt zu erkennen gab und Gott Dank ſagte, der nach ſeiner Barmherzigkeit, durch ſein Predigtamt, ſo Viele auf den Weg des Heils zurückführte.

Da ſich inzwiſchen das Concilium von Trient wieder eröffnet hatte, begehrten Papſt Pius der Vierte, Kaiſer Ferdinand und Hoſius den Caniſius, welcher nach ihrem Urtheile allein wiſſen konnte, wie Deutſchlands Wunden zu heilen ſeien.

Caniſius folgte deßhalb dem an ihn ergangenen Rufe und erſchien in dem Concil der verſammelten Väter. Kardinal Hoſius, der krank lag, genas, als ſein Haupt den alten Freund berührte. Es war dem Kardinale, als hätte in ſeine Glieder eine wunderbare Kraft ſich er-

goſſen. Er ſchrieb ſeine Wiederherſtellung den Verdienſten des Peter Caniſius zu und hielt ſie für ein Wunder, und ſo glaubte man allgemein, daß Gott durch ihn auch für die Sache der Religion heilſam wirken werde. Die erſten Legaten und andere Väter der Verſammlung erholten ſich Rath bei ihm. In vielen Geſchäften gab Peter Caniſius ſeinen Rath, in den Vorträgen ſeine Meinung, in den Verſammlungen die vortrefflichſten Erklärungen der höchſten Geheimniſſe des Glaubens und in den gefährlichſten und verwirrteſten Sachen erwies er der heiligen Verſammlung und der Kirche die weſentlichſten Dienſte. Seine Weisheit und ſein Muth widerſprachen ſelbſt dem Kaiſer und vermochten, dieſen von der Wahrheit zu überzeugen. Faſt möchten wir ſagen, Gott habe den Peter Caniſius dem Concilium zur Seele gegeben.

Nach zwei Monaten kehrte Caniſius über Innsbruck nach Augsburg zurück, wo er neuerdings durch Wort und That mächtig wirkte und unzählige Verirrte in den Schooß der katholiſchen Kirche zurückführte.

Hierauf nahm der apoſtoliſche Mann auf's Neue verſchiedene Reiſen nach Deutſchland und Weſtphalen vor, und verweilte einige Zeit in Osnabrück, wo er predigte und von dem Volke faſt angebetet wurde, und begab ſich alsdann nach Köln, welches er ſo lange nicht mehr geſehen hatte. Damals war es, als er eine geſchriebene Original-Ausfertigung der Verhandlungen des Conciliums von Trient, mit Unterſchriften und Siegeln verſehen, hierher brachte, welche noch dermalen in dem Archiv der ſtädtiſchen Schulverwaltung aufbewahrt wird. Die Einwohner Kölns waren über ſeine unerwartete Ankunft hocherfreut; denn ſie verehrten ihn als den

Erhalter des Glaubens und erwieſen ihm deßhalb die größten Ehren; ſo überreichte ihm der ſtädtiſche Senat den Ehrenwein. Alſogleich ward er gebeten, die Kanzel zu beſteigen und obſchon er ſelbſt von der Reiſe müde und noch nüchtern, ſpeiste er dennoch die Menge mit dem Brode des göttlichen Wortes.

Von Köln begab er ſich nach ſeiner Vaterſtadt Nimwegen, wohin er mehrere dringende Einladungen erhalten hatte, und obgleich der Irrthum auch im dortigen Senate ſich eingeſchlichen hatte, ſo konnte man bei allem Haſſe wider die Prieſter der katholiſchen Kirche, dem Manne die ſchuldige Verehrung nicht verſagen, welcher eine ſo große Zierde des Vaterlandes geworden war.

Nachdem er ſeiner Vaterſtadt acht Tage geſchenkt hatte, während welchen die großen Tugenden des Mannes den tiefſten Eindruck gemacht hatten, begab er ſich nach Jülich und von dort wieder nach Köln. So ſehr ihm die Antwort des Herzogs von Jülich auf die Eröffnung einiger päpſtlicher Briefe, deren Ueberbringer er war, mißfiel, ſo ſehr erfreuten ihn ſeine alten Kölner. Auf ein Diplom des Papſtes faßte der Senat der Stadt ſogleich den Beſchluß, daß für die Folge keiner zu lehren oder zu predigen zugelaſſen werden ſolle, deſſen Reinheit der Lehre ungewiß ſei u. ſ. w.

Mit dem Senate vereinigte ſich alsdann auch die kölniſche Univerſität. Es erlangte keiner die theologiſche Doktorwürde, noch ward Jemand zum Grade einer andern Fakultät zugelaſſen, wenn er nicht zuvor die von dem Oberhaupte der Kirche vorgeſchriebene Glaubensformel beſchworen hatte, wie Peter Caniſius ſchon früher auch in Wien darauf gedrungen hatte.

Canisius kam hierauf nach Dillingen, wo er ein ganzes Jahr verweilte und den ersten Theil seines Werkes wider die Centurien *, und dem Erzherzoge Ferdinand von Oesterreich widmete. Als dieses kostbare Werk, eines heiligen Kämpfers würdig, in die Hände der Gelehrten gekommen war, erweckte es in ihnen die Lust, auch Maria die heiligste Jungfrau, auf diese Weise vertheidigt zu sehen. Das Oberhaupt der Kirche verlieh dem Verfasser seinen Segen und vollkommenen Ablaß. Bald darauf befand sich Canisius einige Zeit über in Ingolstadt, wo er den zweiten Theil wider die Centurien vollendet, den er „von der seligsten Jungfrau Maria“ nannte, und dem Herzoge Albert von Bayern, als eine Frucht seiner Ingolstädter Muse weihte; in welchem Werke Peter Canisius, nach dem Urtheile der Gelehrten seiner Zeit, als der Bezwinger der giftigen Lästerer Mariä, gepriesen wurde. Canisius starb endlich zu Freiburg, wo er ein Kollegium gegründet hatte, dem er selbst vorstand, im Jahre 1597 im siebenundsiebenzigsten Jahre seines thatenreichen Lebens.

Als sein Tod kund wurde, lag auf der ganzen Stadt Trauer und Betrübniß, welche bei der Aussetzung seines Leichnams sich noch steigerten. Man kämpfte sich gleichsam zu ihm, um die Hände und Füße des Verstorbenen zu küssen. Man konnte sich an dieser Leiche nicht satt sehen.

Es war schwer, den Leichnam zu begraben, da fast immer die Menge ihn umlagerte und jeder eine Reliquie

*Centurien heißt die erste sehr umfangreiche Kirchengeschichte von protestantischen Theologen verfaßt und mit großer Parteilichkeit geschrieben.

von ihm haben wollte, welche jeder auch empfing; und ſollte es auch nur ein Haar geweſen ſein, das wurde in Seide und Silber gefaßt. Eine Frau unter Andern, welche an der fallenden Sucht litt, ſagte ſtille bei ſich ſelbſt: „wenn ich nur ſeinen Leib berühre, ſo werde ich geſund.“ Sie vermochte aber nicht durch die Menge zu dringen. Sie verbarg ſich deßhalb in dem Tempel und als alle Menſchen weg gegangen waren, legte ſie ſich unter die Tumba des Caniſius, brachte die ganze Nacht im Gebete zu und genas; was an das Wort unſers Herrn und Jeſu Chriſti erinnert, als er ſprach: „die da glauben, werden noch größere Zeichen thun“, und was zugleich auch erinnert an die wunderbaren Thaten der Apoſtel, von deren Schatten, Kleidern und Schweißtüchern die Kranken geheilt wurden, an Eliſäi Gebeine, welche den Todten erweckten, u. a. dgl. Dinge, die der Herr durch ſeine Frommen und Heiligen gewirkt hat. Bald glänzte das Grab des ehrwürdigen Peter Caniſius von vielen Zeichen und Wundern, die des Herrn Liebe und Macht dem Glauben gewirkt hatte. Der Leib des ehrwürdigen Vaters und Lehrers ruhte in der Hauptkirche des heiligen Nikolaus, bis zum Jahre 1626, wo er unter großer Feier in den Tempel der Jeſuiten daſelbſt überſetzt wurde. Die Kanoniker baten bei jener Gelegenheit, daß wenn der ehrwürdige Lehrer einmal unter die Zahl der Seligen ſollte aufgenommen werden, ſie desſelben Haupt erhalten möchten.

Eines Tages ward Peter Caniſius von Eſchardus Thorinus, dem Propſte der Kirche des heiligen Nikolaus zu Freiburg, in eben dieſer Kirche zur Zeit der Veſper, unter dem Gebete, ganz wie vom Feuer entzündet, flam-

mend geſehen, wie ſolches von dem heiligen Biſchof Franz Sales, dem ſeraphiſchen Vater Franziskus, von der heiligen Thereſia und vielen andern Heiligen Gottes, geleſen wird.

Ein Mann des Geiſtes, mit dem Gott iſt, ſieht über die Zeit hinaus in das Reich des Jenſeits, und mit Gott vertraut, redet der Herr mit ihm, wie ein Freund mit ſeinem Freunde, wie es Moſes geſchehen, dem Gott die Zukunft offenbarte. So ſah auch Caniſius in die Zukunft. Aus mehreren Ereigniſſen führen wir hier nur zwei an.

Der apoſtoliſche Mann ſah einmal ein Kind, zu dieſem ſprach er: „du wirſt einſt ein Prieſter werden.“ Und was der Mann Gottes geweiſſaget hatte, erfüllte ſich genau: das Kind wurde wirklich Prieſter.

Als Theodorich Caniſius von dem kranken Zuſtande ſeines Bruders Peter hörte, begab er ſich von Luzern, wo er ſich damals aufhielt, nach Freiburg, um den Bruder zum letztenmale zu ſehen, Peter Caniſius freute ſich ſehr des Angeſichts ſeines geliebten Bruders und redete viel mit ihm in den Tagen ſeines Aufenthaltes. Als Theodorich wegging und Petrus ihn umarmte, ſprach er zu ihm: „Du ſiehſt Bruder, daß ich dem Hingange nahe bin. Du aber, wenn du die Kunde meines Todes höreſt, ſehe wohl, was dir begegnet! — Gedenke meiner Worte und entnimm daraus was geſchieht.“ Theodorich kam geſund und wohl nach Luzern und erzählte, was ſein Bruder ihm zuletzt noch geſagt hatte und erwartete ſo die Nachricht von ſeinem Tode. Und ſiehe da; eines Tages, als nach Tiſche, wie es gewöhnlich bei ihm war, der Tiſchleſer dem Theodorich Caniſius anzeigte, daß ſein

Bruder Peter Canisius zu Freiburg am 21. Dezember gottselig im Herrn verschieden sei, wurde Theodorich plötzlich wie vom Schlage gerührt, der Sinne gänzlich beraubt, er verlor die Sprache, vergaß alle Dinge, selbst seinen eigenen Namen, und blieb in diesem elenden und beklagenswürdigen Zustande sieben Jahre lang. Doch ward ihm in dieser Trübsal der Trost gelassen, daß er die heiligsten Namen „Jesus und Maria“ ganz deutlich hervorbringen, und durch Geberden andeuten konnte, daß er dieses Uebel von Gottes Hand geduldig annehme; ferner daß er das Zeichen des Kreuzes immerfort machen zu wollen schien; daß, wenn er das Sakrament der Buße empfing (und das empfing er sehr oft), er von dem Beichtvater nicht schwer verstanden wurde; daß er am Tage zuvor, ehe er Christi Leib in der Eucharistie genoß, mit besonderem Fleiße den Geist zu sammeln schien, so daß der, welcher übrigens allen Mühseligkeiten unterworfen war, wie es die Kinder sind, doch in diesem einzigen Stücke Beweise des Glaubens gab und der Gottseligkeit. Endlich wurde er von Luzern nach Augsburg und von da nach Ingolstadt gebracht, wo er in früheren Zeiten ziemlich lange dem Kollegio als Rektor vorgestanden hatte. Er trug bis zu seinem Ende sichtbar ein außerordentliches Verlangen nach dem himmlischen Vaterlande. Nachdem er die letzte Oelung empfangen hatte, sprach er die heiligsten Namen „Jesus und Maria“ deutlicher als jemals aus und gab, unter den Worten: zum Himmel! zum Himmel!“ seinen Geist auf, nachdem er sich, wegen seiner Sanftmuth und Unschuld der Sitten, den Namen eines Engels verdient hatte.

Was unsern deutschen Apostel, Peter Canisius be-

trifft, so hat derselbe sich in der Wahrheit als einen Heiligen bewährt; denn welcher Mann, auch mit den größten Talenten beschenkt und mit der rastlosesten Thätigkeit ausgezeichnet, würde alles das leisten, was Peter Canisius geleistet hat? Offenbar war „Gott mit ihm".

Wir könnten eine Reihe von Wundern aufzählen, die unsern ehrwürdigen Vater und Lehrer zu einem göttlichen Manne verherrlichen, wegen welcher der römische Stuhl schon oftmals gebeten worden ist, ihn in die Zahl der Heiligen aufzunehmen. Solches wünschten die höchsten Häupter Europa's; auch Bischöfe, Fürsten und Stände des ehemaligen Reichs, welche gestanden, daß sie ihm die Erhaltung der Religion zu verdanken hätten und baten, der apostolische Stuhl möchte die Meinung, welche ganz Deutschland von der Heiligkeit des Canisius habe, durch einen öffentlichen Ausspruch und ein feierliches Zeugniß bekräftigten.

Die Seligsprechung erfolgte im Jahr 1843.*

6.

Vinzenz von Paul.**

Am Fuße der Pyrenäen, im Dorf Pouy, in der Hütte eines armen Landmannes ward im Jahr 1576

* Wie viel dieser einzige Mann für das katholische Deutschland gethan, beweist unter anderem das Geständniß im Brockhaus'schen Conversationslexikon (10. Aufl.), daß der Einfluß des Canisius vorzüglich die Reformation in Oesterreich und Süddeutschland aufgehalten habe.

** Man kann die Lebensgeschichte des heiligen Vinzenz in allen

das Kind geboren, welches aus einem Hirtenknaben ein Schutzengel der Menschheit ward. Ernst, fromm und still, wohlthätig, so weit seine kleinen Mittel es erlaubten, war er in früher Kindheit schon; dabei so eifrig im Lernen, daß der Vater beschloß, ihm eine geistliche Erziehung geben zu lassen und ihn mit zwölf Jahren zu den Franziskanern brachte, von wo er zwanzig Jahre alt auf die Universität nach Toulouse ging. Mit rastlosem Fleiß studirend, erwarb er sich seinen Lebensunterhalt, indem er jungen Edelleuten Unterricht ertheilte. Als er nach seiner Priesterweihe die erste heilige Messe aufopferte, ergriff ihn eine so ehrfurchtsvolle Scheu vor der Erhabenheit dieses Geheimnisses, daß ein Zittern durch all' seine Glieder lief, und die hohen Verrichtungen des Priesterthumes traten ihm in ihrer vollen Heiligkeit so groß entgegen und blieben ihm für sein ganzes Leben so groß, daß er später oft sagte: wäre er nicht in der Jugend Priester geworden, als er seine Unwürdigkeit noch nicht genau so gekannt — im Alter würde er sich nimmermehr dazu entschlossen haben. Im Jahre 1605 ward er zu einer Reise nach Marseille veranlaßt, um eine kleine Geldsumme zu heben, die ihm von einem Wohlthäter vermacht worden war. Zur Heimkehr wählte er den kürzeren Weg auf dem Meer. Da wurde aber seine Barke von tunesischen Seeräubern gekapert und er mit seinen Leidensgefährten gefangen nach Tunis und auf den Skla-

Legendenbüchern lesen, aber man wird kaum eine so meisterhafte, herrliche Schilderung finden, als die der Gräfin Hahn-Hahn in den „Liebhabern des Kreuzes", von welcher wir einen getreuen Auszug geben. Möchten dadurch Viele bewogen werden, das schöne Buch selbst zur Hand zu nehmen.

venmarkt geführt. Aus der Schule der Wiſſenſchaft kam er in die Schule des Kreuzes. Ein Fiſcher kaufte ihn zuerſt, dann ein Alchymiſt; und endlich ein Renegat. Eine der drei Frauen dieſes Menſchen, eine Türkin, ging aus Neugier oder Langweile auf's Feld, wo Vinzenz arbeitete, und befahl ihm, Loblieder ſeines Gottes zu ſingen. Mit Thränen im Auge ſtimmte er den einhundertſechsunddreißigſten Pſalm an: „An den Flüſſen von Babylon ſaßen wir und weinten, da wir Sions gedachten.“ Aber auf das melancholiſche Lied der Gefangenſchaft ſang er ein zutrauenvolles „Salve Regina“ Nachdenklich ging das Weib zu ihrem Manne zurück und erklärte ihm, daß er Unrecht gehabt habe eine Religion zu verlaſſen, die ſolche Loblieder ihres Gottes eingebe; ſie glaube dereinſt im Paradies ihrer Väter keine ſolche Freude empfinden zu können, als dieſe Lieder ihr gemacht hätten. Sie war überzeugt, daß irgend ein Wunder dabei im Spiel ſei. Ihres Mannes ſchlafendes Gewiſſen erwachte. Er ſagte zu Vinzenz, er warte nur auf eine paſſende Gelegenheit, um mit ihm nach Europa zu entfliehn. Dieſe ließ ſich zehn Monate lang erwarten; dann aber retteten ſie ſich in einem kleinen Boot und nach zweijähriger Sklaverei in Afrika betrat Vinzenz wieder den Boden Frankreichs. Der Vicelegat in Avignon nahm den Renegaten als reuigen Büßer in den Schooß der Kirche auf und ging mit ihm und mit Vinzenz nach Rom. Während jener in einem Kloſter Gott das Opfer ſeines zerknirſchten Herzens darbrachte, zog dieſer durch ſeine ſeltene geiſtige Begabung die Aufmerkſamkeit der Kirchenfürſten auf ſich und ward mit einem geheimen Auftrag an König Heinrich den Vierten nach Paris geſchickt.

Der Zuſtand der Kirche war ein troſtlos verſunkener in Frankreich. Die letzte Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts war mit dem Blut der Bürgerkriege zwiſchen Katholiken und Kalvinern gefärbt, das Volk verwildert, die Kirche geſchmäht und beraubt, der Prieſterſtand erniedrigt durch Verfolgung und durch die Laſter der Zeit, der Glaube ohne Wirkung auf die verwahrloſten Seelen. Grenzenlos leibliches Elend folgte, wie immer, dem Mangel an Gottesfurcht. Niemand gedachte der Armen und Nothleidenden, weil jeder ſich ſelbſt in der tiefſten Noth fühlte oder wähnte. Niedergebrannte Gotteshäuſer, zerſtörte Altäre riefen nicht die Gläubigen zur Andacht herbei und mancher Prieſter, als feiger Miethling, ſuchte nur ſich ſelbſt durchzubringen, anſtatt als guter Hirt für die ihm anvertraute Heerde zu ſorgen. Eingeſchüchtert durch die maßloſen Schmähungen, welche der Kalvinismus ſeit dem Edikt von Nantes gegen Lehre und Lehrer der Kirche ungeſtört verbreitete, fand der gottvergeſſene Prieſter darin einen Vorwand, ſein Amt, das ihm ſelbſt verleidet war, ſchlecht zu verwalten, und mancher Fromme beugte ſich demüthig unter dieſer Zuchtruthe und ſuchte nur von ſeinem kleinen Kreiſe das Gift der Irrlehre fern zu halten. Ein allgemeines durchgreifendes Mittel, um aus dieſer Sündfluth von Elend das arme Volk emporzureißen, das in Glaubens-, Sitten- und Brodloſigkeit umkam, wußte Niemand und des Königs gutmüthiger Wunſch mit dem ſonntäglichen Huhn im Topf für ſeine Bauern war und blieb eben nur ein Wunſch.

Im Jahr 1609 kam Vinzenz nach Paris, ward bekannt mit dem Abbe Berulle, der ſich durch die Gründung der Kongregation der Oratorianer und durch die

Einführung der Barfüßer Karmeliteſſen in Frankreich ſo große Verdienſte erwarb, daß der Kardinalshut ihn belohnte, und ſtellte ſich mit unbedingtem Gehorſam unter deſſen Leitung. Die Kongregation der Oratorianer war bereits im Jahre 1564 vom heiligen Philipp von Neri in Rom geſtiftet, um junge Geiſtliche zu erziehen und ſich in allen Werken der chriſtlichen Barmherzigkeit zu üben. Abbe Berulle verpflanzte ſie nach Paris (1611) und hatte dabei ein Hauptzweck, zu guten Lehrern und Miſſionspriеſtern ſeine Zöglinge zu bilden. Vinzenz lebte einige Zeit im Hauſe der Oratorianer, dann als Almoſenier der Königin Margaretha von Navarra, dann als Landpfarrer bei Paris — überall, wo Abbe Berulle für gut fand, ihn hinzuſtellen. So kam er, 1613, in das Haus des Grafen Emanuel von Gondi als Kaplan und Erzieher von deſſen Söhnen.

Im großen und glänzenden Hauſe Gondi lebte und wirkte Vinzenz wie ein ſtiller wohlthätiger Geiſt, der auf alle Hausgenoſſen einen milden frommen Einfluß übte. Die Gräfin, deren Seele ohnehin ſchon den himmliſchen Dingen zugewendet war, ſchätzte ſich glücklich, durch ihn an der Heiligung ihrer Seele und der Rettung Anderer beſſer als bisher arbeiten zu können.

Auf ihren und ihres Mannes großen Beſitzungen wirkte Vinzenz als Seelſorger ſo ſegensreich, daß dadurch erſt recht das Bedürfniß des armen Landvolks zum Vorſchein kam, gründlich in ſeinem Glauben unterrichtet zu werden, um die Sakramente nicht unwürdig zu empfangen und dadurch immer tiefer in den Pfuhl der Sünde zu gerathen. Nach ſeinen eindringlichen Predigten kamen die armen Landleute in Schaaren herbei, um

ihre Generalbeicht ihm abzulegen und dann, wiedergeboren in der Gnade, ein neues Leben zu beginnen. Im Jahre 1617 auf dem Gut der Gräfin, Folleville, war der Zudrang ſo groß, daß zwei Jeſuitenväter aus dem Kollegium des benachbarten Amiens zur Aushülfe kamen. Die Gräfin ſetzte ſogleich ein Kapital von ſechszehntauſend Livres aus, von deſſen Renten alle fünf Jahre auf ihren ſämmtlichen Beſitzungen Miſſionen gehalten werden ſollten. Von welcher Ordensgeſellſchaft und in welcher Zeitfolge ſie ſtatt zu finden hätten, überließ ſie der Einſicht, „des elenden und armſeligen Menſchen“ — wie ſich Vinzenz nannte.

Während ſeiner fünfmonatlichen Pfarrverwaltung der grenzenlos verwilderten Gemeinde zu Chatillon that ſein apoſtoliſches Leben voll Barmherzigkeit, Eifer und Weisheit wahre Wunder der Bekehrung an Prieſtern, Laien und Ketzern. Zwei Frauen unter andern, mit Allem ausgeſtattet, was der Weltſinn Glück nennt und mit nichts beſchäftigt als mit Tand und Eitelkeit, wurden ſo ergriffen von der liebenden Begeiſterung, mit welcher er vom Reich und von der Liebe Gottes predigte, daß ſie, gleichgültig gegen das Geſchwätz der Welt, ſich ganz aus ihr zurückzogen und ſich dem Dienſt der Kranken und Armen widmeten. Sie waren die erſten Mitglieder jenes wohlthätigen Frauenvereins, den Vinzenz über ganz Frankreich verbreitete. Mitten im Weltleben knüpften ſich die Fäden dazu an und ſpannen ſich fort zu einem weiten Netz der Liebe, um alles Elend und allen Jammer lindernd damit zu umfangen.

Darauf trat Vinzenz wieder ſeine Wirkſamkeit im Hauſe Gondi an, aber nicht ſowohl als Erzieher, als

um seine seelsorgliche Wirksamkeit in größerem Maßstab ausdehnen. Nach wenig Jahren hatte er an dreißig Orten der Familienbesitzungen Missionen gehalten und überall erblüthe als deren Frucht ein wolthätiger Frauenverein.

Graf Gondi war General der königlichen Galeeren. Dadurch ward Vinzenz veranlaßt, sich der Gefangenen anzunehmen, welche dahin abgeführt wurden. Um seinem Eifer den freisten Spielraum zu gewähren, bewirkte der Graf seine Ernennung zum ersten königlichen Almosenier aller Galeeren. Als solcher ging Vinzenz 1622 nach Marseille. Der leibliche und seelische Zustand, in welchem er die unglücklichen Sträflinge fand, erpreßte ihm heiße Thränen. Diese schwimmenden Kerker waren Wasserhöllen, in denen Verdammte verzweifelten. Ausgestoßen von der Menschheit, hatten sie aufgehört Menschen zu sein, und lebten nur für Haß und Ingrimm, Fluch und Lästerung. Auch Vinzenz und sein linder Zuspruch ward anfangs mit Hohn und Beleidigung aufgenommen. Er aber pflegte die Kranken, legte Fürbitte bei den Aufsehern für die Straffälligen ein und wußte durch tausend kleine Mittel seine Theilnahme für sie an den Tag zu legen.

Im folgenden Jahre setzte er dieselbe Thätigkeit zu Bordeaux fort, und da der Zustand der zu den Galeeren Verurtheilten in den grausen Gefängnissen von Paris nicht minder jammervoll als auf den Schiffen selbst war: so begab er sich auch in diese Höhlen und machte den Grafen Gondi verantwortlich für die schauderhafte Verkommenheit an Leib und Seele, in welcher die Verbrecher dort schmachteten. Der Graf gab

ihm die Vollmacht, Alles für die Milderung dieſes unausſprechlichen Elendes zu thun und unterſtützt durch mitleidige Herzen miethete er ein großes Haus, worin er ſie mit allen Erleichterungen unterbrachte, welche ihre Lage erlaubte. Als eine peſtartige Krankheit unter ihnen ausbrach, ſchloß er ſich mit ihnen ein und würde mit Freuden ſein ganzes Leben ihnen gewidmet haben, wenn nicht nach allen Seiten hin ſeine Umſicht und Thätigkeit in Anſpruch genommen worden wäre. Er, der demüthige Mann, der nur glaubte, dem ſchlichten Bauern, dem Bettler, dem Verbrecher geiſtliche Pflege geben zu können, ward zur geiſtlichen Leitung des eben in Paris eröffneten Kloſters vom Orden der Heimſuchung Mariä beſtimmt. Der liebenswürdigſte unter den Heiligen, Franz von Sales, Biſchof von Genf, hatte dieſen Orden, der ſich auch nach ſeinem Namen Saleſianerinnen nannte, kürzlich gegründet und ſeine geiſtliche Tochter Franziska von Chantal breitete ihn über ganz Frankreich aus. Beide wendeten ſich an Vinzenz mit der Bitte, dem jungen Hauſe in Paris liebend vorzuſtehen, und dieſe ſtillen Seelen in ihrer Abgeſchiedenheit zum Himmel zu führen, denn Franz von Sales hielt ihn für den heiligſten Prieſter, den er je gekannt, und auf Befehl des Erzbiſchofs von Paris übernahm er dieß Amt, und ſtand demſelben, ſo wie dieſer ganzen Kongregation in Frankreich faſt dreißig Jahre mit apoſtoliſchem Geiſte, Klugheit und Feſtigkeit vor.

Zu dem kleinen Kapital, welches die Gräfin Gondi zur Abhaltung von Miſſionen für das Landvolk ihrer Beſitzungen ausgeſetzt hatte, fügten ihr Mann und der Erzbiſchof von Paris, ihr Schwager, auf ihre Bitten

und Vorstellungen die Summe von vierzigtausend Livres und am 1. Mai 1625 fertigte die Familie Gondi eine Stiftungsurkunde aus des Inhalts: Zur Ehre Gottes und der Kirche und zum Heil der allerverlassensten Seelen auf dem Lande, die nicht wie die Städte mit eifrigen und genügenden Hirten versehen, sondern gar oft in großer Noth und Verlassenheit wären, wünsche sie eine Versammlung frommer, gelehrter und thätiger Weltpriester zu stiften, die unter der Vorsteherschaft des Herrn Vinzenz von Paul ein gemeinschaftliches Leben nach einer bestimmten Regel zu führen und die Verbindlichkeit zu erfüllen hätten, mit Erlaubniß der Diözesanbischöfe von Dorf zu Dorf herum zu gehen, den Landmann im Christenthume zu unterrichten, ihn zu Generalbeichten und häufigerem Empfang der heiligen Sakramente zu ermahnen, und ihn durch wahre Frömmigkeit und gebesserten Lebenswandel auf die Wege des Herrn zu leiten. Diese geistlichen Sendungen hätten sie unentgeldlich nur für das arme Landvolk zu übernehmen, namentlich alle fünf Jahr einmal auf den Gondi'schen Besitzungen. Eine Ausnahme hievon sollten sie nur für die unglücklichen Galeerensträflinge machen und sich deren Seelenheil erbarmen.

Als die Gräfin ihren heiligen Wunsch erfüllt sah, daß den Armen, den Verlassenen und Verlornen das Evangelium gepredigt und das Heil verkündet werde, that sie ihre erdenmüden Augen zu und entschlief zu einem besseren Leben, am 23. Juni 1625; und ihr Mann zog sich bald darauf von der Welt zu den Vätern des Oratoriums zurück. Vinzenz aber eröffnete seine Kongregation der Missionspriester, die nach zwei Jahren

vom König Ludwig dem Dreizehnten die Erlaubniß erhielt, sich in ganz Frankreich niederzulassen und Legate und Erbschaften zu empfangen, und die vom Papst Urban dem Achten zu einer Ordensgenossenschaft erhoben wurde. So gesegnet von Gott und den Menschen war die Liebe der Seelen eines einzigen apostolischen Priesters! Vom Jahr 1625 bis zum Tode des Vinzenz, 1660, hielt die Kongregation gegen neunhundert Missionen. Als die Kongregation sich so gemehrt und ihre Wirksamkeit sich so ausgebreitet hatte, daß der Stiftungsfond nicht mehr hinreichte, sorgte der liebe Gott für seine armen treuen Diener, indem der Prior der Abtei St. Lazarus bei Paris dieß schöne Gebäude sammt bedeutenden Einkünften an Vinzenz abtrat, der es mit den Seinen im Winter 1632 bezog. Nach diesem Hause führten die Missionspriester auch den Namen Lazaristen, unter dem sie noch jetzt bekannt sind. Da die Pflege einiger geistesschwachen und kranken Jünglinge dazu kam: so ward St.Lazarus noch nebenbei eine Art von Seelenhospital, wo man sich der Heilung ihrer schlimmsten Krankheit befleißigte.

Nie auf das, was er geleistet hatte, immer auf das, was noch für das Reich Gottes zu thun war, schaute Vinzenz; gedachte des Blutes Jesu, daß es nicht für so viel Tausende umsonst vergossen sein dürfe, daß seine Kraft in anderen Seelen und auf andere Weise dieselbe Liebe zum Kreuz erwecken könne, wie in seinen Missionspriestern, und unternahm ein neues Werk: die Bildung der barmherzigen Schwestern. Die Gehülfin, die er dazu brauchte, hatte er schon seit einigen Jahren an der Hand: Frau Louise von Marillac, verwittwete

le Gras, eine Seele, deren Opferfreudigkeit und Thätigkeit gar nicht zu erschöpfen und zu ermüden war. Sie sah in den armen Kranken die leidenden Glieder ihres Erlösers, also nicht bloß Leiber, die gepflegt, sondern unsterbliche Seelen, die gehegt werden wollen. Mit Heldenmuth unternahm sie die Wartung entsetzlicher Krankheiten und tröstete die dabei Leidenden mit frommem Zuspruch und linder Ermahnung. Vier Jahre prüfte Vinzenz diese starke Seele in allen Uebungen der Selbstverläugnung; dann, 1629, veranlaßte er sie zu einer Rundreise durch ganz Frankreich, um nachzusehen, in welcher Weise die Frauenvereine ihre Wirksamkeit ausübten und um den Mängeln derselben durch Belehrung und Anweisung abzuhelfen. Der Segen Gottes begleitete sie! Den entkalteten Eifer wußte sie zu entflammen, die versiegte Mildthätigkeit zu beleben, den guten Willen zweckmäßig zu verwenden. Frauen aus den vornehmsten wie aus den geringsten Ständen folgten liebentflammt ihrer Leitung; und obwohl dieser Verein ursprünglich nur für solche Orte bestimmt war, in denen es keine Spitäler gab, so verpflanzte er sich doch allmählig auch nach größeren Städten, sogar nach Paris.

Aber es ist schwer, zweien Herren zu dienen! mochten die Frauen, aus denen die Vereine bestanden, noch so fromm und demüthig sein — sie gehörten der Welt an und der Dienst der Welt bringt seine Pflichten mit sich!

Obwohl Vinzenz den Frauenvereinen eine bestimmte Verfassung gab und ihre Vorsteherinnen überall unter die Leitung des Ortspfarrers stellte: so erkannte er doch bald, daß die Sorgen und Freuden der Welt immer ein Hinderniß an der vollkommenen Ausübung der

Kranken- und Armenpflege sein würden, und war darauf bedacht, eine neue Pflanzschule der christlichen Barmherzigkeit anzulegen.

Er übergab drei junge Landmädchen, die weder den Beruf fühlten in die Ehe, noch in die klösterliche Clausur sich zu begeben, der mütterlichen Obhut der Madame le Gras, welche sie in ihr Haus aufzunehmen, ihre Seelenbildung zu leiten und sie im Krankendienst einzuüben hatte. Dieser erste Versuch gelang so vollkommen, daß Madame le Gras sich entschloß, sich ganz der Bildung solcher frommen Mädchen zu widmen und sie zu einer neuen Genossenschaft um sich zu versammeln. Wiederum prüfte Vinzenz ihren Flammeneifer und ihre Befähigung zwei Jahre, dann aber, als die kleine Genossenschaft an Zahl und an Gnaden wuchs, widerstrebte er nicht länger dem Finger Gottes und der Erzbischof von Paris erhob sie unter dem Namen Filles de Charité zu einer eigenen Kongregation, die man auch ihrer schlichten grauen Kleidung wegen Sœurs grises nannte. Dieß ist der Ursprung der barmherzigen Schwestern.

„Eine barmherzige Schwester!“ spricht mit oberflächlichem Beifall der Weltsinn. Ja, weiß er denn auch wohl, was das ist, eine barmherzige Schwester? Eines von den tausend Wundern des Kreuzes ist es, welches nur deßhalb nicht so recht begriffen wird, weil es sich nicht auf ein Individuum beschränkt. Gäbe es eine einzige barmherzige Schwester auf Erden, so würde die Erde ganz hell werden von ihrem Ruhm vor den Menschen. Allein Gott sei Dank! so ist es nicht! ihr Ruhm ist verborgen in ihrem Heiland. Eine barmherzige Schwester, das ist zugleich ein Held und eine Klosterfrau. Ihr Schlachtfeld

iſt das Spital, wo ſie dem Tode ſeine Beute abringen muß, indem ſie ihr eigenes Leben gleichmüthig und freundlich der Anſteckung oder der Erſchöpfung preis gibt; und ihr Lorbeer iſt die himmliſche Palme. Keine Wunde, keine Krankheit, keine Gefahr, kein Abſcheu — nichts erſchüttert ſie, nichts vertreibt ſie von ihrem Poſten.

Andere Ordensfrauen, welche der Welt entſagt haben, ſind durch ihre Clauſur vor der Berührung der Welt geſchirmt; Leichtſinn, Eitelkeit, Thorheit, Lärm und Geräuſch brechen ſich an dem Gitter und der ſtillen Zelle; zwiſchen den gottgeweihten Herzen und den Kämpfen, Qualen und Leidenſchaften da draußen iſt der Schleier eine undurchdringliche Scheidewand, die all' jenen Jammer verhüllt. Aber die barmherzige Schweſter hat der Welt entſagt, ohne ſich hinter Gitter und Clauſur zu begeben, und die Qualen und Leidenſchaften, die Bedrängniſſe und Aengſte der Welt ſchreien um ſie her nach Hülfe, nach Rettung.

Es iſt nicht zu beſchreiben, durch welche Schule der Geduld ſie täglich wandeln, welch' eine Fülle von Langmuth und Gelaſſenheit ſie den Launen und Grobheiten der Unvernunft und dem Eigenſinn entgegenſetzen muß. Und nicht bloß die Behandlung der Kranken muß ſie ſo genau verſtehen, ſondern auch mit Menſchen aus der Welt umzugehen wiſſen. Da ſind die Aerzte, da ſind die Angehörigen der Kranken, da ſind die Beſchützer oder Wohlthäter des Hauſes, da ſind Beſuche, die aus Theilnahme oder Neugier das Spital ſehen möchten: mit dieſen Allen hat ſie zu verkehren und weltvertraut zu ſein, als ob ſie ſich nicht die Welt unter die Füße gelegt hätte.

Das wußte Vinzenz von Paula. Darum ſandte er

ſeine geiſtlichen Töchter in Spitäler, Galeeren, Lazarethe, über ganz Frankreich aus. Paarweiſe zogen ſie fort aus der ſtillen Arche über das Meer von Bedrängniß und Noth, welches die Zeit ausgoß, Tauben des heiligen Geiſtes, um das Oelblatt, den Balſam der Liebe, den Darbenden zuzutragen. Und ſo ziehen ſie fort bis zu dieſer Stunde.

Während Vinzenz in Paris ein großes Findelhaus, die erſte wohleingerichtete Anſtalt dieſer Art, unter dem Patronat adeliger Frauen, und in Marſeille ein Krankenhaus für die Galeerenſklaven gründete, welches dieſe ihr Paradies nannten, bemüthe er ſich, dem geiſtlichen Stande einen friſchen Aufſchwung zu geben und führte deßhalb die geiſtlichen Uebungen ein. Er und ſeine Miſſionspriester hielten Vorträge vor den verſammelten Prieſtern über ihren hohen Beruf, und veranlaßten ſie dadurch zu einer tiefen Einkehr in ſich ſelbſt, zu einer Erneuerung ihres innern Lebens. Als die guten Früchte dieſer Uebungen ſich zeigten, die Geiſtlichen eifriger, pflichtgetreuer, unterrichteter wurden, durch Beiſpiel und Lehre beſſer auf ihre Gemeinden wirkten und in deren Achtung höher ſtiegen, beſchloß Vinzenz den Weltleuten ebenfalls dieß Mittel zu einer geiſtigen Wiedergeburt anzubieten. Er öffnete ſein Haus von St. Lazarus und überhaupt alle Miſſionshäuſer ohne Unterſchied jedem Menſchen, der Verlangen nach den geiſtlichen Uebungen trug, und damit Niemand in der heiligen Abgeſchiedenheit durch Sorge für den Lebensunterhalt geſtört werde, wurden Alle unentgeldlich aufgenommen und verpflegt. Das Haus gerieth in Schulden; aber Vinzenz betete und immer wieder und wieder fanden ſich Mittel, um

die älteren Anſtalten zu erhalten, zu vergrößern und um neue zu ſtiften. Dieſer blutarme Prieſter, dieſer dürftige Bauernſohn, der nicht einen Heller beſaß, verausgabte jährlich viele Tauſende oder veranlaßte ihre Verausgabung aus den Mitteln der Barmherzigkeit; wie denn z. B. die alljährliche Ausgabe für das Findelhaus vierzigtauſend Livres betrug. Wodurch bewirkte er das? — er betete und er bat.

In Folge des unſeligen dreißigjährigen Krieges wälzten ſich alle Gräuel der Verwüſtung über das arme Lothringen, das ein Tummelplatz der Kriegswuth für Deutſche und Franzoſen, für Spanier und Schweden wurde. Verbrannte Städte und Dörfer, verwüſtete Felder, geplünderte und zerſtörte Vorräthe bezeichneten jeden Schritt der feindlichen Züge und verſetzten die unglücklichen Einwohner in ein Uebermaß von Elend. Hunger, Peſt und die ſchauderhafteſte ſittliche Verwilderung ſchwangen ihre dreifache Geißel.

Schilderungen dieſer grenzenloſen Noth drangen bald nach Paris und Vinzenz ward ganz von bitterem Leid über einen ſolchen Zuſtand erfüllt, wo es möglich war, daß hungrige Wölfe Nachts in die Stadt kamen und über die Leichen herfielen, daß gottgeweihte Jungfrauen auf den Landſtraßen umher irrten, um Lebensmittel zu ſuchen, und daß Mütter, wie bei Jeruſalems Zerſtörung ihre Kinder ſchlachteten und verzehrten. Vinzenz ſprach:

„Es ſind nicht unſere Landsleute und ihr Herzog kämpft gegen uns; aber es ſind Katholiken und ſie leiden — wir müſſen ſie unterſtützen! Wir haben wenig Gold und Silber und bedürfen vielleicht Millionen — wohlan! Gott wird das Fehlende hinzulegen. Die Schätze

der göttlichen Vorsehung sind unerschöpflich, unser Mißtrauen würde ihr Unehre bringen.“

So sprach dieser große Diener Gottes. Für Glaubensbrüder, Kinder der Kirche, schien ihm Nichts unmöglich. Dann machte er bei sich selbst den Anfang, wie es sich ziemt bei einem Heiligen: das Haus von St. Lazarus ward auf die Beköstung mit schwarzem Brod gesetzt, und als er nun nichts weiter als das Allernothwendigste hatte, um sein Leben zu fristen, da durfte er kühn zu den Großen und Reichen der Welt gehen, um für die Darbenden zu betteln. Vom königlichen Hof an und aus allen Ständen empfing er so reichliche Spenden, daß sein vertrauter Bote, der vom Jahr 1635 bis 1648, als der westphälische Friede den Krieg beendigte, dreiundfünfzig Reisen nach Lothringen machte, jedesmal zwanzig bis dreißigtausend Livres dahin brachte. Ueber das flohen viele Lothringer vor Krieg, Krankheit und Hungersnoth nach Frankreich und brachten nichts mit, als ihr nacktes Leben. Auch diese mußten versorgt werden — und wurden es. Einhundertsechszig verwaiste junge Mädchen, welche dem schrecklichsten Schicksale entgegen gegangen wären, nahm Madame le Gras in ihren Schutz, bis sie in guten Häusern einen passenden Dienst fanden. Für eine ebenso große Schaar von Knaben sorgte Vinzenz auf ähnliche Weise. Vierzehn unglückliche Klosterfrauen vom Orden des heiligen Benedikt empfahl Vinzenz wohlthätigen Frauen; und die Gräfin von Chateau-Vieux wies ihnen ein eigenes Haus an unter der Verbindlichkeit, der ununterbrochenen Anbetung des allerheiligsten Altarssakramentes sich zu widmen. Das Elend war groß — aber es fand zu seiner Linderung große

Herzen. Endlich kamen Flüchtlinge von hoher Geburt aus vornehmen Häusern, welche in die jämmerlichste Lage geriethen, nachdem sie ihr mitgebrachtes Geld verzehrt hatten, da sie sich schämten ihre Noth bekannt werden zu lassen. Ein edler Mann kam zu Vinzenz und bat ihn, sich doch gerade dieser Personen anzunehmen, welche doppelt unter den ungewohnten und drückenden Verhältnissen litten. Vinzenz antwortete mit seiner gewohnten Freundlichkeit und Einfachheit:

„Freilich muß man diesen armen Edelleuten zu Hülfe kommen, um in ihnen unsern Erlöser zu ehren, der vom Adel und doch so arm gewesen ist.“ Und auf seine Anregung traten acht vornehme Männer zusammen und erhielten während acht Jahren mit möglichster Schonung und Zartheit ihre Standesgenossen, bis dieselben nach dem Frieden in ihre Heimat zurückkehren konnten.

Jener vertraute Bote, der so oft die Wanderschaft nach und in Lothringen zu machen hatte und wie durch ein Wunder, trotz der Unsicherheit der Straßen, nie beraubt und ausgeplündert wurde, obgleich man ihm oft nachstellte — war ein Laienbruder des Ordens und hieß Matthäus. Im ganzen Lande und sogar in Paris erzählte man von den Gefahren, denen er mit seinen Geld- oder Wechselsendungen entronnen sei und endlich begehrte die Königin ihn zu sehen. Sie fragte ihn, was ihn denn eigentlich aus so vielen Gefahren gerettet habe, und Bruder Matthäus erwiederte: „Das Gebet unsers Vaters Vinzenz.“

Nachdem der Friede mit fremden Völkern geschlossen war, begannen in Frankreich, von Parteigeist angefacht, die Bürgerkriege der Fronde, unter denen das ganze Land

Unſägliches litt, namentlich die Champagne und Pikardie, wo eine furchtbare Hungersnoth wüthete, weil die Heere die Kornfelder abgemäht, die Vorräthe aufgezehrt und die Häuſer geplündert hatten. Die Einwohner aßen Gras, Baumrinde, ekelhafte Thiere und Dinge, und ſtarben haufenweiſe vor Hunger und an Seuchen. Vinzenz wurde immer zuerſt von jeder Noth benachrichtigt; auch jetzt flehte man um ſeine Unterſtützung. Er wendete ſich ſogleich an den Verein der adeligen Frauen in Paris, der eingedenk des alten Wahlſpruches des ächten Adels „Noblesse oblige“ es für ſeine Schuldigkeit hielt, Außerordentliches zu leiſten und nie hinter den Wünſchen zurück blieb, die Vinzenz ihm vortrug. Miſſionspriester mit Geld und Kleidungsſtücken, denen bald barmherzige Schweſtern nachfolgten, wurden nach den Orten geſendet, wo Krankheit und Hunger am heftigſten wütheten, und wo ſie oft für Leib und Seele zugleich ſorgen mußten. Mehrere von ihnen und von den Schweſtern ſtarben im Dienſt der Liebe. Ein Oberaufſeher ſtattete jede Woche an Vinzenz einen genauen Bericht über alle Leiſtungen und Verrichtungen ſeiner geiſtlichen Kinder ab und Vinzenz legte dieſen Bericht den Damen vor, um ihnen zu zeigen, daß ihre Mildthätigkeit unerſchöpflich ſein müſſe. Während zehn Jahren ſammelte er bei ihnen die erforderlichen Unterſtützungsbeiträge. Als die beraubten, entweihten, halbzerfallenen Kirchen in jenen armen Provinzen wieder hergeſtellt und dem Gottesdienſt zurückgegeben werden ſollten, waren es abermals dieſe Frauen, welche die Altargeräthe und die Paramente lieferten, aus ihren koſtbaren Kleidern und Spitzen prieſterliche Gewänder verfertigten und ihre Kunſtfertigkeit in Sticke-

reien zum Dienſt und Schmuck des Altars verwendeten.

Endlich war die Noth in Paris ſelbſt ſehr groß, als die Armee der Fronde und die des Königs ſich vor deſſen Mauern gegenüber ſtanden. Alles drängte und flüchtete ſich in die Stadt, als ob dort mehr Schutz und Hülfe wäre. Am Thor von Sankt Lazarus wurden täglich Tauſende von Armen geſpeist, und Unzählige mit den geiſtlichen Tröſtungen der heiligen Sakramente verſehen. Und worin beſtand der Dank für dieß Uebermaß von Liebeswerken und Wohlthaten? — darin, daß ein Regiment der ausgelaſſenſten Soldaten in dieſes Haus gelegt und dasſelbe dadurch ausgeplündert wurde; — ein Werk des Haſſes, der Habgier und des Neides, welches ſich zu allen Zeiten, bald in dieſer und bald in jener Form wiederholt. Vinzenz war nicht in Paris. In andern Häuſern ſeines Ordens aß er das Brod der Trübſal und der Armuth, beklagte ſeine großen Verluſte nur inſofern, als ihm die Mittel geſchmälert wurden, Andern zu helfen, und widmete ſich um ſo mehr der Pflege der Seelen und der Bildung und Hebung ſeiner Kongregation.

Es würde ein langes Regiſter abgeben, und eine Wiederholung der nämlichen Thatſachen, ſollten all' die Anſtalten der Barmherzigkeit für alle denkbaren Zweige der menſchlichen Bedürftigkeit nur aufgezählt werden, zu denen Vinzenz durch That oder Rath mitwirkte, wenn er ſie nicht ſelbſt ſchuf oder hervorrief. Er war über dreißig Jahre General-Oberer ſeiner Kongregation, und in der ganzen Zeit ward in Frankreich nichts Großes zu Stande gebracht, wobei er ſich nicht auf irgend eine Weiſe betheiligt hätte. Seine größte Freude und Be-

lohnung war die segensreiche Wirksamkeit und die große Ausbreitung seines Ordens, welcher, seiner demüthigen Stiftung treu, den Armen das Evangelium predigte, und den Christensklaven in Algier und Tunis, den unterdrückten Katholiken auf den hebridischen Inseln, den zerstreuten Hirten in der römischen Campagne, den armen gequälten und verfolgten Irländern oft mit Gefahr und auf Kosten des eigenen Lebens das Wort Gottes zutrug. Als ächter Nachfolger des ewigen guten Hirten durchwanderte der Missionspriester die Wildnisse der Welt, um die verlorenen Schäflein aufzusuchen und auf seinen Schultern heimzutragen. Manche seiner tüchtigsten geistlichen Söhne sah Vinzenz vor sich dahin sterben; sechs in Genua bei den Pestkranken, vier in Afrika bei den Christensklaven, sieben auf der Insel Madagaskar, zwei in Polen, sehr viele in Frankreich während der Kriege. Dennoch mehrten sie sich wie die Sterne des Himmels und gewährten dem greisen Vinzenz einen unsäglichen Trost in all' den Bekümmernissen, welche er über das grenzenlose Unheil der Zeit empfand. Krieg in ganz Europa, Noth, Entsittlichung, materielle und geistige Verkommenheit in seinem Gefolge; die Kirche in manchen Ländern unterdrückt und mißhandelt durch die Häresie; in Frankreich der gefährliche Jansenismus, der mit seinen Verwirrungen der Kirche so großen Schaden that, daß die Irrgläubigen frohlockten und die treuen Diener Gottes weinten. — Alles das erlebte und erlitt er. Aber nie wurde er muthlos. Wie Moses führte er die Seinen durch das rothe Meer der Leiden, versorgte sie in der Wüste mit Manna vom Himmel und mit Wasser aus dem Felsen und hob, wenn alle Wunder der Liebe er-

schöpft waren, auch wie Moses seine Hände im unermüdlichen Gebet zu Gott empor.

Schwere Krankheiten und empfindliche Schmerzen warteten seiner in den letzten Jahren seines Lebens, ohne daß er von seiner Strenge gegen sich selbst, von seiner Liebe und Freundlichkeit für Andere, von seinen mühe- und sorgenvollen Arbeiten, von seinen priesterlichen Obliegenheiten nachgelassen hätte. Ein so außerordentliches Leben wie das seinige war für die Erde zu selten und zu kostbar, um nicht bis in's höchste Alter ausgedehnt zu werden; und so ging er denn erst in seinem fünfundachtzigsten Jahre (1660) zur ewigen Ruhe ein. Himmlischer Segen folgte ihm! — Kein Armer in ganz Frankreich, der ihm nicht eine Thräne nachgeweint hätte. Und sogar die Welt wurde weich und warm, die eiskalte, die eisenharte Welt durch seinen Tod, wie sie es durch sein Leben geworden war. Im Jahre 1737 erfolgte seine Heiligsprechung. Dieß große, demüthige, liebeglühende, glaubensstarke Herz mußte das Schutzpatronat der Fürbitte im Himmel fortsetzen, das es schon auf Erden so treu geübt hatte.

7.

Franz Xaver Jann, Exjesuit und Professor in Augsburg.

Franz Xaver Jann ward den 25. November 1750 in Weissenhorn, einem kleinen Städtchen im ehemaligen Schwaben geboren. Sein Vater war allda bürgerlicher

Zinngießer, Franz Xaver aber der Zweitgeborne von achtzehn Geſchwiſtern. Er war ein ſchöner und munterer Knabe, dem aber Muthwille ſtets fremd war. Schon als Kind verrieth er, was er einſt als Mann leiſten würde. Stille Zurückgezogenheit, ein gewiſſer Ernſt bei Allem, was er unternahm, ſtets vorleuchtender Witz, pünktlicher Gehorſam gegen Eltern und Lehrer, Ehrfurcht gegen Geiſtliche, Eifer und Lernbegierde in der Schule machten den Knaben liebenswürdig, aber ſeinen kleinen Genoſſen etwas fremd, weil er nicht in ihren Muthwillen einſtimmen wollte; er blieb daher lieber in der Nähe ſeines Vaters und wurde von ſeinem ſechsten Jahre an immer ſein Begleiter, wenn er ſeinen Bruder in Scheppach, Franz Jann, beſuchte, welcher daſelbſt Pfarrer und Dekan war, und den ſeine Verdienſte auch zur Würde eines geiſtlichen Rathes erhoben hatten. Die Tage, welche der kleine Xaver in Scheppach zubringen durfte, waren ihm feſtliche Tage; ſo ernſt die Mienen des Onkels waren, ſo hing doch der Blick des Neffen immer an denſelben. Einmal blickte er lächelnd auf den Knaben, der den langen, ſchwarzen Mann immer mit Ehrfurcht beobachtete. „Der Knabe gefällt mir,“ äußerte er ſich gegen ſeinen Bruder, und wandte ſich dann zum Neffen: Xaver! deine Naſe iſt zu lang für einen Zinngießer; du ſollſt ein Student und dann ein Geiſtlicher werden; magſt du bei mir bleiben?“ — Ein frohes Ja beantwortete ſchnell die Frage. Er wollte ſchon jetzt nicht mehr fort, und konnte nur durch die Verſicherung beruhigt werden, daß er im nächſtfolgenden Frühjahre wieder kommen und dann beim lieben Oheim bleiben dürfe, um ein Student zu werden.

Im Frühjahre 1760 hüpfte nun der neunjährige Knabe an der Hand des Vaters nach dem Pfarrorte Scheppach, um bei dem guten Oheim den ersten Grund zu seiner künftigen Bestimmung zu legen. Ein Freund Jann's macht über seinen beinahe vierjährigen Aufenthalt in diesem einsamen Orte folgende treffliche Bemerkungen: „Hier lernte der Knabe vom Pfarrer Gottesfurcht und innige Andacht, vom Dekan strenge Pflichttreue, vom geistlichen Rathe Kraft und Würde mit Liebe und Herablassung zu paaren, vom Oheim Sinn und Gefühl für Freundschaft, vom Lehrer aber strengen Fleiß, Ordnung im Denken und Lernen, genaue, pünktliche, fehlerfreie Ausarbeitung aller ihm vorgelegten Aufgaben, Ehrfurcht und kindlichen Gehorsam.“ Der ernste Mann konnte sich mit dem Grundsatze der neuern Pädagogik nicht vereinigen, welcher verlangt, daß Eltern und Lehrer den Gehorsam erschmeicheln, manchmal gar erbetteln sollen, aber er besaß die praktische Kunst, seine Liebe zum Zögling mit Ernst im Befehle zu vereinbaren, und aus Liebe für ihn, nicht aus leidenschaftlicher Aufwallung, zu mäßigen Strafen sich zu zwingen, wenn je der Fall eintrat, welcher einen solchen Schritt nothwendig machte. Hiefür küßte der dankbare Zögling noch in seinem hohen Alter den Mund, der ihn unterrichtete, und die Hand, die ihn bestrafte, wenn er es verdient hatte. Bis an sein Lebensende hing das Bildniß des verehrten Oheims neben Jann's Bette; stets blickte er mit inniger Rührung an ihn hin, und nannte den längst erblichenen Ehrenmann seinen Vater, Freund und Lehrer.

Aber der Schüler lohnte auch frühzeitig die Liebe und die Bemühungen seines Lehrers, durch seine uner-

müdete Verwendung und ſeinen pünktlichen Gehorſam. Schon im Jahre 1764 waren ſeine Fortſchritte von der Art, daß der Oheim ihn ohne Scheu nach Dillingen mit ſich nehmen konnte, um ihn der dortigen Lehranſtalt der Jeſuiten zu übergeben.

Der Oheim, überzeugt von dem, was ſein Zögling unter ſeiner Leitung bereits geleiſtet und ferner zu leiſten im Stande ſein würde, präſentirte ihn ſogleich dem Profeſſor der Syntax. Jann war noch ſehr klein, und der Profeſſor ſchloß daher, ohne deßhalb Vorwurf zu verdienen, daß der Schritt zu voreilig und der kleine Menſch für dieſe Klaſſe, in welcher bereits ſchon einige Uebungen im Verſemachen vorgeſchrieben waren, noch nicht hinlänglich vorbereitet ſein dürfte. „Tragen Sie deßhalb kein Bedenken," erwiederte der Dekan, „ich habe ihn im Verſemachen ſchon ſehr geübt, und ſie dürfen ihm nur den nächſten beſten Gegenſtand, worüber er einen Vers machen ſoll, geben, um ſich davon zu überzeugen. Der Profeſſor verlangte auf dieſe Verſicherung hin, daß der kleine Muſenſohn ein Diſtichon auf das an der Wand hängende Kruzifix machen ſollte. — In einem Nu war der noch ſchüchterne Landknabe fertig, und ſagte:

„Iu cruce suffixus pendes, sanctissime Iesu!
Meque tuo redimis sanguine, quantus amor!"

Trefflich, Trefflich! rief jetzt der ſtaunende Profeſſor, klopfte ſanft dem vierzehnjährigen Dichter auf die Schulter, und dankte dem ernſten Dekan, daß er ihm einen Schüler zugeführt hatte, welcher die Anſtalt zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigte. Er wurde ſogleich in die große Syntax nach damaliger Benennung eingeführt.

Das Lehrzimmer war für den Landjungen eine ganz neue Welt, und der schlichte Landknabe für die Schüler eine wahrhaft exotische Erscheinung. Als er das erste Mal in dasselbe eintrat, machten die vielen Schüler — es waren sechszig bis siebenzig — einen ganz besonderen Eindruck auf ihn, der bisher keinen Studenten kannte, als sich selbst; viele stolzirten mit ihren fliegenden Mänteln und verachtendem Blick an dem einfachen Landknaben vorüber. Einer war frech genug, ihn so anzureden: „Du wirst ein rechter Ochs sein, nicht wahr? —

„Ja, antwortete schnell der witzige Jann, aber morgen wollen wir die Hörner messen.“

Jetzt betrat der ernste Lehrer den Lehrsaal, und augenblicklich herrschte Ruhe und Stille. Der schüchterne Knabe suchte seinen Sitz auf der letzten Bank, und war nun ganz Ohr, ganz Aug. Nach einem kurzen Gebete und einer passenden Anrede wurde vom Lehrer ein Pensum diktirt, nach welchem am folgenden Tage die Plätze vertheilt werden sollten. Wer war mehr auf das Resultat gespannt, als der lernbegierige Jann, und wie überrascht war er und alle seine Mitschüler, als ihm als Sieger der Ehrenplatz an der Kanzel angewiesen, und dem muthwilligen Spötter der verächtliche Aufenthalt nahe am Ofen zu Theil geworden war. Nun wagte es Keiner wieder, des anspruchslosen Landknaben zu spotten.

Wie der Anfang war, so war auch der ununterbrochene Verfolg auf der einmal betretenen Siegesbahn, auch nicht ein einziges Mal gelang es einem seiner Mitschüler, ihn von seinem ersten Platze zu verdrängen. Am Ende des Schuljahres 1765 kehrte Jann mit den ersten Preisen aus allen Fächern beladen in die Arme des won-

netrunkenen Oheims zurück. Dieſe ſchöne Freudenſcene wiederholte ſich mit jedem Herbſtſemeſter bis zur Aufnahme in das Noviziat der Geſellſchaft Jeſu.

Jann hatte aber auch das Glück, vortreffliche Lehrer zu haben, deren er ſich immer mit hoher Achtung und innigem Dank erinnerte. Pedal, Pflug und Ruf waren ihm bis in ſein Greiſenalter ehrwürdige und unvergeßliche Namen.

Nicht der Wunſch des frommen alten Oheims, wie man irrig wähnen könnte, hatte den talentvollen Jüngling zum geiſtlichen Stande beſtimmt; nein, Jann hat ihn aus freiem Antriebe und nach reiflicher Ueberlegung mit ſeinem Gewiſſensrathe gewählt. Während ſeines Aufenthaltes in Dillingen hatte er Gelegenheit genug gehabt, ſich mit der Verfaſſung des Jeſuiten-Ordens bekannt zu machen, ſeine Vortheile wie ſeine Beſchwerniſſe kennen zu lernen, das Wirken der Mitglieder zu beobachten, wodurch die Schätzung nur mehr und mehr geſteigert wurde. Da er noch überdieß einen unwiderſtehlichen Hang für die Wiſſenſchaften und eine Vorliebe für das Lehrfach in ſich fühlte, und dieſelbe nirgends leichter als in Verbindung mit dieſen Männern befriedigen zu können glaubte, ſo wurde der Wunſch, in dieſelbe aufgenommen zu werden, in ihm immer ernſter und feuriger, und der Befriedigung desſelben von Seite der Obern des Inſtituts um ſo leichter entſprochen, weil ihnen die reinen Abſichten und die auszeichnenden Eigenſchaften des Kandidaten ohne weitere Empfehlung ſchon hinlänglich bekannt waren.

Jann erhielt den Aufnahmsbrief im Jahre 1767. Entzückt darüber eilte er nach Landsberg, wo die Je-

ſuiten ihr Noviziathaus hatten, ſeiner neuen Beſtimmung entgegen, um ſich allda während der zwei Prüfungsjahre an ſtille Zurückgezogenheit zu gewöhnen, ſich im Gehorſame zu üben, ſein Herz auszubilden, und in dieſer Schule der Frömmigkeit zu lernen, was er im Gewühle des Lebens nicht finden konnte, die Ruhe des Herzens und den Frieden der Seele.

Nach vollendetem Noviziate wurde er von ſeinen Vorgeſetzten nach Ingolſtadt geſchickt, um dort in den Hörſälen die philoſophiſchen Wiſſenſchaften zu ſtudiren und ſich fortan durch dieſelben zu ſeiner Beſtimmung auszubilden.

Jann wußte, daß das Lehrfach ihn in ſeinem gewählten Berufe vorzüglich in Anſpruch nehmen würde. Es waren alſo nicht allein die philoſophiſchen Wiſſenſchaften und alle ihre Zweige, mit welchen er ſich in Ingolſtadt beſchäftigte; er benutzte nebenbei jeden freien Augenblick, um ſich für ſeinen künftigen Beruf vorzubereiten und tauglich zu machen. So waren Philologie, Alterthumskunde, Geſchichte, alte und neue Geographie, Poeſie und Redekunſt, welche alle am Gymnaſium gelehrt werden mußten, Gegenſtände, die ſein ganzes Weſen neben dem vorgeſchriebenen Hauptſtudium beſchäftigten.

Die Sache der alten Roma und der großen Schriftſteller und Dichter Latiums ſtudirte er mit einem ſolchen Fleiße, daß er ſich den Reichthum und die Leichtigkeit des Ausdruckes ſowohl in mündlicher als ſchriftlicher Darſtellung ganz zu ſeinem Eigenthum gemacht und ſich ſo leicht in Verſen, wie in Proſa ausdrückte, ſelbſt in Fällen, die ihm keine Zeit zum Nachdenken erlaubten. Die ſeltene Gabe, ſeine Gedanken mit Witz und Laune

zu würzen und ſie in Verſen einzukleiden, ſtand ganz in ſeiner Macht; er ſprach und die Worte wurden in ſeinem Munde Verſe, und die Verſe ſpielten ſcherzend mit Namen und Sachen. Man erzählt ſich eine Menge Anekdoten, welche dieſe Aeußerung über Janns Fertigkeit, lateiniſche Verſe zu machen, beweiſen. Von den vielen nur eine zum Belege, und zwar noch aus ſeinem Studentenleben. Er liebte die Jagd. Auf dieſer kam er mit einem Kanonikus von Wettenhauſen zuſammen; er hieß Metzger; dieſer ſchoß einen Daxhund, in der Meinung, daß es ein Fuchs wäre; im nämlichen Moment begrüßte der Student den unglücklichen Jäger mit folgendem Diſtichon:

Cur lanio catulum sternis nil tale merentem? —
Hoc est carnificis, non lanionis opus.

Aber nicht allein lateiniſche Poeſie war es, in welcher er ſich eine bewunderungswürdige Fertigkeit erworben hatte; auch die deutſche Dichtkunſt hatte er ſich eigen gemacht. Doch haben ſeine deutſchen Dichtungen nicht gleichen Werth mit den lateiniſchen.

Nachdem der Magiſter Jann, ſo wurden die jungen Jeſuiten genannt, wenn ſie noch nicht Prieſter waren, ſeine philoſophiſchen Studien in Ingolſtadt mit ungetheiltem Ruhme zu ſeiner und ſeiner Obern Zufriedenheit vollendet hatte, wurde er von denſelben im Jahre 1772 nach Rottenburg am Neckar geſchickt, um die erſte Gymnaſial-Klaſſe, man nannte ſie damals die Rudiment, als Lehrer zu übernehmen. Wie glücklich fühlte ſich der junge Magiſter! — Hier war er in ſeinem Elemente, voll Eifers, voll Liebe für ſeine ihm anvertraute Jugend. Eine heitere Atmoſphäre eröffnete ſich vor ſeinen Au-

gen, und ein weites Feld, auf welchem er zu säen, zu pflanzen und Früchte zu ernten hoffte. Allein schon seit langer Zeit hatten düstere Wolken sich gesammelt, welche ein verheerendes Donnerwetter gegen die Gesellschaft verkündigten, welcher Jann angehörte. Aber man hoffte noch immer, daß ein günstiger Wind das Gewitter zerstreuen und aus unserem Vaterlande entfernen würde. Die schreckliche Explosion geschah jedoch schon im Jahre 1773. Der so lange mit allen Feinheiten und Nachdruck angelegte Plan gegen einen Orden, welchen alle Bösen fürchteten, wurde in Ausführung gebracht und seine Unterdrückung unwiderruflich ausgesprochen.

Die erste offizielle Nachricht war ein Donnerschlag für das Herz des eifrigen Magisters, welcher mit ganzer Seele an seinem Orden hing und sich für das Lehrfach geboren glaubte. Zitternd vernahm er die niederschlagende Botschaft, beugend sein Haupt unter die allwaltende Vorsicht. Verlassen mußte er nun den schönen Bruderbund, verlassen seine Zöglinge, die er so zärtlich liebte; aufgehalten sollte er werden in seiner Laufbahn, die er kaum betreten hatte. Doch sein kämpfendes Herz beruhigte der Gedanke an eine höhere Leitung; er nahm Abschied von seinen Brüdern, von seinen Schülern, und von den lieblichen Fluren des Neckars, und begab sich wieder nach Dillingen, um sich dort durch das Studium der Theologie und des Kirchenrechts zum priesterlichen Stande vorzubereiten. Hier war nun der junge Lehrer wieder Schüler; aber der Schüler wußte sich leicht in die Gesetze und Vorschriften zu fügen, weil er schon in Landsberg Gehorsam und Demuth gelernt und sie auch als Lehrer geübt hatte.

Der 19. September 1774 war der frohe Tag, an welchem ihm die Hände von seinem Bischofe in Augsburg gesalbt wurden, und er mit päpstlicher Dispensation, weil er das kanonische Alter noch nicht erreicht hatte, in das Heiligthum wirklich eingeführt worden ist.

Mit den beseligendsten Empfindungen eilte nun der Neugeweihte in die offenen Arme seines ehrwürdigen alten Oheims nach Scheppach, welchen die Freude wie einen Jüngling erquickte, und der nun die schönen Früchte seiner früheren Aussaat vor sich sah. Der neugeweihte Priester gedachte nun in Scheppach das erste Mal dem Herrn das große Versöhnopfer zu entrichten; aber der Oheim bestimmte den Vaterort desselben dazu; und so reiste er mit seinem Neffen nach Weissenhorn, wo sich die ganze Familie vereinigt hatte, um den schönsten und glücklichsten Tag seines Lebens zu feiern, wie sich der alte Dekan im Hochgefühl seiner Wonne ausdrückte. Die Feier hatte am ersten Sonntag im Oktober 1774 statt.

Vier Brüder aus der Gesellschaft Jesu kamen dahin, um die festliche Stunde des heiligen Opfers mit dem jüngeren, wenn gleich durch äußere Bande getrennten, doch durch innere noch vereinigten Bruder zu feiern. Pater Borgias Fischer, ehevor Rektor des Jesuiten-Kollegiums in München, dann Pfarrer in Illertissen, verschönerte die Primizfeier durch eine salbungsvolle Rede, wobei der alte, ehrwürdige Oheim Freuden- und der Neffe Dankesthränen weinte. Pater Rupert, ein geborner Graf von Fugger, ebenfalls ein Jesuit und dann Pfarrer in Bach, Pater Joseph Ringele und Pater Hermann nahmen den innigsten Antheil an diesem in Weissenhorn unvergeßlichen Feste, und assistirten dem Primi-

zianten am Altare. Noch lebten die braven Eltern des vortrefflichen Sohnes, so wie auch alle Brüder und Schwestern herzlichen Antheil an der Feierlichkeit nahmen.

Nun begab sich der junge Priester nach Eichstädt, und übernahm allda in einem der ersten Cavalierhäuser die Hofmeisterstelle, während welcher Zeit er mit gleichem Eifer das Studium der Theologie und des Kirchenrechts fortsetzte, und zugleich alle Pflichten eines geschickten und gewissenhaften Erziehers mit der strengsten Pünktlichkeit erfüllte. Nach zwei Jahren hielt Jann aus beiden Wissenschaften mit ungetheiltem Beifall eine öffentliche Disputation, welche seine rüstigen und kampfgewohnten Opponenten eben so sehr befriedigte, als alle die fachkundigen Zuhörer, welche des Defendenten vortheilhafter Ruf in Menge herbeigezogen hatte.

Im Jahre 1776 bekam Jann die Einladung, in's Kollegium St.Salvator in Augsburg einzutreten, wo die Studienanstalt noch immer von den Exjesuiten fortgesetzt wurde, obgleich sie in keiner Ordensverbindlichkeit mehr standen. Wer einmal Ordnung sich zur Hauptangelegenheit gemacht hat, findet nur in ihrer Befolgung seine Zufriedenheit, wenn ihn schon keine Gesetze dazu verbinden. Und dieß war wirklich der Fall in dem Kollegium zu St.Salvator. Die Mitglieder derselben waren keine Jesuiten mehr; sie waren selbst vom heiligen Stuhle von ihren Gelübden entbunden und dem Weltpriesterstande eingereiht; aber sie blieben mit geistlicher und weltlicher Bewilligung in ihrem Wohnorte beisammen, beobachteten freiwillig die nämliche Tages- und Hausordnung, die nämliche gegenseitige Achtung unter sich, und waren Lehrer aus Neigung, nicht aus Eigennutz.

Jann's Leiſtungen im Lehrfache ſind jedem ſeiner Schüler noch unvergeßlich, und nur Leute, die ſich von ihren Leidenſchaften und dem Haſſe gegen Alles, was nach der Jeſuitenſchule roch, dahinreißen ließen, oder im Selbſtgefühle ihrer übertriebenen Eitelkeit, alles das verachteten, was ſie ſelbſt zu leiſten unvermögend waren, konnten den rechtſchaffenen Lehrer in der Folge vergeſſen oder gar verfolgen. Ein ehemaliger ausgezeichneter Schüler äußerte ſich in einem Schreiben über Jann in folgender Weiſe:

„Jann beſaß eine vorzügliche Lehrgabe. Lichthell war den Schülern Alles, was er erklärte.

„Die Fertigkeit, womit er die lateiniſchen Klaſſiker vor ſeinen Schülern überſetzte, ſeine Fülle des Ausdruckes, ſeine Kraftſprache und Lebendigkeit im Vortrage ließen uns oft vergeſſen, daß der Lehrer ſprach; wir glaubten Cicero oder Virgil ſelbſt zu hören.

„Die liebſten Lehrſtunden waren uns die der Religionslehre wegen der ihm eigenen Gabe, ſeinen Lehrſtoff durch Erzählungen, Gleichniſſe, und ganz beſondere Salbung intereſſant zu machen. Hierzu kam die Perſönlichkeit des Lehrers ſelbſt, der ganz von Religion durchdrungen, ſtets an ſich ſelbſt darſtellte, was er uns lehrte. Uebrigens kann man von ihm ſagen, daß gewiſſermaßen alle ſeine Lehrgegenſtände Religionsunterricht waren, indem er jeden Anlaß benutzte, uns auf das Eine Nothwendige aufmerkſam zu machen und die Religion in unſern Herzen zu befeſtigen. Ich darf ſagen, daß dergleichen Bemerkungen oft tiefern Eindruck auf die jugendlichen Gemüther machten, als förmliche Reden, welche über religiöſe Gegenſtände gehalten wurden.

„Mit vielen und langen Aufgaben die Schüler zu überladen, war Jann's Sache nicht, dafür wußte er um so mehr die freie Thätigkeit der Schüler anzufachen. Ich gestehe, daß ich in keinem Jahre weniger von der Schule in Anspruch genommen wurde, und dennoch in keinem Jahre mehr las und studirte, als da ich Jann's Schüler war.

„Unvorbereitet in die Schule zu kommen, getraute sich ohnehin kein Schüler, theils aus Furcht, dem geliebten Lehrer zu mißfallen, theils um den Vorwürfen der Mitschüler zu entgehen. Denn, wenn alle Aufgerufenen vollkommen genügten, pflegte der liebe Lehrer zum Beweise seiner Zufriedenheit vor dem Schlusse der Schule mit Erzählungen, worin er unerschöpflich war, oder mit Vorlesung irgend eines unterhaltenden Gedichtes seine Schüler zu erfreuen. Doch ließ er sich nie dazu bereden, wenn nur einer ihm nicht genügte.

„Strenge in Handhabung der Schuldisciplin und bei größern Vergehen unerbittlich, machte er seinen Schülern, wo er nur konnte, unschuldige Freuden. Oefters als irgend ein anderer Lehrer führte er sie an Vacanztagen bald auf den Recreationsplatz, wo er selbst an ihren Spielen theil nahm, bald Morgens früh auf ein nah gelegenes Dorf, wo er die heilige Messe las, und nach einem mit seinen Schülern eingenommenen Frühstücke unter den leutseligsten und anziehendsten Gesprächen oder Erzählungen von horchenden Schülern umringt in die Stadt zurückkehrte. Kurz, Jann übte unaufhörlich den wichtigen Grundsatz der Pädagogik aus: „Si vis libenter audiri, fac, ut ameris, et si vis amari, ama.“

Jann war seit dem Eintritte in's Kollegium wieder

in seinem wahren Elemente, und wirkte in demselben mit stets gesteigertem Eifer und unerschütterlicher Beharrlichkeit, geschätzt und geliebt von seinen Mitbrüdern wie von seinen Zöglingen. Er war ein eifriger Priester, ein vortrefflicher, angenehmer Gesellschafter, witzig, ohne beißend zu sein, in allen Fächern der Wissenschaft erfahren, und ein Menschenfreund im strengsten Sinne des Wortes. Gutmüthig von Natur, that er Gutes, so viel in seinen Kräften war, verhinderte das Böse, wo er es möglich fand, trauerte im Stillen, wenn er es auf keine Weise hindern konnte, und hielt sich bei allen den traurigen Vorfällen, deren die damaligen Epoche so viele darbot, ruhig und stille, immer auf eine höhere Macht von Oben vertrauend.

Sein Wunsch, sein inniger Wunsch war, so fortwirken zu können, wie er bereits als Lehrer und Priester, im Cirkel seiner Mitbrüder zum Wohle der ihm anvertrauten Jugend gewirkt hatte. Allein das Mißgeschick hatte es anders mit dem Edlen verfügt. Im April erhielt er unvermuthet von dem königlichen Stadt-Kommissariate folgendes für ihn äußerst kränkende Rescript:

„Nach allerhöchster Entschließung Sr. königl. Majestät, d. München den 3. April, hat sich der bisherige Professor am Kollegium ad. S. Salv. Franz Xaver Jann, unverzüglich vom Lehramt und von hier wegzubegeben und nach Füssen zu verfügen, wo ihm einstweilen eine Pension von vierhundert Gulden aus dem bestehenden Stiftungsfond kommissionsweise durch das Rentamt zahlbar, angewiesen ist.

„Der bisherige Professor Franz Xaver Jann hat daher dem königl. Stadt-Kommissariate, welches mit der

ſchleunigen und genauen Vollziehung dieſer allerhöchſten Entſchließung beauftragt iſt, unverzüglich anzuzeigen, ob und welche Angelegenheiten er hier noch zu ordnen habe? um einen Tag zu ſeiner Abreiſe und zur Uebergabe des Lehramtes an ſeinen bereits ernannten Nachfolger für gegenwärtiges Semeſter beſtimmen zu können.“ ꝛc.

Jann las, blickte gen Himmel, entblößte ſein Haupt, faltete die Hände und betete: „Herr! dein Wille geſchehe! Du weißt auch das Böſe zum Guten zu lenken! Dein Wille geſchehe, und dein heiliger Name ſei geprieſen!“ Geſtärkt und ermuthigt von dieſem kurzen aber kräftigen Gebete nahm der Mann, keines Verbrechens ſchuldig, ſein Verbannungsdekret, und theilte es ſeinen Freunden des Hauſes, alle waren ſeine Freunde, mit erheiterter Miene mit. Alle betrauerten den unglücklichen, aber geliebten Mitbruder. Vielleicht trifft auch uns bald ein ähnlicher Schlag, war die Aeußerung der meiſten, und in wenigen Monaten erfolgte er auch.

Die Veranlaſſung zu dieſer harten Behandlung Jann's gab ein Schreiben an ſeinen Bruder in Weiſſenhorn, welches auf argloſem Wege in feindliche Hände gefallen war. Der Bruder hatte einen Sohn, welcher nach dem neuen, in den ehemaligen freien Reichsgegenden noch nicht eingewöhnten, Conſcriptionsgeſetze ſich bald zur Einreihung in die Linientruppen zu ſtellen hatte. Der bekümmerte Vater wandte ſich deßhalb an ſeinen geiſtlichen Bruder, und bat ihn in dieſer ſchweren Angelegenheit um ſeinen wohlmeinenden Rath. Der mitleidige Bruder wußte dem geängſtigten Vater im Vertrauen damals keinen andern zu ertheilen, als daß der Sohn ſuchen ſolle, ſich einſtweilen, wenn es möglich wäre, in's

Ausland zu begeben, und allda seinen Lebensunterhalt zu suchen, bis die politischen Verhältnisse sich vielleicht wieder ändern würden. Es läßt sich nicht läugnen, daß diese Aeußerungen mehr als unvorsichtig und gewagt waren. Jann mußte nun das Opfer dieser Aeußerungen werden, vorzüglich in einem Zeitpunkte, in welchem man ohnehin schon allen Exjesuiten den politischen Tod geschworen hatte.

Jann, von jeher gewohnt, zu gehorchen, ohne zu murren oder über Recht und Unrecht des Befehls zu disputiren, verließ seine untröstlichen Schüler und Mitbrüder, welche letztere bald ein ähnliches hartes Schicksal traf, und wovon mancher sogar aus seiner Vaterstadt, aus seinem erblichen väterlichen Eigenthum verwiesen wurde, ohne durch ähnliche unvorsichtige Aeußerungen das Verbannungsurtheil verschuldet zu haben. Jann eilte, um sich an seinen Verbannungsort, nach Füssen, an der tyrolischen Gebirgsgrenze, zu begeben, wo er zwar äußerlich mild behandelt, aber im Stillen desto strenger auf allen Wegen beobachtet wurde. Mehrere seiner Briefe wurden unterschlagen und geöffnet; aber niemals mehr eine Aeußerung darin entdeckt, welche Schatten auf den Verfolgten werfen konnte, bis endlich doch dem damaligen Landrichter und seinem Aktuar, einem ehemaligen Schüler Jann's, der Aufenthalt eines ihm von boshaften Menschen so gefährlich geschilderten Mannes, an der Grenze des insurgirten Tyrols, bedenklich schien. Letzterer suchte in der Folge wieder durch ausgezeichnete Beweise von Freundschaft und Dankbarkeit gut zu machen, was er damals aus übertriebenem patriotischem Eifer gegen seinen ehemaligen Lehrer gesündigt haben mochte.

Der ängstliche Landrichter machte die unterthänigste Anzeige, und schnell erfolgte die Weisung, daß der verdächtige Mann seinen bisherigen Aufenthalt verlassen und sich nach Ulm, dem damaligen Sitze der königl. bayerischen Landesdirektion verfügen, und dort noch strenger als in Füssen in polizeilicher Aufsicht gehalten werden sollte. Diese zweite Verbannung machte nicht den Eindruck auf den gutmüthigen Mann, welchen die erste verursacht hatte; er wurde dießmal nicht aus den Umarmungen seiner Mitbrüder herausgerissen; er sah keine weinenden Schüler um sich die er zu trösten hatte; er hatte nur von einigen, mit seinem Schicksal Mitleid tragenden guten Menschen Abschied zu nehmen, und ahnte nicht, daß er einer strengern Aufsicht entgegen gehen müßte, weil man ihm die Ursache der Entfernung verbarg.

In Ulm konnte Jann keinen Ausgang aus seinem Wohnhause machen, ohne von einem Polizeidiener oder Gendarmen beobachtet oder begleitet zu werden. Die Polizei ließ ihn nirgends aus ihren spähenden Augen, doch so, daß es der gute Mann nicht vermuthete. Wahrscheinlich geschah es, um ihn sorgloser zu machen und desto leichter in's Garn zu locken. Indessen wurde er doch in dem Augenblicke von einem Gendarmen angehalten und als Arrestant am hellen Tage in die Stadt eingebracht, als er einen Kahn besteigen wollte, um über die Iller zu setzen, und seinen alten Freund, den Prälaten in Wiblingen zu besuchen. Nur dem verstorbenen Regierungspräsidenten, Grafen von Gravenreuth, welcher ihn vor seinen Fenstern vorbeiführen sah, und sich um die nähern Umstände dieser Verfolgung erkundigte, hatte er die Befreiung von allen weitern polizeilichen Ein-

ſchreitungen zu danken. Mit wahrer Rührung ſprach Jann immer von der humanen und liebevollen Behandlung dieſes Mannes. Die Auszeichnung, mit welcher der Chef der Regierung Jann behandelte, wirkte bald wohlthätig auf mehrere Mitglieder dieſer hohen Behörde, die zum Theil Schüler, oder doch von ihren Studienjahren her mit dem alten Profeſſor näher bekannt waren. Hatten ſie ihn bisher nur im Stillen bemitleidet, ſo ſcheuten ſie ſich jetzt nicht mehr, ihm ihre Achtung auch öffentlich zu bezeugen. Selbſt der berühmte Generalvikar von Konſtanz, Ignatz Freiherr von Weſſenberg, ehemaliger Schüler Jann's, bewies dem geliebten Lehrer ſeine Hochachtung und Dankbarkeit dadurch, daß er dem Dekan, welcher Ulm am nächſten war, den Auftrag ertheilte, ihn in ſeinem Namen der Gnade des Präſidenten zu empfehlen.

Von Ulm aus reiste Jann mit Erlaubniß der Regierung auf einige Tage nach Augsburg, um ſeine Effekten, die er bei ſeiner eiligen Abreiſe nach Füſſen noch zurückgelaſſen hatte, zu verſorgen. Kaum angekommen in der Stadt wurde er den Umarmungen ſeiner hocherfreuten Mitbrüder wieder entriſſen durch den demüthigenden Befehl der Polizei, unverzüglich ſich in Perſon zu ſtellen, und über den Zweck ſeiner Ankunft und die Zeit des Aufenthaltes Rede zu ſtehen. So folgten immer Kränkungen auf Kränkungen; es gehörte ein ſo hoher Grad von Religioſität dazu, wie ihn Jann beſaß, um ſie ohne nachtheilige Folgen auf die Geſundheit ertragen zn können.

Jann war nicht lange in Ulm; er begab ſich ſelbſt auf freundſchaftliches Anrathen des Präſidenten Graven-

reuth nach Elchingen, nnd lebte dort, zwar immer noch als Verbannter, in ſtiller, aber nicht unthätiger Einſamkeit, bis endlich im Jahre 1810 auf eine kräftige Präſidial-Vorſtellung ihm von der allerhöchſten Stelle in München die Erlaubniß bewirkt worden iſt, daß er ſich ſeinen künftigen Aufenthalt wählen könnte, wo er ihn am angenehmſten fände. Aber ſelbſt ſein Verbannungsplatz in Elchingen war für Jann nicht ſo traurig und beſchränkt, wie die beiden frühern in Füſſen und Ulm. Der humane Graf von Gravenreuth, der ſich von der Rechtlichkeit und Unſchuld des fälſchlich denuncirten Profeſſors vollkommen überzeugt hatte, war ſein Protektor, inſoweit es ihm die damaligen Zeitumſtände erlaubten. Der Verbannte, der ein Liebhaber der Jagd war, genoß ſogar öfters die Ehre, von dem Herrn Regierungs-Präſidenten zu Jagdpartieen eingeladen zu werden, wobei er einmal mit demjenigen Polizeidirektor zuſammentraf, der ihn früher ſo barſch wieder an ſeinen Verbannungsort zurückgejagt hatte, ihm aber bei veränderten Verhältniſſen jetzt mit aller Achtung begegnete.

Jann wählte nun Weiſſenhorn, ſeine Vaterſtadt, zu ſeinem künftigen Aufenthaltsort, wo er ſeine Verwandten und einen treuen innigen Freund an dem Hofmaler Konrad Hueber hatte, welcher an demſelben Tage und in demſelben Jahre mit ihm geboren und ſchon ſeiner Primiz beigewohnt hatte.

Jann hatte ſich vom Kindesalter her an Thätigkeit und Arbeit gewöhnt. Geſchäftsloſigkeit war ihm unerträglich, weil ihm Beſchäftigung zum Bedürfniß geworden.

Lektüre, vorzüglich ſolider geiſtlicher Schriften, war

bis in ſein Greiſenalter, ja bis an's Ende ſeines Lebens ihm werther, als jede andere Unterhaltung. Sie heiterte ihn immer auf und machte ihm ſeine ärmlich ausſtaffirte Wohnung zum Aufenthalt des innigſten Vergnügens. Nebenbei beſchäftigte ſich der thätige Mann mit unentgeltlicher Unterweiſung armer Knaben in der lateiniſchen Sprache und den nöthigen Vorkenntniſſen zum Eintritt in die öffentlichen Schulanſtalten. Sogar dieſe mühevolle Beſchäftigung galt Jann für Unterhaltung und füllte einen Theil ſeiner von Andachtsübungen freien Tagesſtunden aus. Aber auch die Seelenſorge nahm ihn ſowohl in ſeiner Vaterſtadt, als in ihren Umgebungen mächtig in Anſpruch. Kanzel, Beichtſtuhl und Krankenlager, ſelbſt in den engſten und ärmlichſten Hütten, waren laut ſprechende Zeugen ſeines prieſterlichen Eifers. Es war ihm unmöglich, eine Dienſtleiſtung zu verſagen, wenn er darum erſucht wurde; und lag ſie außer ſeinen phyſiſchen und moraliſchen Kräften, ſo geſchah ihm gewiß härter dabei, als demjenigen, welchem er ſie aus Unvermögenheit verſagen mußte. Daher war er in der ganzen Umgegend allgemein geſchätzt, geliebt und verehrt. In den Herbſtferien machte er öfters kleine Ausflüge zu ſeinen Freunden, deren er viele zählte; vorzüglich freute er ſich, nach erhaltener Freiheit, wieder einige ſeiner ehemaligen, hie und da zerſtreuten Mitbrüder beſuchen zu dürfen, ohne deßhalb Gefahr zu laufen, von einem lauernden Gendarmen in Verhaft genommen zu werden.

Im Jahre 1824 war es ein halbes Jahrhundert, ſeitdem er die prieſterliche Würde erhalten hatte, und er ſeine Secundiz feiern ſollte. Allein, Feind alles deſſen, was Aufſehen erregen könnte, wich er aus, wenn ſich von

ungefähr das Gespräch auf diesen Gegenstand hinlenkte, verließ deßhalb bei herannahendem Zeitpunkte seine Vaterstadt, und begab sich zu seinem ehemaligen Kollegen, Herrn Johann Böck, nach Kloster Niederschönenfeld, wo dieser Beichtvater war. Seine Absicht war, allda in aller Stille und ohne alles Gepränge seine Jubelmesse zu feiern. Allein so geheim Jann die Sache hielt, eben so geheim traf sein Freund alle Anstalten zur würdigen Feier dieses Aktes. Wie überrascht war der ehrwürdige Greis, als er in die zu dieser Feierlichkeit besonders niedlich gezierte Kirche eintrat; wie gerührt war er, als ihm, der nichts von allen diesen Zubereitungen ahnete, von allen Seiten die herzlichsten Glückwünsche entgegentönten? noch mehr aber, als ihm die ehrwürdige Priorin des Klosters, selbst schon früher Jubilarin, den Kranz als Braut darbot? — Ganz unerwartet war es ihm, als der würdige Dekan des Kapitels Rein und Pfarrer zu Feldheim, Herr Johann Weber von der Kanzel in einer salbungsvollen Rede dem zahlreich versammelten Volke die seltene Feier verkündete. Thränen des frommen und demüthigen Jubelpriesters drückten den Dank gegen seine Freunde noch inniger aus, als es die durch Rührung erstickten Worte vermochten. Die Zeitumstände erlaubten nur eine simple Feierlichkeit, aber eben deßhalb war sie für den Jubelpriester, so wie für die Anwesenden nur um so rührender.

Der thätige Mann erfreute sich in seinen jüngeren Jahren fast ununterbrochen einer festen Gesundheit, denn sein Körperbau schien sehr robust zu sein; erst später entwickelten sich mancherlei Unterleibsbeschwerden, welche wahrscheinlich von seiner sitzenden Lebensweise erzeugt

wurden, die bald verſchwanden, bald wiederkehrten, bis endlich im ſiebenundſechszigſten Jahre die Symptome der Windſucht eintraten, wogegen viele wirkſame Mittel von ſeinem Arzte, welcher in Jann auch ſeinen Freund verehrte, aber immer ohne glücklichen Erfolg, verſucht worden ſind. Zu dieſen Leiden, die nun immer mehr zunahmen, geſellte ſich eine allmählige Abnahme des Geſichtes beider Augen; es bildete ſich der graue Staar, der bald ſo weit ſchritt, daß der ſtets an Arbeit gewöhnte Mann mit dem einen Auge nur wenig mehr ſah und an dem andern vollkommen blind ward.

Im Jahre 1825 entſchloß er ſich zur Operation; doch leiſtete dieſelbe nicht das, was man davon erwartet hatte, obgleich ſie nach den Regeln der Kunſt gelungen war. Sie hatte nur ſo viel bewirkt, daß er nothdürftig wieder größeren Druck leſen konnte. Er erhielt den vorigen Gebrauch des Augenlichtes nur wieder dadurch, daß er zufällig neben ſeiner Staarbrille ſeine vorige Brille aufſetzte. Wie vergnügt war der Leidensmann, als er alles deutlicher und heller ſah, als vorher. Nun konnte er während ſeiner langen Krankheit und bei faſt immerwährender Einſamkeit ſich wenigſtens mit Lektüre unterhalten, wofür er ſeinem lieben Gott nicht genug danken zu können glaubte. Indeſſen hatte ſein unwiderſtehlicher Hang zum Arbeiten, ſein immer mehr herannahendes Alter und der gänzliche Mangel an Leibesbewegung das Uebel ſehr verſchlimmert.

Die letzte Periode ſeiner Krankheit kann mit Recht eine wahre Jammerperiode genannt werden. Es traten nur ſelten einige Erleichterungen ein, und ſogar dieſe waren nur von ſehr kurzer Dauer; immer kamen die

alten Leiden mit vermehrter Heftigkeit wieder, die ihm endlich nur eine horizontale Lage erlaubten; das Athemholen wurde mit jedem Tage beschwerlicher; der Umfang und die Spannung des Unterleibes bedeutender. Der fromme Dulder wünschte seine Auflösung und bereitete sich zur großen Reise mit derjenigen Andacht, die ihm schon von seinen Jugendjahren eigenthümlich gewesen, und nun durch den vertrauensvollen Hinblick und die Hoffnung auf die Vereinigung mit Demjenigen, dem er die ganze Zeit seines Lebens geweiht hatte, auf den höchsten Grad gesteigert war. Das kurze, aber aus seinem Innersten hervorgehende Gebet: „Herr! dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auch auf Erden!“ dieses Gebet, das in allen Ereignissen ihn aufrecht erhalten hatte, belebte ihn immer mit neuer Kraft zum bevorstehenden Kampfe. Sein Blick wurde jedesmal heiterer, wenn er das Bild des Gekreuzigten an seine blassen Lippen mit matten Händen drückte.

Endlich sanken die Kräfte mehr und mehr, und den 19. Junius 1828 Morgens sechs Uhr schlummerte der Fromme sanft und ruhig aus dem Lande des Glaubens und des menschlichen Elendes hinüber in die Lichtgefilde des ewigen Schauens und himmlischer Glückseligkeit.

Jann hatte der Freunde viele und unter denselben einen jungen thätigen Mann, der mit Wärme an ihm hing, und ihm wahrer Freund in der Noth war. Man würde sich versündigen, wenn der Name dieses Edeln verschwiegen würde. Es war Herr Ketterle, damals Patrimonialrichter und Stadtschreiber in Weissenhorn. Jann hatte ihm früher keine Dienste erwiesen, war ihm nicht einmal Lehrer; und doch hatte der hülflose Kranke sei-

nem Rathe und ſeinem thätigen Betreiben eine jährliche Zulage von einhundert Gulden zur Beſtreitung der Operationskoſten zu danken. Wie gerne hätte er das Loos des unglücklichen Greiſes noch mehr erleichtert, wenn es ſeine Kräfte erlaubt hätten. Aber eben dieſes edle Betragen griff tief in's Herz des dankbaren Mannes; niemals konnte er gegen ſeine Freunde dasſelbe genug rühmen und ſeinen Dank ausdrücken, wie ihn ſein Herz fühlte.

8.

Michaele Rainſon, Saleſianerin.

M. Michaele Rainſon war im Jahre 1776 zu Montpellier geboren aus einer Familie, in welcher die Frömmigkeit ein Erbtheil war; ſie war ſchon als Kind ſehr lebhaft und feurig, und die Perſonen, welche ſie zu erziehen hatten, ſagten voraus, daß ſie nichts Gewöhnliches werden würde, auf welche Seite ſie ſich auch wenden möchte. Zu ihrem Glücke wachte Gott über ihr Herz, und nahm es für ſich ein, ehe ſie noch im Stande war, ihn recht zu kennen. Sie fühlte ſich ſo ſehr zu ihm hingezogen, daß ſie, ohne noch zu verſtehen, wozu ſie ſich verband, ihm verſprach, ganz nur für ihn zu leben. Gott zu gefallen war das einzige Streben ihres Herzens. Darum verlangte ſie auch, ihm in einem Kloſter zu dienen; allein ehe ſie dieſes Ziel erreichen konnte, wurden in der unglücklichen franzöſiſchen Staatsumwälzung alle Klöſter aufgehoben. Auch hatten ihre Eltern andere

Absichten mit ihr, und suchten und fanden für sie in der Welt eine ehrenvolle Versorgung, bei welcher der Glaube und die Tugend der Tochter wohl gesichert war. Sie hatte wenig Lust zum Ehestande; doch weil sie in dem Willen ihrer Eltern den Willen Gottes erkannte, entschloß sie sich dazu. Aber die Veränderung ihres Standes verminderte ihre feurige Liebe zu Gott nicht. Mit der Beistimmung ihres frommen Gemahls ordnete sie ihr Haus so, daß es einem Kloster glich. Damals mußten sich die ihrem Glauben treuen Priester in Frankreich vor der Verfolgung verborgen halten; auch unsere frommen Ehegatten hielten einen solchen Priester in ihrem Hause verborgen, der ihnen die Geheimnisse der Religion spendete. Die junge Hausfrau sorgte treu für ihre Hausgeschäfte, war aber auch tren in den Uebungen der Religion. Wenn sie ausgehén mußte, um einen Besuch des Wohlstandes zu machen, warf sie sich vorher auf ihre Kniee und flehte den Herrn um Seine Gnade an. Wann sie zur Mahlzeit gerufen wurde, betete sie einige Augenblicke, um die Seele zu nähren, ehe sie dem Körper die Nahrung gewährte, die sie ihm nicht versagen konnte. Sie stand bei Nacht zum Gebete auf, und glaubte nie genug für denjenigen zu thun, dem allein unser Herz als Eigenthum gehört und der all' unserer Liebe würdig ist.

Sie wünschte Gott ganz anzugehören. Er, der die innigsten Wünsche unsers Herzens kennt, gewährte ihr auch diesen edeln Wunsch; aber auf eine für sie sehr schmerzliche Weise. Sie hatte nur ein einziges Kind; Gott nahm es in zartem Alter hinweg. Welch ein Schlag für ihr Mutterherz! Sie war darüber so betrübt,

daß es einige Zeit lang ſchien, als vergäße ſie die gänzliche Ergebung und Unterwerfung, die wir dem Willen Gottes ſchuldig ſind, ſo ſchmerzlich auch das Opfer ſein mag, das er von uns fordert. Doch bald ſiegte die Liebe gegen Gott; ſie war die erſte, welche ſich darüber das Urtheil ſprach, und lange übte ſie dafür harte Bußen, daß ſie den Gefühlen der Natur zu lange nachgegeben hatte. Gott bereitete ſie durch dieſes Opfer zu einem noch größern. Eine ſchmerzliche Krankheit kam über ihren frommen Gemahl. Sie widmete ihm die zärtlichſte Sorgfalt; ſie brachte für ſeine Erhaltung die feurigſten Gebete; doch mußte ſie den bittern Kelch trinken. Da man ihr die traurige Nachricht von dem neuen Verluſte gab, warf ſie ſich auf die Erde, und betete im Stillen die Hand an, welche ſie ſchlug, und ſuchte durch gewaltige Selbſtverläugnung den Fehler zu erſetzen, den ſie bei dem Verluſte ihrer Tochter begangen hatte, und den ſie ſich noch immer vorwarf. Sie verſprach Gott, jetzt nur mehr für ihn zu leben, da er ihre Bande gebrochen hatte.

Nachdem ſie die letzten Pflichten gegen ihren theuern Gemahl erfüllt hatte, ſuchte ſie ſogleich ihr Hausweſen, das in einige Unordnung gekommen war, zu ordnen. Sie machte große Opfer, um Rechtshändeln zu entgehen; ſie zog den Frieden dem Reichthume vor, da ſie ohnehin lange ſchon wußte, wie eitel und nichtig dieſes von den Menſchen ſo hoch geſchätzte Gut iſt. Sie ſah ſich eine Wittwe von dreißig Jahren, nicht für die Beſitzerin, ſondern für die Verwalterin der Güter an, die ihr noch geblieben waren, und beſchloß, ſie nur zu gebrauchen, um Gott zu gefallen, und ihre Liebe gegen ihn zu nähren. Treu dem Rathe des Apoſtels fing ſie bei ihrer

Familie an. Sie ſorgte für eine Nichte ihres verſtorbenen Gemahls, ließ ſie erziehen und verſchaffte ihr eine ehrenvolle Verſorgung. Sie hatte nur eine einzige Schweſter, die mit vielen Kindern belaſtet war; die fromme Wittwe ward die Mutter dieſer Kinder — nicht, daß ſie ſie zu ſich nahm (ſie wollte die Freiheit, die ihr Gott gegeben hatte, für Gott erhalten), aber ſie widmete ihnen alle Sorgfalt, und Gott ſegnete ihr Bemühen ſo reichlich, daß drei von dieſen Nichten ſich dem Herrn weihten; zwei geſellten ſich den „ſchwarzen Frauen“ zu, welche ſich der Erziehung der Jugend widmen; die dritte trat in den Orden der barmherzigen Schweſtern des heiligen Vinzenz von Paul, und ſtarb ſehr jung. Einer ihrer Neffen, den ſie in einem kleinen Seminar erziehen ließ, wurde Prieſter, ein Mann voll Fähigkeiten und voll Eifer für Gottes Ehre. Die fromme Wittwe war über dieſe Erfolge ihrer Opfer und Bemühungen ſehr erfreut; allein ſie beſchränkte ſich auf ihre Familie nicht. Ihre Liebe war zu edel und zu feurig, um ſich Grenzen zu ſetzen; ſie wurde wie Job, das Auge des Blinden, der Fuß des Armen, die Zuflucht der Hungrigen, und die Lehre der Unwiſſenden. Wenn die Pfarrgeiſtlichen der Stadt Perſonen unterrichten ſollten, die ihres Alters oder ihres Mangels an Fähigkeiten wegen nicht zu den Katecheſen kommen konnten, ſo ſchickten ſie dieſelben zur Frau Rainſon. Sie kannten ihre Liebe und ihren Eifer, und ſie täuſchten ſich nicht; denn ſie vereinte mit einer großen Sanftmuth und Geduld eine eben ſo große Beharrlichkeit, welche ſich durch kein Hinderniß abſchrecken ließ, und gelangte, ſo unmöglich es oft ſchien, immer zum Ziele. Sie hatte auch großen Eifer für das

Haus des Herrn, und verwendete vieles auf den Schmuck der Kirchen ſowohl in der Stadt Montpellier als auf dem Lande. Sie war die Mutter der Armen; ſie beſuchte die armen Kranken in ihren Häuſern und in den Spitälern, verſchaffte ihnen, was ſie bedurften, und diente ihnen mit eigenen Händen. Beſonders offenbarte ſich ihre Nächſtenliebe im ſchönſten Glanze an den armen Züchtlingen der Stadt Montpellier. Dieſe Elenden befanden ſich in einem recht erbärmlichen Zuſtande in Hinſicht ihres Leibes und ihrer Seele. Ein frommer Prieſter ſchilderte dieſen Zuſtand der frommen Wittwe und ihren würdigen Freundinnen. Seinen Bitten ward in Eile und mit Eifer entſprochen. Es wäre ſchwer, die Liebe, die Sanftmuth, und die Aufopferung zu beſchreiben, welche Frau Rainſon gegen dieſe Unglücklichen bewies. Da ihre Einnahmen, ſo arm ſie auch ſelbſt lebte und ſo ſehr ſie ſich alles Entbehrliche entzog, der Güte ihres Herzens nicht genügten, ſo flehte ſie alle Perſonen um Beiträge an, von denen ſie welche hoffen konnte. Alle Eitelkeit und alle menſchlichen Rückſichten auf ihren Stand mit Füßen tretend, ging ſie in das Seminar, ſammelte alte Schuhe und Kleider, deren man ſich dort nicht mehr bedienen wollte oder konnte, trug ſie in ihr Haus, um ſie mit eigenen Händen auszubeſſern, und brachte ſie den bedauernswürdigen Züchtlingen, höchlich erfreut, indem ſie in dieſen Menſchen nicht Verbrecher, ſondern Glieder Jeſu Chriſti erblickte. Nur dieſer Glaube erzeugt ſolche Liebe. Dieſer Glaube gab ihr und ihren Freundinnen den Entſchuß ein, die Demuth Jeſu, der ſeinen zwölf Apoſteln die Füße wuſch, nachzuahmen, indem ſie an zwölfen dieſer Unglücklichen die nämliche Liebe übte.

Einſt ſagte man ihr von einer Frau, die ſowohl in Hinſicht auf ihren Leib als auf ihre Seele ſich in dem elendeſten Zuſtande befand; ſie war mit Wunden bedeckt und athmete einen ſo unerträglichen Geruch aus, daß ein Prieſter ungeachtet alles Eifers, der ihn belebte, ſagte, man müſſe feſt überzeugt ſein, daß dieſen Leib eine unſterbliche Seele bewohne, um ihm nahen zu können. Frau Rainſon hatte kaum von dieſer Elenden reden gehört, ſo ging ſie zu ihr, erwies ihr alle Liebesdienſte und ſuchte vorzüglich ihr begreiflich zu machen, wie nöthig es wäre, daß ſie auf ihr Heil denke. Sie bemühte ſich dieſelbe zu unterrichten, wie ſie eine gute Beicht ablegen, und endlich auch, wie ſie gut ſterben könne, und die Unglückliche vollbrachte ihre letzten Tage und ſtarb recht erbaulich. Wir könnten noch viele ſolche Handlungen der Liebe erzählen, welche beweiſen, was für ein Eifer die gute Wittwe beſeelt habe für Gottes Ehre und der Seelen Heil. Wir wollen nur dieſe einzige Thatſache beifügen: Als die Bußprediger von Montpellier (aus dem Orden des heiligen Vinzenz), welche die Frau ſehr gut kannten, auf den Dörfern Miſſionen hielten, begab ſie ſich auf das Bitten der Miſſionspriester auch dahin, und hielt, weil ſie in den Lehren unſerer heiligen Religion gut ausgebildet war, für eine große Anzahl weiblicher Perſonen alle Tage zweimal katechetiſchen Unterricht. Da ihre Art zu unterrichten ſanft und einnehmend war, leiſtete ſie dieſen Prieſtern gute Dienſte, und verband ſich dieſelben in einem hohen Grade.

Sie würde ihren Glauben und ihre Liebe nicht zu einer ſolchen Höhe gebracht haben, wenn ſie dieſen Tu-

genden nicht eine tiefe Demuth und ſtrenge Buße zum Grunde gelegt, und ſie nicht mit der Milch der Andacht genährt hätte. Darum ſtand ſie täglich ſehr früh auf, ſelbſt im Winter, verwendete ſie täglich eine anſehnliche Zeit auf das innerliche und mündliche Gebet; liebte ſie die fromme Leſung; fand ſie ſich gern bei dem heiligen Meßopfer ein; empfing ſie oft und regelmäßig die heiligen Sakramente. Sie ſuchte immer einen guten Beichtvater zu haben, und leiſtete ihm genauen Gehorſam. Ihre Kleidung war nicht nur einfach, ſondern auch arm; ihre Nahrung nicht nur gering, ſondern auch wenig. Wie hätte ſie ſonſt ſo reich zum Wohlthun ſein können? Ihren Bußgeiſt unterhielt ſie auch mit einem harten Lager, oftmaligen Faſten und andern Strengheiten.

In Mitte ihrer vielen wohlthätigen Handlungen vernahm ſie in ihrem Innern eine Stimme, daß Gott noch etwas anderes von ihr verlange, fühlte ſie ſich ſtark zum klöſterlichen Leben hingezogen; aber die große Anzahl der Armen, deren Hülfe, und die Familie ihrer Schweſter, deren Stütze ſie war, machte ſie fürchten, daß dieſe Stimme und dieſer Zug nur eine Verſuchung ſei. Sie wandte ſich an mehrere fromme Prieſter um Rath; aber dieſe waren ſelbſt nicht Eines Sinnes, und mehrere glaubten, ſie könnte in der Welt mehr Gutes zu ihrem und ihres Nächſten Heile wirken, als im Kloſter; und ſie litt viel, bis ſie überzeugt war, daß ſie wirklich von Gott zum Kloſter berufen ſei; ſobald ſie aber überzeugt war, ſäumte ſie nicht, alles zu verlaſſen, und, obſchon in einem Alter von 47 Jahren, dieſem Rufe zu folgen. Sie trat in das Kloſter der Saleſianerinnen ihrer Vaterſtadt Montpellier. Dankbar für die große Gnade

ihres Berufes lebte ſie da ruhig und freudig noch dreizehn Jahre, rang nach der chriſtlichen Vollkommenheit, und ſtarb getroſt und froh den Tod der Gerechten am 26. April 1836.

9.

Franz Geiger, Chorherr in Luzern.

Franz Geiger wurde geboren den 16. Mai 1755 zu Hartung unweit Regensburg in Baiern. Franz und ſein jüngerer Bruder Emeram erhielten eine ſehr ſorgfältige Erziehung. Die untern Schulen machte Franz bei den Jeſuiten. Mit redlicher Anerkennung ſprach Geiger es fortwährend aus, wie viel er dieſem Orden zu danken habe, mit welcher Liebe, ſchönen Ordnung und Aufmunterung die Jeſuiten die Jugend in dem Unterrichte leiteten, und gleich Vätern ihre Schüler an ſich zogen, und wie vieles er bei ihnen gelernt, mit welcher Verehrung er an ihnen gehangen.

Später kam Franz in das Knabenſeminar des Benediktinerkloſters St. Emeram. Dieſes Kloſter zeichnete ſich aus durch Eifer und Liebe für die Wiſſenſchaften, die alle beſtens gepflegt wurden. Alle Mönche dieſes Kloſters waren Gelehrte; nicht nur die theologiſchen Wiſſenſchaften fanden da Aufnahme, auch die orientaliſche Literatur, die Mathematik und Phyſik; ja das Kloſter ſcheute keine Opfer, um gelehrte Männer zu erhalten, phyſikaliſche Inſtrumente, Bücher ꝛc., anzuſchaffen. Hier fand Franz Geiger neue Anregung zum Studiren,

eignete ſich ſeine Ordnungsliebe, das frühe Aufſtehen am Morgen (immer um vier Uhr) an, und lernte an ſeinen Mitſeminariſten Verträglichkeit im Umgang mit Andern. Hier lernte er hinlänglich das Griechiſche, ausgezeichnet das Lateiniſche, und übte ſich vortrefflich in der Muſik.

Von Hochachtung gegen den Jeſuitenorden erfüllt, ſuchte und erhielt er die Aufnahme in denſelben. Da ihn jedoch die Franziskaner, wegen ſeiner vortrefflichen Eigenſchaften, und insbeſondere wegen ſeiner Fertigkeit im Orgelſpiele zu ſich einluden, folgte er dieſem Rufe deſto bereitwilliger, weil ihm ſelbſt die Jeſuiten wegen Beſorgniß der bevorſtehenden Unterdrückung ihres Ordens dieſen Schritt mißriethen. Franz und ſein eben ſo geſchätzter Bruder, traten alſo in den Minoriten-Konventualenorden ein. Zu Regensburg ſtudirte er Philoſophie, Phyſik und Mathematik unter guter Leitung, zu Würzburg, theils an der Univerſität, theils im Kloſter, die orientaliſchen Sprachen. Die Verbindung vieler Klöſter desſelben Ordens in eine Provinz und die Möglichkeit der Verſetzung der Konventualen verſchaffte den Ordensgliedern treffliche Gelegenheit zu ihrer Ausbildung, den Obern aber die Gelegenheit, ihre Untergebenen leicht von einem gefährlichen in einen andern Ort zu verſetzen. So kam Franz Geiger von Würzburg wieder nach Regensburg und lehrte das Hebräiſche; von da nach Offenburg als Profeſſor der Poeſie und Rhetorik. Hier fand er alles, was ihm den Aufenthalt angenehm machen konnte. Hier lernte er den Horaz ganz auswendig, produzirte mit ſeinen Studenten Komödien und komponirte auch die Muſik dazu.

Da aber Franz fühlte, daß das Kloſter zu Offenburg wegen ſeiner reizenden Lage und ſeines Ueberfluſſes an Wein und andern Bedürfniſſen ſeinem religiöſen Sinne ſtatt Nahrung eher Hinderniſſe darbiete, verlangte er ſelbſt ſeine Entfernung, und nahm bei ſeiner Abreiſe von Offenburg nicht die reichen Geſchenke, die ihm als Beweiſe der Theilnahme mehrſeitig angeboten wurden, wohl aber die Liebe Aller mit. Von hier kam Franz Geiger nach Freiburg in der Schweiz, wo er zwei Jahre höhere Mathematik bei einem Ingenieur ſtudirte. Das Franzöſiſche hatte er ſchon im väterlichen Hauſe zu lernen angefangen; in Freiburg und an andern Orten machte er ſich dieſe Sprache vollkommen eigen. Statt als Profeſſor der Mathematik angeſtellt zu werden, wurde Franz Geiger wider Erwarten nach Solothurn geſchickt, um im dortigen Franziskanerkloſter Theologie zu lehren, und abwechſelnd in der Stiftskirche zu predigen. Dieß fiel in die Zeit, wo Solothurn durch die franzöſiſchen Geſandten und andere Notabilitäten ſehr belebt war. Wegen ſeines heitern und gefälligen Charakters und ſeines edeln Benehmens fand Franz Geiger überall gute Aufnahme, und wurde in große Zirkel gezogen; ſah aber auch bei dieſen Gelegenheiten die verdorbenen Sitten der Welt, und erkannte den Grund ihrer ſchweren Heimſuchung. Für die Revolution war Franz, ſo ſehr man ſich auch bemühte, durch nichts zu gewinnen. Im Jahre 1792 wurde Geiger von ſeinen Obern als öffentlicher Profeſſor der Theologie nach Luzern geſchickt, und verblieb dort in unermüdeter Thätigkeit als Lehrer, Prediger und Beichtvater durch volle fünfzig Jahre bis an das Ende ſeines Lebens.

Als Professor in Luzern hatte er manchen Kampf zu bestehen, allein jeder feindliche Angriff scheiterte an seiner wissenschaftlichen Gründlichkeit, und an einem soliden, musterhaften Benehmen. Als die französische Revolution auch nach Luzern vordrang, hörten die Schulen auf. Geiger wurde jedoch vom Bürgerminister Stapfer wieder angestellt, aber mit der Forderung, daß er seine Theologie reformire. Geiger sagte: „Was ich zu reformiren wußte, habe ich reformirt, ich weiß nichts zu reformiren.“ Da nahm der zur Seite des Bürgerministers stehende Zschokke das Wort und sagte: Wozu die Dogmatik? Die heilige Schrift und die Exegese genügen.“ „Aber,“ sagte Herr Geiger, „was ist die Dogmatik anders, als eine Exegese der heiligen Schrift?“ Zschokke: „Aber wozu die Traditionen?“ Geiger: „woher wissen wir ohne Tradition, welches der Sinn der hebräischen und griechischen Worte ist?“ Zschokke: „Aus dem Lexikon.“ Geiger: „Wer hat das Lexikon gemacht? Vielleicht ein alter Schulmeister. Und woher anders wußte dieser, was die Worte heißen, als aus dem, was er von Andern gehört; und was ist das anders als Tradition?“ Da klopfte der Bürgermeister dem Bürgerprofessor auf die Schulter und sagte: „Fahren Sie fort, ich sehe schon, die katholische Theologie ist in guten Händen.“

Als Professor genoß Geiger die fast ungetheilte Liebe und Anhänglichkeit der Studenten; dazu half seine Liebenswürdigkeit, Lebhaftigkeit, Verständlichkeit und umfassende Gelehrsamkeit. Franz Geiger gehörte unstreitig zu den gelehrtesten Theologen; die heilige Schrift war ihm durchaus geläufig, so daß er nach Belieben daraus zitiren konnte; die Kirchenväter hatte er zum größern

Theile geleſen, namentlich den heiligen Auguſtin im eigentlichen Sinne ſtudirt, und ſelbſt die Theologen des Mittelalters, von denen man jetzt ſelten mehr hört, hat er ſehr gut gekannt. In der Kirchengeſchichte war er vortrefflich bewandert; die heilige Schrift und Kirchengeſchichte waren ſeine zwei Hauptfächer.

Gleich beim erſten Erſcheinen des Kantianismus war Geiger ein Gegner dieſes, und aller ſpätern im gleichen Sinne tönenden philoſophiſchen Syſteme. Die Anbeter Kants hielten ihm entgegen, er verſtehe das Syſtem gar nicht, er aber ſagte: „So viel verſtehe ich jedenfalls, daß dieß alles ein ſehr verworrenes Zeug iſt; die Spielereien mit Ich und Nichtich, Sein und Nichtſein und Andersſein, und doch immer gleich ſein u. ſ. w., wollten Geiger nie einleuchten. Ueberhaupt, wer unklare Ideen und verworrene Syſteme für die wahre Wiſſenſchaft hält, der muß Geiger die Wiſſenſchaft abſprechen; wer dagegen klares Denken, umfaſſende Kenntniſſe und ihre richtige Anwendung im Leben für die wahre Wiſſenſchaft hält, der mußte in Geiger einen vortrefflichen Mann verehren. Geiger hatte eine geſunde Philoſophie; was damals bisweilen für Philoſophie ausgegeben wurde, das nannte er gerne „Schneckentänze“. Das Unklare, Verworrene konnte bei ihm keine Aufnahme finden. Deßwegen hatte auch Geiger nichts Fremdartiges, Angelerntes in ſich; es war bei ihm alles ſo zu ſagen in Fleiſch und Blut übergegangen, und was er ſagte, kam aus ſeinem Herzen. Ueberdieß ging er nach ſeinem Geſtändniſſe nie in die Schule, ohne vorher zu Gott zu beten, daß er ihn erleuchte, damit er nichts Ungeſchicktes lehre. Es iſt ſich daher nicht zu verwundern, daß die Studi-

renden ihm anhingen, und daß seine Vorträge fruchtbar waren. Sein Leben lang schmerzte ihn, daß im Jahre 1819 deßwegen ihm die Professur abgenommen wurde, weil er die Geistlichkeit katholisch erziehe; denn Geiger war durch und durch katholisch.

Aus kirchlich gut geheißenen Gründen, und mit rechtmäßiger Erlaubniß trat Geiger aus dem Kloster.

Um seine Rückkehr nach Bayern zu hindern, wohin er einen sehr ehrenvollen Ruf erhalten hatte, schenkte ihm die Stadt Luzern das Bürgerrecht. Im Jahre 1807 wurde er Chorherr an dem Stifte St.Leodegar, Präsenzner und Almosner.

Geiger wurde Schriftsteller, ohne es zu wollen; er hat deßhalb auch keine größere Schrift verfaßt, sondern nur geschrieben, wenn er dazu aufgefordert wurde, etwas zur Vertheidigung der angegriffenen katholischen Lehren, Institutionen, oder besonders achtbarer Personen zu sagen. Aber auch durch diese kleinen, zu mehreren Bänden angelaufenen, sehr beliebten und werthvollen Schriften stiftete Geiger ungemein viel Gutes. Ueberall spricht der klare Ausdruck, der richtige Begriff, die genaue Kenntniß und Liebe zur katholischen Lehre das Herz an. Was Geiger schrieb, das sprach er noch schöner in der Konversation aus; denn seine Gespräche mit Freunden, die ihn besuchten, weilten selten auf den Tagesereignissen, sondern zogen sich immer schnell auf theologische und religiöse Gegenstände, z. B. die Geheimnisse der Trinität, das Altarssakrament, die Gnade, Genugthuung, Kirche ꝛc.

Geiger war auch Kunstkenner, und hatte um leichten Preis sich eine schöne Gemäldesammlung erworben.

Dieß brachte ihm öftere Beſuche von Fremden, mitunter auch Proteſtanten, und bei dieſem Anlaß hatte er oft Gelegenheit, ihnen wohlangebrachte katholiſche Wahrheiten zu ſagen; denn der Proteſtantismus hatte ihn beſonders viel beſchäftiget; er konnte nicht begreifen, wie vernünftige Menſchen an einem ſo hohlen, offenbar irrigen Syſteme feſthalten können.

An allem, was die Kirche nah oder fern berührte, nahm er den innigſten Antheil; beſonders erfreuten ihn die vielen jetzt vorkommenden Bekehrungen. „Sie können ſich hier nicht denken," ſagte er, „wie mich das freut, wenn die Menſchen zu Jeſus Chriſtus zurückkommen; denn nur in ihm iſt Licht und Heil."

Rom liebte Geiger von Herzen, und hatte eine außerordentliche Hochſchätzung für die göttliche Anſtalt des Papſtthumes, hat aber Rom niemals geſehen. Sein Grundſatz war: Ohne Papſtthum keine Kirche, ohne Kirche keine Offenbarung, ohne Offenbarung keine Religion.

Ueber vierzig Jahre hatte man ihn nie mehr aufgeregt, viel weniger zornig geſehen. Er ſagte: „Wenn mir Jemand eine Grobheit macht, ſo denke ich: da hat dir der liebe Gott einen Hund geſchickt, der dich anbellen ſoll, um zu ſehen, was du für ein Geſicht dazu macheſt." Mehr als einmal wurde er bedeutend beſtohlen; da ſagte er: „In der Franziskaner-Regel heißt es: **Fratres non habeant pecunias** (die Brüder ſollen kein Geld haben.)" Herr Geiger war ſehr wohlthätig und gab viel Almoſen. Im Umgang war er die Liebe und Menſchenfreundlichkeit ſelbſt; man durchſchaute leicht ſein kindlich reines Gemüth.

In seinem Berufe als Priester erfüllte er alle Pflichten mit der größten Pünktlichkeit, und fehlte das ganze Jahr nie im Chor, wenn es ihm nicht durch Krankheit unmöglich gemacht war, was selten geschah. In der Musik (er spielte seiner Zeit außer der Orgel auch die Violine) leistete er bis in sein einundachtzigstes Jahr in der Kirche Aushülfe; schlug überhaupt Niemand eine Bitte ab, wo er sie gewähren konnte. So lange es nur seine Harthörigkeit erlaubte, war er Vielen noch immer Beichtvater; in führern Jahren hatte er einen sehr starken Beichtstuhl. Die heilige Messe las er täglich und mit solchem Eifer, daß er Umstehende, die ihn das erste Mal am Altare sahen, zu Thränen rührte.

Im Jahre 1837 bestand er eine sehr schwere Krankheit, welche seine Kräfte so brach, daß er sich nicht mehr ganz erholte, und das Haus von jetzt an nicht mehr verlassen konnte. Die Hand zitterte, daß er nur mit größter Mühe schreiben konnte; allmählig wurde Gesicht und Gehör immer schwächer, daß er nur wenig mehr lesen oder hören konnte; da war ihm ein Besuch von Freunden, besonders an den langen Winterabenden, ein „Almosen“. „Mein ganzes Leben“ sagte er, „lebe ich vom Almosen, zuerst vom Almosen des Vaters, dann vom Almosen des heiligen Benedikt und des heiligen Franciskus, zuletzt des heiligen Leodegar.“

Er hatte in der letzten Zeit keine größere Freude, als wenn er noch die heilige Messe lesen konnte; wenn ihn aber die Krankheit nöthigte, in der Nacht etwas zu sich zu nehmen, unterließ er es mit Gewissenhaftigkeit. Er celebrirte zum letzten Male am Palmsonntag. Einige Male ließ er sich nachher noch von einem andern Prie-

ſter Meſſe leſen, und empfing dabei die heilige Kommunion. Gar häufig ſagte er in aller Ruhe: „Ich bin keinen Tag ſicher, wenn ich dieſe Erde verlaſſen muß.“ Er fühlte den Tod ſich nahen, nahm von ſeinen Freunden Abſchied; empfahl ſich ihnen in's Gebet, und ſagte ſehr ernſt: „Ich weiß gar wohl, daß ich ein ſündiger Menſch bin, und welche Rechenſchaft ich für meine Talente geben muß; ich wende mich nur zu Jeſus Chriſtus, der für uns genug gethan hat.“

Seine letzten Jahre waren beinahe ein ununterbrochenes Beten und Betrachten über die göttlichen Geheimniſſe geweſen und in ſolchem Gebete entſchlief er. Beim beſten Bewußtſein hatte er die heiligen Sakramente empfangen; in der Fieberhitze betete er Pſalmen, und entſchlief ruhig im Herrn, um zur Anſchauung Gottes zu gelangen.

10.

Bernardin Juif.

Bernardin Juif war geboren am 30. Auguſt 1751 zu Oberlarg im Sundgau, woſelbſt er auch am 16. Januar 1836 im Alter von 86 Jahren verſchied.

Dieſer ausgezeichnete Diener Gottes, Prieſter und Ordensmann des heiligen Bernardus, führte von ſeinen Unſchuldsjahren an bis auf ſeine letzte Stunde ein wahrhaft heiliges Leben und leitete viele tauſend Seelen zum ewigen Leben. Durch ſeine reinbewahrte Taufunſchuld, durch ſeine äußerſt ſtrenge Abtödtung, durch ſeinen un-

ermüdeten Seeleneifer, durch ſein eifriges Gebet, in welchem er zu jeder Zeit den größten Theil der Nacht durchwachte, durch ſeine häufigen Almoſen und Liebeswerke jeder Art leuchtete er in ſeiner ganzen, weiten Umgebung und genoß in hohem Grade die Achtung und Liebe aller Rechtſchaffenen, ganz beſonders der Prieſter und Biſchöfe. Wer ihn ſah, glaubte die Sanftmuth, die Demuth, die Liebe ſelbſt zu ſehen und konnte nicht anders, als ihm ſein volles Zutrauen ſchenken. Noch in ſeinen alten Tagen, in denen er ſeine Abtödtungen und ſtrengen Bußwerke nie unterließ, war er dabei allzeit heiter, wußte durch ſeine Geſpräche, die alle auf Gott zielten, Jedermann aufzumuntern und zur Liebe Gottes anzueifern. Die Prieſter der ganzen Gegend hießen ihn ihren lieben „alten Papa“, und wo immer eine Feierlichkeit ſtattfand, wurde der fromme Greis als Prediger hingezogen. Noch in ſeinem ſiebenzigſten und achtzigſten Jahre predigte er gewöhnlich gegen zwei Stunden mit einer durchdringenden Baßſtimme, obgleich er klein von Geſtalt und wegen beſtändiger Abtödtung ſehr abgemagert war. So einfach übrigens ſeine Predigten waren, ſo waren ſie dennoch überzeugend, ſalbungsvoll und eindringlich, als da kommend von einem Apoſtel, der voll war der Gnade des heiligen Geiſtes, durch Faſten, Wachen und Beten die Herzen der Zuhörer zuvor erweicht hatte, auf die Gnade Gottes vertraute und einzig nur deſſen größere Ehre anſtrebte. Er hatte Beichtkinder ohne Zahl auch aus der Ferne, die er zu jeder Zeit liebevoll anzuhören bereit war, ſie mit ganz beſonderer Klugheit zu leiten und ihnen das an ſich harte und bittere Bußleben ſüß und angenehm zu machen wußte. Sehr viele und große

Sünder und Sünderinnen verdanken ihm durch Gottes Gnade ihre Bekehrung. Zur Mittagszeit fand man ihn zu Hause an seiner frugalen Tafel selten allein, indem alle Priester seiner Umgebung wußten, daß sie ihm durch ihre Theilnahme an seiner Mittagssuppe eine ganz besondere Freude machen konnten, wo sie denn zugleich während der Mahlzeit durch geistliche Gespräche erbaut, erquickt und gestärkt wieder um so froher und munterer an ihr Tagewerk zurückkehrten. So viele junge, gutgesinnte Geistliche, die in der Gegend waren, und mit Leib und Seele an dem guten alten Papa hingen, ließen, ohne daß er es bemerken konnte, sein Portrait lithographiren und darunter schreiben: **Hic orat multum pro populo**, was ihn, als er nachher darauf kam, seiner Demuth wegen sehr kränkte und ihn sagen machte, sie hätten gewiß durch eine so unkluge That ein scharfes Fegfeuer verdient. Auch einem seiner jungen Freunde, der ein ausgezeichneter Prediger war, pflegte er oft zu sagen, wegen seiner Blümchen in den Predigten mache er sich eines vieljährigen Fegfeuers schuldig. Seine großen Abtödtungen wußte er mit einem Scharfsinne und einer so klugen Gewandtheit vor Jedermann zu verbergen, daß man ihres Gleichen schwerlich wird finden können. Auch wo er großen Mahlzeiten vermöge seiner Stellung beiwohnen mußte, genoß er nie etwas von Fleisch oder anderer Speise als Suppe, Gemüse und Brod und zwar von diesem sehr wenig, wußte sich aber dabei so klug zu benehmen, daß es sehr selten Jemand bemerken konnte, auch nicht einmal die ihm zunächst oder gegenüber saßen, wenn es Jemand nicht vorher wußte. Auf seinen kleinern und größern Reisen, die er

noch in seinem hohen Alter fast allzeit zu Fuß machte, war er in Betrachtung oder er betete den Rosenkranz, und wer mit ihm reisen wollte, mußte auch so thun. Den ersten Besuch, so oft er in ein Dorf kam, machte er dem lieben Heilande in der Kirche, und auf dem Gottesacker den armen Seelen, dann dem Priester. Vor zwölf Uhr Nachts legte er sich nie schlafen, sondern lag dem Gebete ob, dem Lesen der heiligen Schrift und der Leben der Heiligen und Altväter. Am Morgen aber war er alle Tage schon vor vier Uhr in der Kirche und fing seine geistlichen Uebungen damit an, daß er den Kreuzweg und die Ablaßgebete zum Troste der armen Seelen verrichtete. Um in seinen Nachtwachen den Schlaf zu überwinden, pflegte er ein Lümpchen in ein Gefäß kalten Wassers von Zeit zu Zeit einzutauchen und es sich auf die Augen zu legen. Er war ein ausgezeichneter Diener der Mutter Gottes, die er täglich vielfältig verehrte und keine Uebung verabsäumte, durch die er glaubte, sich ihr wohlgefällig machen zu können. Noch in seinem hohen Alter wallfahrtete er oft nach Mariastein, und machte Morgens nüchtern die drei Stunden Wegs, um in der Gnadenkapelle das allerheiligste Opfer darzubringen. Vor der Mittagszeit genoß er nie etwas, auch nicht, wenn er kränklich war, zu Nachts aber ein wenig Suppe, oft gar nichts. Diese Lebensart beobachtete er ununterbrochen. Sein Brevier betete er knieend in Betrachtung und zwar meistens in der Kirche, unterließ auch nie einen Tag, dem lieben Heilande in dem allerheiligsten Sakramente einen besondern Besuch abzustatten. — Pater Bernardin Juif hatte in seiner Jugend im Cisterzienser-Kloster Großen-Lützel nicht lange vor dessen Aufhebung die Or-

densgelübde abgelegt und schon damals seinen Ordensbrüdern durch einen heiligen Wandel vorgeleuchtet. In der Folge wurde ihm abwechselnd in verschiedenen Gemeinden des Bisthums Straßburg im Oberelsaß die Seelsorge übertragen. Zufolge der französischen Revolution flüchtete er im Jahre 1792 sich nach der Schweiz und lebte ungefähr ein Jahr lang mit seinen Ordensbrüdern im Kloster Wettingen. Als er den Schmerz über das Elend und die Verlassenheit seiner Landsleute nicht mehr länger zu unterdrücken vermochte, richtete er seine Schritte wieder nach dem Elsaß, obgleich jedem Priester, der den Eid verweigert hatte, bei Lebensstrafe die Rückkehr nach Frankreich verboten war. Ueber sechs Jahre hatte er keinen bestimmten Aufenthalt, sondern hielt sich verborgen, bald an diesem, bald an einem andern Orte bei getreuen Anhängern der katholischen Kirche. In der ganzen Gegend war er den verfolgten Gläubigen ein Engel des Trostes, las im Verborgenen meistens am frühen Morgen lange vor Tag die heilige Messe den heimlich in den Häusern sich versammelnden Gläubigen, trug ihnen das Wort Gottes vor und spendete ihnen die heiligen Geheimnisse und zwar jedesmal mit Gefahr seines Lebens. Er suchte die Kranken auf und bereitete sie zu einem glückseligen Tode vor. Jahr ein Jahr aus ging selten eine Nacht vorüber, in welcher er nicht verkleidet von einem Orte zum andern reiste, oder in seinen Amtsverrichtungen schlaflos zubrachte. Sehr oft wurde er auf wunderbare Weise gegen die Nachspürungen der Gerichtsdiener gesichert; so sehnlich er allzeit nach der Martyrpalme verlangte, so wollte der liebe Gott dennoch zum Troste der Rechtgläubigen dieselbe

ihm nicht zukommen lassen; schenkte sie aber seinem getreuen Gehülfen und jungen Freunde, dem Hochw. Joh. Baptist Bochele von Illfurt, welcher um die Mitte der neunziger Jahre in Kolmar für die Treue gegen den wahren Glauben und die katholische Kirche getödtet wurde. Vom Jahre 1801 bis 1829 war Pater Bernardin Juif wieder an verschiedenen Orten im Elsaß Pfarrer; wo er dann beinahe achtzig Jahre alt in Oelenberg in den strengen Orden der Trappisten eintrat, bei der Julirevolution aber mit Andern vertrieben wurde und sich in seinem Vaterorte Oberlarg in der Einsamkeit durch ein wahrhaft heiliges Leben zu seinem Tode vorbereitete. Noch jetzt ist er überall in gesegnetem Andenken und suchen Viele aus der Nähe und Ferne auf dem Grabe des Dieners Gottes Trost und Hülfe in ihren geistlichen und leiblichen Anliegen.

11.

Alois Schlör auf dem Sterbebette.

Am 2. November des Jahres 1852 starb der ausgezeichnete Schriftsteller und Priester Alois Schlör, weiland Doktor der Theologie, fürstbischöflicher Konsistorialrath und Spiritual des Priesterhauses zu Gratz. (Er war geboren zu Wien am 17. Juni 1805.) Dr. Joseph Büchinger schildert die letzten Stunden dieses wahrhaften Priesters.

Dr. Alois Schlör schien zu ahnen, daß das Jahr 1852 das letzte seines Lebens sein würde. Er hatte die

Gewohnheit, die er ſchon im Wiener Alumnate Jemandem abgelernt hatte, wie er ſein neues Direktorium (Kirchenkalender) bekam, einen Wahlſpruch, gleichſam als Leitgedanke für das ganze Jahr, auf das erſte weiße Blatt zu ſchreiben.

So ſchrieb er ins Direktorium 1850 den Spruch: „Jesus et Maria, sint mihi duces in via!“ (Jeſus und Maria ſeien meine Führer auf dem Lebenswege!)

In jenen vom Jahr 1851 ſteht ein kleines Kreuz und die Umſchrift: „Mein Herz an's Kreuz und das Kreuz in mein Herz!“ und unter dem Kreuze: Ave crux, spes unica!“ (Sei gegrüßt, o Kreuz, du einzige Hoffnung!)

In dem vom Jahr 1852 ſteht der Name Jeſus gezeichnet und A. M. (Ave Maria) — dann: Statutum est hominibus semel mori!“ Die erſten Januar 1852. Al. Schlör. (Es iſt den Menſchen beſtimmt, einmal zu ſterben!)

Er ſprach auch davon, daß er heute dieſen Spruch ſich gewählt; und als ſein Freund meinte, es werde wohl noch nicht zum Sterben ſein, blieb er in einem augenblicklichen Ernſte etwas in ſich gekehrt. —

Mit Anfang Oktober klagte er öfters über Unwohlſein; doch da dieß nichts Ungewöhnliches war, achtete man nicht viel darauf. In der Woche zwiſchen dem 10. bis 17. jedoch fiel es auf, daß bei ihm nach der Bewegung im Freien, die ihn bisher immer geſtärkt hatte und ſehr wohlthätig auf ſeine Leberzuſtände wirkte, ein Uebelbefinden eintrat; er konnte auch nicht lange gehen. In der Nacht zwiſchen dem 17. und 18. Oktober trat die erſte gewaltige Störung des körperlichen Organis-

mus ein; er fühlte einen ungewöhnlichen ſtarken Andrang des Blutes zum Herzen, große Beängſtigung, und konnte nicht ſchlafen, hielt jedoch Morgens noch die Betrachtung mit den Alumnen, und las die heilige Meſſe. In der Nacht zwiſchen dem 18. und 19. wiederholte ſich noch heftiger der Anfall; mit vieler Mühe vollendete er früh das heiligſte Opfer. Wie ſein Freund ihn beſuchte, ſagte er ihm gleich in ernſter doch auch gefaßter Gemüthsſtimmung: „Nun iſt's Ernſt, es kommt zum Sterben, der Wille des Herrn geſchehe! Ich verlaſſe mich gar nicht auf meine Verdienſte, ſondern nur auf die Barmherzigkeit Gottes!“ — Er erinnerte ſich auch allſogleich, daß eine beſonders fromme, erleuchtete Seele, deren Gewiſſensrath er durch viele Jahre geweſen, vor ihrem Heimgang ins himmliſche Vaterland, vor zehn Jahren ihm geſagt habe: „Er werde ihr in zehn Jahren nachfolgen.“ — Noch an demſelben Abend verlangte er die heiligen Sterbeſakramente; „denn man müſſe trachten,“ ſprach er, „noch bei vollem Bewußtſein dieſe Heilsmittel der Kirche zum Troſte und zur Erleichterung der Seele und des Leibes zu empfangen.“ — Im feierlichen Zuge aller Alumnen ward ihm das Allerheiligſte aus der Domkirche gebracht. Mit innigſter Andacht und tiefer Sammlung des Geiſtes empfing er die Wegzehrung, darauf die letzte Oelung, und bemühte ſich mit dem Prieſter die vorgeſchriebenen Gebete mitzubeten. Am Schluſſe hielt er noch eine herzliche Anſprache an die Alumnen, die unter lautem Schluchzen die letzten Worte ihres geliebten geiſtlichen Vaters vernahmen, und gewiß durch ihr ganzes Leben bewahren werden. Einige ſchrieben ſich dieſelbe nach ihrem Gedächtniſſe auf, und ſie

lautet: „Ich danke Ihnen herzlich für den letzten Liebesdienſt, den Sie mir erwieſen; es war ja der größte, denn Sie haben mir den Herrn Jeſum Chriſtum im Sakramente gebracht. Eines freut mich, beſonders jetzt, daß ich ein Kind der katholiſchen Kirche bin, welche die einzig wahre iſt, und daß mir Gott die Gnade gibt, in dieſer Kirche zu ſterben. Auch freut es mich, und hat mich immer gefreut, daß mich der Herr zum Prieſter dieſer Kirche gemacht; denn das Prieſterthum iſt eine große Würde, ein ſchöner Beruf. Auch Sie, ehrwürdige Brüder! ſind ſchon Prieſter oder wollen Prieſter werden; trachten Sie nur gute Prieſter zu ſein, oder zu werden, denn es iſt wohl Niemand unglücklicher, als ein ſchlechter Prieſter. Beherzigen Sie alle meine gut gemeinten Worte und Lehren, die ich als Spiritual Ihnen vorgetragen, und die ich jetzt gleichſam alle noch einmal wiederhole. Ich habe immer aus Ueberzeugung geſprochen; ich habe nie geheuchelt, das können Sie mir wohl jetzt in dieſem ernſten Momente des Sterbens glauben. Wenn gleich die Rechenſchaft, die ich als Prieſter werde geben müſſen, ſchwer ſein wird, da ich auf kein einziges gutes Werk, das ich zu verrichten glaubte, vertrauen kann, indem ich ſehe, daß Alles nur unvollkommen iſt, ſo iſt doch mein einziger Troſt, weil derjenige, der mein Richter ſein wird, auch mein Erlöſer iſt. Und von der Barmherzigkeit Gottes hoffe ich zuverſichtlich Verzeihung meiner begangenen Sünden. Beten Sie, geliebte Brüder! für mich nur um dieſes Einzige, daß ich meinen Willen ganz dem Willen Gottes unterwerfe.“ — Noch ermahnte er ſie zur wechſelſeitigen Liebe und zum Gehorſam gegen ihren Vorgeſetzten. Man erkennt aus dieſer längeren

Anſprache, wie ſtark ſein Geiſt noch mitten in der körperlichen Schwäche und Beklemmung war. Dieſe Klarheit und Stärke des Geiſtes zeigte ſich auch fortwährend, bis zu den letzten paar Tagen, wo er in übergroßer Erſchöpfung mehr ſchlummernd dahin lag, jedoch wie er etwas Religiöſes vernahm, ſogleich wieder zu ſich kam und klar beantwortete. Sein Sterbebett war uns eine wahre Schule der Erbauung. Er ließ ſeinem Oberhirten Joſeph Othmar, der gerade in Wien war, den innigſten Dank melden für alle ihm erwieſene Liebe, ebenſo ſeinem erſten Führer im geiſtlichen Leben, dem Wiener Weihbiſchof Franz Zenner, und ſeinem Freunde dem Domherrn Joſeph Columbus. Für den edeln Beförderer des geiſtigen Aufſchwungs in Ungarn, den Fürſt-Primas Johann von Scitovßky, fühlte er gleichlalls zum kindlichen Danke noch in ſeinen letzten Augenblicken ſich verpflichtet. Auch ließ er allen Beichtvätern, die ihm während ſeines Spiritualamts im Prieſterhauſe treulich und mit Aufopferung in ſeiner Pflichterfüllung ausgeholfen haben, den herzlichſten Dank ſagen, und dem geſammten Clerus, für den er ſo gern gearbeitet, ſeinen liebevollen Abſchiedsgruß melden und für ſich um das Gebet bitten; er habe immer die vielen wahrhaft frommen Prieſter geſchätzt und geliebt, die es mit ihrem heiligen Stande redlich meinen. —

Während ſeines ganzen Krankenlagers war ihm das tröſtlichſte die tägliche Kommunion und das Beten. Sein Brevier betete er bis zwei Tage vor ſeinem Tode, theils ſelbſt, theils ließ er es ſich's vorbeten, und man ſah es ihm an, welche Stärke er für ſeinen Geiſt daraus ſchöpfte. Dann waren es die Bußpſalmen, in denen er mit Da-

vid um Erbarmen rief; den einhundertſiebzehnten Pſalm: „Danket dem Herrn, denn er iſt gut!“ u. ſ. w. hörte er beſonders gern; die Litaneien vom heiligſten Namen Jeſus, von der ſeligſten Jungfrau, von der ſchmerzhaften Mutter, von allen Heiligen ließ er ſich oft vorbeten. Sonſt betete er in der Stille für ſich ſeine Gebete und alle Tage den Roſenkranz, womit er auch begraben werden wollte. — „In den Schmerzen iſt es ſchwerer beiſammen zu ſein“, ſagte er, „ich kann wohl da ſagen: Mein Gott! mein Jeſus! aber ich kann weniger dabei denken; jedoch,“ fügte er hinzu, „im Himmel wird's gut ſein!“ — Er litt viel und wenn die Schmerzen ihn überfielen und er aufſeufzen mußte, ſo fürchtete er, daß er Gott durch Ungeduld beleidigt habe. Einmal ſeufzte er: „Ach weh!“ doch korrigirte er ſich gleich, und ſagte: „Ich ſollte vielmehr ſprechen: o ja! wie eine Heilige es geſagt, und ſich in Gottes Willen ergeben hat.“ — Oefters betete er im Schmerz: „Herr komme bald“, doch auch dieß rechnete er ſich zu einem Fehler, als wollte er Gott drängen, ihn bald zu ſich zu nehmen; er müſſe ja noch leiden. Ein anderes Mal ſagte er: „Er hätte es noch nicht ſo weit gebracht, Gott um mehr Leiden bitten zu können; das Leiden thue weh, und die Natur ſträube ſich dagegen, aber man müſſe bereit ſein, Alles aus der Hand Gottes anzunehmen, wie er es ſchickt; es iſt beſſer durch Leiden noch etwas abzubüßen.“ Einmal lag er in großer Hitze da; er äußerte ſich: „es komme ihm vor, es ſei keine gewöhnliche Hitze, als ſei's das Fegfeuer. Uebrigens,“ fügte er bei: „die Palmen gedeihen am beſten in der Schwüle, und Palmen kann der Geiſtliche in der

Schwüle des Beichtſtuhles, der Kanzel, der Krankenſtube erringen; und der kranke Geiſtliche kann ſich die Palme auf ſeinem heißen Krankenlager verdienen.“ Wie er ſo hart gelegen, tröſtete er ſich: „Mein Jeſus iſt noch härter gelegen; ich habe doch einen weichen Polſter, mein Heiland mit der Dornenkrone konnte nirgends ſein Haupt ohne den größten Schmerz anlehnen!“ Als man ihm ſagte, daß viele Menſchen von allen Ständen ſich um ſein Befinden erkundigen und die innigſte Theilnahme zeigen und für ihn beten, ſagte er: „Es freue ihn nur deßwegen, weil von vielen frommen Seelen Gott dabei geehrt und geprieſen werde; Gott führe verſchiedene Gelegenheiten herbei, wo der Menſch in allerlei kleinen Dingen Gottes- und Nächſtenliebe üben könne.“ Und wie verklärt redete er noch weiter für ſich hin: „wie gerade dieſe Tugenden, in ſcheinbar kleinen Dingen geübt, dem Herrn ſo wohlgefällig ſind; dieſe Blümlein und Röslein, die am Fuße des Kreuzes wachſen, haben vor Gott, der nur auf das Herz ſchaut, großen Werth; wie viele Verdienſte könnte ſich der Menſch ſammeln, wenn er alle die täglichen Kleinigkeiten mit dem aufopfernden Blicke gegen Gott heiligen würde.“ Man ſieht, wie ſein Geiſt auch während der körperlichen Leiden mitten in den Betrachtungen gleichſam gefangen lag.

Er fürchtete ſich vor einer längeren Agonie und bat, man möge ihm da Akte des Glaubens, der Hoffnung auf Gottes Barmherzigkeit, der Liebe vorbeten, beſonders aber Akte der Demuth; denn er habe ſelbſt Nichts aufzuweiſen, er ſei nur ein armer Sünder und vertraue allein auf die Barmherzigkeit Gottes. Dieſe Demuth zeigte er in ſeinem ganzen Leben, ſo auch auf ſeinem

Krankenbett; als ein Prieſter, den er als ſein Beichtkind liebte, eigens vom Land in die Stadt kam, um ſeinen geiſtlichen Vater noch einmal zu ſehen und deſſen Segen zu empfangen, wollte der demüthige Kranke ihn nicht früher ſegnen, bis der Prieſter ihn auf deſſen Bitte geſegnet hatte. (Aehnliches fällt mir von dem frommen in Gott ruhenden Wiener Prälaten an der Stephanskirche, Franz Schmid ein, der, wenn er von einem Prieſter, auch von einem jungen, um den Segen gebeten wurde, zuerſt als Greis demüthig ſich niederkniete und um den Segen bat, dann erſt dem geiſtlichen Mitbruder ſeinen Segen gab.)

Am Sonntage, den 24. Oktober Nachmittags, als man ihn erinnerte, daß jetzt die braven, katholiſchen Männer, die zur Befeſtigung des wahren Glaubens und der Liebe ſich enger aneinander geſchloſſen, heute ſich in der Pauluskirche verſammeln und für ihn beten würden, war er ſogleich erheitert und ließ ihnen danken und ſagen: „es habe ihn immer gefreut, in der Mitte ſo vieler guter und frommer Katholiken, die ihren Glauben ſo entſchieden bekennen, ſich einzufinden; ſie mögen nur ſtandhaft ausharren bis an's Ende. Er ſehe den Paulus-Verein als ein ſchönes Pflänzchen an im Garten Gottes, woran der Herr gewiß ſein Wohlgefallen habe, ſo lange ſie ihrem ernſten Zwecke treu bleiben, das gläubige Familienleben feſthalten und zu verbreiten ſuchen; und wenn ſie auch nicht mit glänzenden Werken nach Außen der Welt imponiren, ſo mache es nichts in den Augen Gottes; denn Gott werde geehrt im Kleinen wie im Großen.“ Er empfahl ihnen noch die Sorge für die Waiſenkinder im Paulinum, auf welchem Inſtitute der Segen Gottes ruhe.

Noch in den zwei letzten Tagen der gänzlichen Erschöpfung war sein Geist stets in Gott versenkt. In der vorletzten Nacht fing er wie im Traum an, eine Betrachtung über die Priesterwürde zuerst deutsch, dann lateinisch zu halten; es kam ihm vor, als habe er eine Schaar Priester vor sich. In der Nacht seines Hinscheidens, wo ein Karmeliter-Priester bei ihm wachte, begehrte er auf einmal um drei Uhr Morgens seinen guten Freund zu sehen; als dieser kam, hieß er leise ihn neben sich setzen, konnte jedoch kaum einige Worte hervorbringen; der liebende Blick der brechenden Augen als letzter Abschiedsblick sollte die Sprache ersetzen. „Keine Ruhe hier! keine Ruhe!“ sprach er noch leise, nachdem er kurz vorher sein demüthiges Gottvertrauen ganz deutlich in lateinischer Sprache bekannte. „Mea merita vereor, sed confido in merita Christi!“ Er legte sich sodann auf die rechte Seite, wo vor ihm auf der Wand sein Kruzifix hing, und schien einzuschlummern; bald wurde das Athmen immer leiser und leiser, man gab ihm die brennende Sterbekerze in die Hand, betete die Sterbegebete nach dem Rituale, — zweimaliges tieferes Athmen, — und am 2. November, am Allerseelentage, gegen halb vier Uhr Morgens kehrte seine edle gottbegeisterte Seele zu ihrem Schöpfer zurück, um den ewigen Lohn der Treue im Himmel zu empfangen.

12.

Die Kardinäle.

Man macht sich in Deutschland eine seltsame Vorstellung von dem Leben der Kardinäle. Selbst diejenigen, welche nicht absichtlich alle Einrichtungen der katholischen Kirche in ein gehässiges Licht stellen, halten das Leben eines Kardinals für ein höchst gemächliches, welches unter leichter Beschäftigung, Liebhabereien, Zeitvertreib, gesellschaftlichem Umgang, unterbrochen durch den Pomp kirchlicher Funktionen, in aller Behaglichkeit dahin fließe. Es ist wahr, es hat eine Zeit gegeben, in welcher einzelne Kardinäle durch ihren Reichthum, ihre Macht, ihr Auftreten, durch Zahl und Glanz ihres Gefolges, durch die Ueppigkeit ihres Lebens, die Pracht ihrer Feste, durch politischen Einfluß, wohl auch Intriguen, sich zum Mittelpunkt von Rom in der einen oder andern Weise gemacht, die Aufmerksamkeit nicht allein der ewigen Stadt, sondern der ganzen christlichen Welt auf sich gezogen haben. Das ist längst anders geworden und es sind nicht mehr die Aeußerlichkeiten, welche diesen Kirchenfürsten ihren hohen Rang anweisen, sondern die wirklichen Vorzüge treuer Pflichterfüllung, vielfacher Thätigkeit, strenger Zurückgezogenheit und einer nicht zur Schau getragenen Frömmigkeit.

Allerdings nehmen die Kardinäle in der gesellschaftlichen Rangordnung Roms die oberste Stelle ein, kommen ihnen in dieser Beziehung ausschließliche Rechte zu, werden ihnen Ehrenbezeugungen erwiesen, auf die sonst Niemand Anspruch machen dürfte; aber unzertrenn-

lich hievon ſind ihnen äußere Formen vorgeſchrieben, in die wohl von denjenigen, die ſo eilfertig über alles abſprechen, Keiner gerne ſich fügen, oder ſich ſo beſonders behaglich finden würde. Wer da meinen wollte, die Lebensweiſe eines Kardinals böte auch nur ſo vielerlei Annehmlichkeiten, wie diejenige eines begüterten und geſchäftsfreien Privatmannes in einer großen Stadt, der würde ſehr irren. Der Anforderungen, der Obliegenheiten ſind viele, der Erholungen nur wenige, und dieſe ſehr beſchränkt; der Tag der meiſten, vielleicht aller dieſer oberſten Kirchenfürſten verläuft größtentheils unter Pflichterfüllungen und Geſchäften.

Hat der Kardinal des Morgens ſeinen Verpflichtungen als Prieſter Genüge gethan, ſo warten ſeiner als Präfekt oder als Mitglied einer, meiſt aber mehrerer Kongregationen die Geſchäfte derſelben, ſei es nun in Sitzungen, oder in Bearbeitung von Vorträgen, oder in Durchleſung von Akten oder in Konferenzen mit dem heiligen Vater, oder in Audienzen an mancherlei Perſonen, welche letztere viele Zeit auch für ſolche in Anſpruch nehmen, die nicht gerade Geſchäfte halber ſich anmelden laſſen.

Als hochgeſtellte, weitbekannte, vermöge ihrer Laufbahn in ausgedehnten Verbindungen ſtehende Männer, haben die Kardinäle alle die Bequemlichkeiten, welche an einen erworbenen Namen ſich knüpfen, in ungleich größerem Maße zu tragen, als hundert Andere. Dazu flechten ſich durch das ganze Jahr die vielen Feſte der großen Baſiliken oder ſo mancher der vorzüglichern Kirchen Roms, in deren erſtern ſie mit dem Papſt durch die Pflicht, in die andern entweder durch die Ehrerbie-

tung gerufen werden, die ſie zu dem Kirchenpatron hegen, oder durch das Wohlwollen gegen die Geiſtlichen an derſelben, oder durch die Zuneigung zu dem Orden, dem ſie angehört.

Der ſpätere Abend iſt wieder Geſchäften, oder prieſterlichen Pflichten, etwa auch einem freundſchaftlichen Beſuche gewidmet. Vor dem Schlafengehen werden die Hausgenoſſen vereinigt, um gemeinſchaftlich mit ihnen in der Hauskapelle den Roſenkranz zu beten. Ich ſelbſt habe zu Fermo bei dem Kardinal-Erzbiſchof dieſer Andacht, als einer zu der Hausordnung gehörender, beigewohnt.

Allerdings iſt ihnen in Hausgeiſtlichen, Dienerſchaft, Pferden, Wagen, Wohnung, ein gewiſſes ihrem Rang und ihrer geſellſchaftlichen Stellung angemeſſenes Gepränge vorgeſchrieben, und dennoch dieſes wieder beſchränkt. So darf kein Kardinal ſeinen Wagen mit mehr als zwei, und mit keinen andern als mit ſchwarzen Pferden beſpannen laſſen; die rothen Federbüſche (Fiocchi) derſelben ſind das ausſchließliche Merkmal der Kardinals-Equipagen. Die einzige Erholung der Mitglieder des heiligen Kollegiums beſteht des Abends in einer Fahrt vor die Stadtthore, wo ihnen einige Bewegung im Freien und zu Fuß vergönnt iſt. Doch verbietet die Sitte jede Fahrt in offenem Wagen; erſt in neuerer Zeit haben einige Kardinäle angefangen, ſtatt der großen vierſitzigen Kutſchen, kleinerer Stadtwagen ſich zu bedienen. Wie Vielen ich auch immer begegnet bin, niemals ſah ich einen Kardinal in Geſellſchaft einer weiblichen Perſon fahren. Selbſt der ſchönſte Spaziergang Roms, derjenige auf dem Monte Pincio, wird von ihnen verhältnißmäßig weit weniger beſucht, als

andere Standpunkte in der Nähe der Stadt, gerade weil er Abends der Sammelplatz der ſchönen Welt iſt.

Man hört von keinen Gaſtmälern, welche von den Kardinälen gegeben werden. Wird ein Fremder etwa zu Tiſch gebeten, ſo findet er anſtändige Einfachheit, welche von derjenigen eines gewöhnlichen Privatmannes ſich nicht unterſcheidet. Ich habe nichts davon vernommen, daß die Kardinäle Geſellſchaft gäben, und traf ich je Einen an drittem Ort in ſolcher, ſo war er gewiß der Erſte, der ſich zurückzog, gewöhnlich ungleich früher, als die meiſten Anweſenden an das Fortgehen dachten. Es iſt daher eine Seltenheit, nach Ave Maria einem Kardinalswagen zu begegnen; worin eine unwiderſprechliche Beſtätigung des Geſagten liegt.

Wer überhaupt je mit Geiſtlichen höhern Ranges, welche neben den prieſterlichen Obliegenheiten zugleich bei den allgemeinen Angelegenheiten der Kirche bethätigt ſind, in nähere Berührung gekommen iſt, der mußte durch dieſelben ſich angezogen fühlen.

Insgemein durchdringen ſich der diplomatiſche und der prieſterliche Charakter auf eine Weiſe, daß der eine dem andern zur erhöhenden Unterlage dient. Die Feinheit des Geſchäftsmannes, in der edlern Bedeutung des Wortes, die prieſterliche Würde, gepaart mit der ſie begleitenden Milde, die ſorgfältige Jugendbildung, welche Einzelne mit einem Reichthum von Gelehrſamkeit, Alle mit einfachen Kenntniſſen, mit Liebe zu den Wiſſenſchaften und zu geiſtiger Beſchäftigung ausſtattet, der ſichere Takt im Umgange, die italieniſche Anmuth, dieſes Alles vereinigt, verleiht den Geſchäftsmännern der Kirche ein Gepräge, deſſen einzelne Theile ſchon hinreichen, um dem

Verkehr mit einem Manne hohe Anziehekraft zu ertheilen, in ſolcher glücklichen Miſchung aber dieſen, ſo zu ſagen, in eine Atmosphäre verwandelt, in welcher man höchſt angenehm und behaglich ſich fühlt. Und es iſt dieß bei weitem nicht eine bloß perſönliche Anſicht, ſondern mehr als einer meiner Freunde, welcher in dergleichen Beziehungen gekommen, hat unaufgefordert und in zufälliger Veranlaſſung an den verſchiedenſten Orten dergleichen Geſtändniſſe in Beſtätigung der eigenen Erfahrung gemacht.

13.

Was ſind die armen Schulſchweſtern?

Die armen Schulſchweſtern ſind Kloſterfrauen, welche ſich durch die Gelübde der Armuth, der Keuſchheit und des Gehorſams von der Welt getrennt und ſich dem Dienſte Gottes in der Erziehung der weiblichen Jugend geweiht haben. Sie werden in ihrem Mutterhauſe (früher zu Neunburg vorm Wald, dann zu München) zum Kloſterleben und Lehrfach vorbereitet, von geiſtlicher und weltlicher Obrigkeit geprüft, und wenn ſie für fähig befunden, zu zweien auf das Land oder in größerer Anzahl in eine Stadt geſchickt, um die Mädchen in der Werk- und Feiertagsſchule zu unterrichten und Kinderbewahranſtalten zu übernehmen.

Auch auf dem Lande halten ſie die klöſterliche Abgeſchloſſenheit oder Clauſur, gehen aber verſchleiert in die Pfarrkirche und verrichten dort wöchentlich ihre Beicht

und Kommunion. Außer dem Schulzimmer haben ſie ein ärmlich eingerichtetes Zimmer mit einem Kochofen zum Wohnen, zwei kleine Kammern zum Beten und Schlafen und, wenn es möglich iſt, ein kleines Gärtchen.

Sie leben ſo arm und einfach, wie die ärmſten Leute im Dorfe. Eine Ausgeherin, die ſich gewöhnlich für den Kloſterſtand vorbereitet, holt ihnen die Bedürfniſſe. Selten kaufen ſie Fleiſch, begnügen ſich mit Brod, Gemüſe und den Lebensmitteln, die man ihnen ſchenkt. Geldgeſchenke dürfen ſie nicht empfangen. Reichen die freiwilligen Gaben oder milde Stiftungen für ihren geringen Unterhalt hin, ſo dürfen ſie auch kein Schulgeld mehr annehmen. Sie müſſen eher darben, als von armen Leuten Schulgeld fordern.

Damit ſie ihr Herz nicht an das Zeitliche hängen und im Vertrauen auf Gott abnehmen, iſt es ihnen nicht erlaubt Vorräthe für entfernte Zukunft zu ſammeln. Was ihnen übrig bleibt, verwenden ſie für den Unterhalt armer Schulkinder, oder für die Heranbildung künftiger Schulſchweſtern oder zur Unterſtützung eines armen Schweſternhauſes an einem andern Orte.

Die Schulſchweſtern ertheilen den Unterricht ganz nach den beſtehenden Verordnungen und den Verhältniſſen jedes Ortes. Sie ſind in allen Gegenſtänden ſo bewandert, daß ſie dem geſchickteſten Schullehrer nicht nachſtehen. Zudem unterrichten ſie die Mädchen in den ſtandesmäßigen Handarbeiten, als da ſind: Stricken, Spinnen, Wäſch- und Kleider-Ausbeſſern, Weißnähen, gewöhnliche Kleider nach Stand und Landestracht machen. In allem bringen ſie die Kinder zu einer großen Fertigkeit.

Das wichtigſte aber iſt ihre Erziehung. Wie ſollten

die Kinder jene Schweſtern nicht lieben, die aus Liebe zu ihnen Alles und oft recht viel verlaſſen haben und ein ſo armes Leben führen! Sie lieben dieſelben, wie die Erfahrung lehrt, gleich ihren Müttern, und weinen, wenn ſie nicht in die Schule gehen können. Wie ſegensreich wirkt aber die Lehre und noch mehr das Beiſpiel einer Lehrerin, die ſo ſehr geliebt wird! Welches Vertrauen flößt ſie den Kindern ein, ihr die geheimſten Vorfälle des kindlichen Lebens zu entdecken, und da, wo oft Verirrung oder Verführung eingeſchlichen iſt, dem Verderben des Leibes und der Seele zur rechten Zeit noch zu begegnen! Kaum arbeitet die Schulſchweſter ein Jahr, und die Eltern können nicht genug erzählen, wie eingezogen, fleißig und folgſam ihre Mädchen ſind. Schweſtern, die unter ſo vielen Entſagungen und Bitten zu Gott leben, können ja auch nur die Fülle der göttlichen Gnade auf ihr Tagwerk herabziehen.

Die arme und einfache Lebensweiſe dieſer Schweſtern macht es beinahe jeder Landgemeinde möglich, ſie zu unterhalten, und ſich ſelbſt eine große Freude, ihren Kindern und Kindeskindern aber einen unvergänglichen Schatz zu bereiten. Ein würdiger Landpfarrer und Diſtriktsſchulinſpektor, der dieſe Schweſtern ein Jahr lang erhalten hatte, ſchreibt darüber: „Anfangs wurde dieſe neue Erſcheinung ſchüchtern angeſehen; jetzt ſind ſie die Freude aller Pfarrkinder, etwa mit Ausnahme von zwei oder drei Wirthshausſitzern. Sie bekommen ſehr viele Gaben an Naturalien, nehmen ſie mit Dank, begehren nicht das Mindeſte, und machen durchaus keinen Unterſchied zwiſchen Kindern, die Etwas, und denen, die Nichts bringen können.

Sie sind so gebildet, daß sie keinem Lehrer im Distrikte nachstehen. Die Kinder lieben sie fast mehr als ihre Mütter, und weinen, wenn sie die Eltern am Schulgehen hindern wollen. Die Früchte des Unterrichts, besonders die schönen Schriften, die Eingezogenheit und äußere Reinlichkeit, sind jetzt schon sichtbar.“

14.

Das Haus vom heiligen Erlöser zu Paris.

In Paris, wo wie in einem Mittelpunkte die Laster zusammenströmen und sich fortpflanzen, bestehen verschiedene Rettungshäuser für Büßende, theils gegründet von religiösen Orden, theils bloß von der christlichen Liebe unterstützt, und es würde schwer sein, sie alle aufzuzählen. Eines von diesen, das vor wenigen Jahren gegründete „Haus vom heiligen Erlöser“ hat unlängst an einem französischen Dichter, Herrn Bouniol, einen Geschichtsschreiber gefunden und wir theilen aus dem ausführlichen Berichte, den der „Univers“ gibt, einige Nachrichten mit. Die Stifterin des Hauses vom „heiligen Erlöser“ war früher Aufseherin in St.Lazarus zu Paris, jenem Spital und Gefängniß, welches gegenwärtig gegen dreizehnhundert gefallene Frauen einschließt, unter ihnen drei- bis vierhundert in Folge ihrer Ausschweifungen Erkrankte. In Mitte dieses Hauses der Sünde und des Jammers stiegen in der Seele der frommen Aufseherin Wünsche auf, von denen sie sich nie Rechenschaft geben konnte; sie fühlte sich von einem

Eifer beseelt, der sich kaum mit Erfüllung der Dienstleistungen hätte begnügen können, die ihr oblagen und die sie täglich heilsamer und erfolgreicher zu machen bestrebt war. Die Gefangenen in St.Lazarus sind der Auswurf der Menschheit, allein alle fühlen doch ihren tiefen Fall. Nicht immer waren sie geneigt, guten Rath anzunehmen, allein sie bekamen doch wenigstens heilsame Eindrücke und ohne dieselben zu begreifen, genossen sie die Liebe der frommen Aufseherin, welche ihren Kummer theilte, ihren Muth zu beleben wußte und sie daran erinnerte, daß Gott das reuige Herz nicht verschmähe. Die fromme Aufseherin dachte oft an das Gute, welches sich anderswo als in einem Gefängniß wirken lasse, nämlich in einem Asyl, wo Strafe und Liebe nicht vermischt wären. Aber dreizehn Jahre vergingen so und doch gewannen ihre Plane nicht mehr Aussicht auf Verwirklichung als sie am ersten Tage hatten. Unterdessen hatte das Herz der Aufseherin seine Weihe bekommen und sich im Dienste der Liebe und des Gebets gestählt; ihr Noviziat war vollendet und sie selbst wußte es nicht. Jetzt gab Gott seinen Willen kund und setzte das Werkzeug, welches er sich erwählte in Thätigkeit. Ein Regierungsbefehl berief plötzlich die Schwestern vom heiligen Joseph an die Anstalt St.Lazarus, woran sie seitdem so erfolgreich wirken. Indem die fromme Aufseherin nun das ihr „theure Haus“ verlassen mußte, entsagte sie ihrem Lieblingsplane nicht, aber es war ein anscheinend so unpraktischer, von den Menschen belachter Gedanke, daß sie kaum weiter darüber nachsinnen und nur mit Gott in ihrem Gebete davon sprach. Von der geringen Pension, welche die Regierung ihr bewilligt hatte, lebte

ſie ganz eingeſchränkt, als eines Tages zwei arme Mädchen zu ihr kamen, die noch nicht die erſte heilige Kommunion empfangen hatten. Es waren zwei Unglückliche, die ſchon der Sünde verkauft waren, ehe ſie noch die geringſte Anweiſung zum Guten erhalten hatten. Der Anblick der erſten Kommunion, der weißen Kleider und weißen Schleier hatte ihre Neugierde erregt und Wünſche wach gerufen, ſie hätten ſich auch ſo gerne an den Tiſch der Engel geſetzt! Als ſie dieſes Verlangen ausſprachen, erhob ſich eine Verfolgung gegen ſie und als ſie auf ihrem Vorhaben beſtanden, wurden ſie aus dem Hauſe der Sünde, wo ſie ihr Brod bisher fanden, verſtoßen. Eine frühere Genoſſin des Laſterlebens bezeichnete den zwei obdachlos umherirrenden Mädchen unſere alte Aufſeherin von St.Lazarus eine Frau, welche ihren Kummer theilen und ſie in Ausführung ihres Planes unterſtützen werde; auf dieſe Weiſung kamen ſie zu ihr. Das Vertrauen wurde nicht getäuſcht, die alte Aufſeherin glaubte einen Ruf der Vorſehung zu vernehmen und öffnete den zwei Unglücklichen ihre Wohnung. Aber ihr Herz war groß, die Wohnung dagegen klein: ſie zählte nur zwei Zimmer. Man theilte Bett, Kleidung und das tägliche Brod. Unerwartete Hülfe unterſtützte die Koſten des gemeinſchaftlichen Haushaltes; man arbeitete zuſammen, mit der Arbeit ging Hand in Hand die Unterweiſung im Katechismus. Mehrere reuige Sünderinnen ſtellten ſich ein und bald hatten die zwei Zimmer ſiebenzehn Bewohner. Auch an Kranken fehlte es nicht, ebenſowenig an Entbehrungen; man opferte ſie Gott auf, und ſo wurde das Aſyl ein Ort der Genugthuung und Buße, aber auch ein Ort der Freude, denn Traurigkeit

und Müßiggang wurden verbannt: Arbeit, Gebet und Geſang wechſelten ab. Bald konnte die Oberin ein größeres Lokal miethen; ein noch größeres wurde Bedürfniß und gegenwärtig zählt das Aſyl ſechszig bis achtzig reuige Magdalenen. Aller Zwang iſt verbannt; der freie Wille führt die Büßenden herbei, Ueberredung und Liebe halten ſie im Aſyl zurück und leiten ſie. Die Disziplin des Hauſes iſt ausgezeichnet, denn es bildet eine Familie und nichts iſt rührender, als die Verehrung, die man der Stifterin zollt. Wenn die Büßenden ſich bewährt haben und ihre Tugend gekräftigt iſt, werden ſie der Geſellſchaft zurückgegeben; anſtatt gebrandmarkter und ehrloſer Weſen erhält der Staat gewandte Arbeiterinnen und fromme Töchter zurück. Das ſo gleichſam durch ſich gegründete Werk hat ſich auch ſelbſt ſeine Subſiſtenzmittel geſchaffen; ſie ſind der Ertrag weiblicher Arbeit, des Nähens und Waſchens. Die Arbeit fehlt zuweilen, aber das Brod hat niemals gefehlt. Es iſt Wille der Oberin, daß kein hülfeſuchendes Mädchen abgewieſen werde. Dieſe Bereitwilligkeit zu helfen hat oft zu den äußerſten Mitteln genöthigt. So hat man wiederholt, wenn das Haus ganz überfüllt war, einigen Büßerinnen ihr Bett in der Hauskapelle aufſchlagen müſſen. Man kann daran Anſtoß nehmen, allein iſt es nicht beſſer, dieſe Unglücklichen im Tempel des Herrn unterbringen, als ſie im Hauſe des Laſters zu laſſen? Wahrlich ſolche Erſcheinungen, und Frankreich hat deren viele, ſind für jenes Land ein Zeichen der Rettung und der Hoffnung, welcher wir mit Freude unſere Blicke zuwenden, wenn ſie bei der Betrachtung der moraliſchen Gebrechen unſerer Zeit ſich trüben.

15.

Das erzbiſchöfliche Muſeum in Köln.

Der Zweck des vor einigen Jahren gegründeten deutſchen Vereins für chriſtliche Kunſt beſteht in Erforſchung, Erhaltung und Herſtellung der älteren kirchlichen Kunſtwerke, ſo wie in Förderung einer dem Geiſte der Kirche entſprechenden Kunſt der Gegenwart und Zukunft, mit beſonderer Berückſichtigung des erzbiſchöflichen Stuhls zu Köln. Es geſchieht dieß letztere in dankbarer Erinnerung, daß die Kirchenfürſten Kölns von jeher Mittelpunkte des chriſtlichen Kunſtlebens geweſen ſind, und die Schätze desſelben entweder geſchaffen, beſeſſen oder erhalten haben, wie denn auch der gegenwärtige Träger dieſer hohen Kirchenwürde, der Kardinal-Erzbiſchof Johann von Geiſel in die Fußſtapfen ſeiner Vorfahren eingetreten iſt. Die Glaubensfülle des Mittelalters widmete in allen Zweigen der Kunſt ihre Talente dem Dienſte der Kirche und er ſchuf jene unſterblichen Werke, die unnachahmbar ſind, ſeit der Geiſt erloſchen iſt, der ſie gebar. Die chriſtliche Kunſt wurde von dem wiedererweckten helleniſchen Alterthume überwuchert und das ſinnlich ſchöne trug den Sieg über das Ewige und Erhabene davon. Sinn und Gemüth zurückzulenken zum Glauben und ſeiner Begeiſterung für Kunſtſchöpfung iſt die Aufgabe des chriſtlichen Kunſt-Vereins.

Zur Erreichung dieſes Zweckes hat er eine Maſſe von Kunſtarbeiten der verſchiedenſten Art zuſammengetragen, an denen ſich der Geſchmack läutern und das Talent zu Hervorbringung neuer Werke befeuern ſoll.

Gegenwart und Vergangenheit finden ihre Anknüpfungspunkte in den Sälen des Domhotels in Köln, welche zu diesem Zwecke für mehrere Jahre gemiethet worden sind, bis ein eigengehöriges Lokal für das Museum gewonnen werden kann. Die ausgestellten Kunstsachen sind Wandteppiche, reiche geistliche Ornate, Kirchengefässe und Geräthe, Gemälde, Bildwerke und Statuetten, Haut- und Basreliefs, Reliquienschreine und Truhen, Bücher mit alten Drucken und Holzschnitten, Säulenstücke u. s. w.

Neuerdings sind aus den Sammlungen des Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen, namentlich werthvolle Gegenstände der mittelalterlichen Goldschmiedekunst des Grafen Wolff-Metternich und vieler Privaten, so wie aus den Pfarrkirchen der Erzdiozese Köln und der Kathedralen von Trier und Mainz wenig bekannt gewordene Kunstschätze vorübergehend ausgestellt worden. Merkwürdige Temperamalereien auf Goldgrund, alte Skulpturen, die lange verborgen waren, sind auf solche Weise zum Vorschein gekommen.

Während anfänglich ein Saal für die Schätze des Museums genügte, sind deren gegenwärtig bereits drei gefüllt, von denen der erste das vereinigt, was die Goldschmiedekunst vom zwölften bis sechszehnten Jahrhundert Gelungenes an Kelchen, Reliquiengefäßen, Monstranzen, Rauchfässern, Kreuzen u. s. w. zum kirchlichen Gebrauche liefert. Ferner Werke der älteren Malerschule Kölns und der Bilderschnitzerei des fünfzehnten Jahrhunderts. Im zweiten Saale reihen sich die Leistungen der neuen Skulptur im mittelalterlichen Stil, Gemälde, Glasbrennereiarbeiten, Kunstgewebe u. s. w. an. Der

dritte Saal enthält unter Anderm eine chronologiſch geordnete Sammlung mittelalterlicher Gewebe und Stickereien zu koſtbaren Ornaten verwendet, worunter ſich ein Meßgewand von 1509 aus Sammet von Brügge mit ausgezeichneter Stickerei im feinſten Pattſtich bemerkbar machte. Daß die weiblichen Hände unſerer Zeit nicht Geringeres leiſten, beweist das in Seidenmoſaik geſtickte Tableau von Fräulein Mertens, das in der Weltausſtellung zu Paris bewundert wurde. Beachtung verdient ferner eine Moſaikwirkerei des kölner Damenvereins. Ein Meiſterwerk iſt die Feſttagsmitra des Kardinal-Erzbiſchofs, von den Schweſtern des Kloſters „Zum armen Kinde Jeſu“ in Aachen gefertigt und als das Ausgezeichnetſte gerühmt, was die Neuzeit in ornamentaler Stickerei geleiſtet hat.

Der Konſervator des erzbiſchöflichen Muſeums, Kaplan Bock, der den Beſuchern freundliche Belehrung ertheilt, gewinnt der Kunſtanſtalt immer neue Freunde. Man bewunderte dort vor einiger Zeit byzantiniſche und romaniſche Schmelz- und Emailarbeiten aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert, koſtbare altdeutſche Gefäſſe, ſowie Seltenheiten der ſchwäbiſchen Malerſchule, die dem Bilderſchatze des Fürſten von Hohenzollern-Sigmaringen angehören, beſonders zwei Bilder von Michael Wohlgemuth, dem Lehrer Albrecht Dürer's, und von Martin Schön. Ferner eine Reihe von Schmelzgemälden des ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts, Graf Fürſtenberg-Stammheim gehörig.

16.

Papſt Pius der Neunte als Dieb.

Als Pius der Neunte noch Erzbiſchof in Imola war, wurde ihm von ſeiner theuren Mutter ein koſtbares Service, welches aus goldenem Löffel, goldenem Meſſer und Gabel u. ſ. w. beſtand, verehrt, und er hielt dieſes Geſchenk ſo hoch, daß er dasſelbe höchſt ſelten gebrauchte. Bei einer außerordentlichen Gelegenheit aber, wo mehrere vornehme Gäſte zu Tiſche geladen waren, befahl der Erzbiſchof, ihm das Service ſeiner Mutter vorzulegen. Solches geſchah. Die geladenen Gäſte fanden ſich nach und nach in dem Empfangsſalon ein, wo ſie vom Erzbiſchof auf's Freundlichſte unterhalten wurden. Auf einmal wurde aber derſelbe aus dem Salon gerufen, da ihn ein gewiſſer Herr ſprechen wollte. Der Erzbiſchof ließ Niemanden abweiſen und gab darum auch dieſem Gehör. Derſelbe brachte eine Bitte vor und ſagte: „Hochwürdigſter Herr Erzbiſchof! Sie ſelbſt wiſſen, daß ich vor einigen Jahren noch unter die erſten Bürger in unſerer Stadt gezählt wurde, aber durch ein Mißgeſchick in dem Handelsgeſchäfte ſo weit zurückkam, daß ich aus Liebe zu meiner Familie, um ſelbe ernähren zu können, Handelsdiener werden mußte. Jetzt aber hätte ich Ausſichten, wieder in den Beſitz meines früheren Vermögens zu gelangen, wenn mir augenblicklich eine gewiſſe Summe vorgeſtreckt würde; ich habe ſchon an mehreren Häuſern angeklopft, wurde aber überall abgewieſen; wenn Sie mir nicht helfen, ſo iſt mein Glück

für immer dahin". Der Erzbischof erwiederte sehr freundlich: „Mein Theurer! Es ist zwar nicht schön, daß ich es sagen muß, aber es ist die Wahrheit: ich habe in meiner Kasse gegenwärtig keine Scudi, aber da Sie in so dringender Noth sind, muß geholfen werden". Der Erzbischof lief in den Speisesaal und nahm das goldene Service, wickelte dasselbe ein und übergab es dem Manne mit den Worten: gehen Sie mit diesem hier auf das Pfandhaus, nehmen Sie einen Pfandschein auf einen Monat, denn ich glaube, während dieser Zeit werde ich Alles wieder auslösen können und Sie werden die nöthige Summe erhalten". Der Kaufmann verabschiedete sich und vollzog freudig den Befehl des Erzbischofs. Derselbe ging zu seinen Gästen zurück und vergaß gänzlich dieses Vorfalls. Die gewöhnliche Zeit zur Tafel zu gehen, war vorüber. Der Erzbischof hatte noch ein wenig Geduld, indem er glaubte, daß die Dienerschaft etwas mehr Zeit für mehrere Gäste brauchte, um die Vorbereitungen zu treffen, als gewöhnlich. Als es aber zu lange dauerte, zog er die Glocke, um von der Dienerschaft zu erfahren, was eine so lange Zögerung bedeuten sollte. Die ganze Dienerschaft erschien, sich zu den Füßen des Erzbischofs werfend, und wie aus einem Munde rufend: Herr Erzbischof, ich bin es nicht, ich habe keine so schändliche That begangen, und es ist doch von Jemand im Hause geschehen, denn kein fremder Mensch ist dorthin gekommen. Der Erzbischof konnte sich diesen Auftritt gar nicht erklären. Endlich fragte er, was denn vorgefallen sei? Alle riefen: ihr goldenes Service ist gestohlen und wir werden nicht eher von dem Platze weichen, bis der Dieb entdeckt sein wird. Jetzt lachte der Erzbischof und sprach:

„O mein Gott! dieſer Dieb bin ich ſelbſt. Leget nur mein gewöhnliches Service vor und beſorgt ſchnell den Tiſch“. Freudig war nun wieder das ganze Haus und die Gäſte riefen ſcherzend aus: „Heute zum erſten Male iſt es eine Ehrenſache geworden, an der Tafel eines Diebes zu ſpeiſen“. Dem Kaufmanne glückte ſein Unternehmen und er wurde durch die geliehene Summe ein reicher Mann. Dieſer Kaufmann aber vergaß der erzeigten Wohlthat nicht, ſondern er wurde ein großer Gutthäter der Bedrängten und ein Vater der Armen. Gebe Gott, daß ſich recht viele dergleichen Diebe finden möchten.

17.

Kardinal Grimani.

Dominiko Grimani, ein edler Venezianer, zeichnete ſich durch ſeine Frömmigkeit und Weisheit ſo ſehr aus, daß ſich der Papſt bewogen fand, ihn zum Kardinal, und ſpäter zum Patriarchen von Aquileja zu ernennen. Beſonders rührend war die kindliche Liebe und Dankbarkeit mit welcher er an ſeinem Vater hing. Dieſer, Antonio Grimani genannt, war Feldherr des ganzen Kriegsheeres, welches die Venezianer gegen die Türken, die Feinde der Chriſtenheit, ausgerüſtet hatten, und beſaß großen Ruhm. Er hatte daher viele Feinde, die ihn um ſein Anſehen beneideten, und es durch ihre böswilligen Verläumdungen ſo weit brachten, daß er eines großen Verbrechens beſchuldigt, ſeiner hohen Würde entſetzt und

ſogar ins Gefängniß geworfen wurde. Nun hätte man gewiß meinen können, daß Dominiko Grimani ſich ſeines armen Vaters, der von Jedermann als ein verworfener Verbrecher betrachtet wurde, geſchämt hätte; allein dieſer gute Sohn dachte zu edel, ſo etwas zu thun. Er begleitete ſeinen unglücklichen Vater ſelbſt in das Gefängniß, trug die ſchweren Ketten desſelben über die Treppe des hohen Thurmes hinauf, der ihm zum Gefängniß beſtimmt war, und weinte ſo ſchmerzlich, daß bei dieſem Anblicke ſich kein Auge der Thränen erwehren konnte. Er wollte ſelbſt bei ſeinem vielbeweinten Vater im Gefängniß bleiben, um ihm zu dienen; allein dieſes gab man nicht zu. Mit bekümmertem Herzen verließ er ſeine Vaterſtadt, und kehrte wieder nach Rom zurück. Der liebe Gott ſah mit innigem Wohlgefallen auf die kindliche Liebe des guten Sohnes herab, und verwandelte ſeine aufrichtige Trauer wieder in Freude. Er fügte es, daß ſein vielbetrauerter Vater als unſchuldig befunden in ſeine frühere Ehrenſtelle eingeſetzt, und ſpäter zum Dogen ernannt wurde. So ſah Dominiko Grimani ſeinen Wunſch erfüllt, ſeinen edeln Vater wieder beglückt und ſich reichlich belohnt für ſeine kindliche Liebe und Dankbarkeit.

18.

Eine Heldenthat des Ritters Bayard.

Dem berühmten Helden Peter du Terrail, welcher unter dem Namen Bayard, der Ritter ohne Furcht und

Tadel, allgemein bekannt ist, hatte in einem unglücklichen Augenblicke seiner Schwachheit, einer aus jenen verächtlichen Bedienten, die nie aufmerksamer sind, als wenn es darauf ankömmt, den Leidenschaften ihrer Herren zu fröhnen, eine junge, schöne und bis dahin der Tugend treu gebliebene Person zugeführt. Eine bis zur Verzweiflung gebrachte Mutter war es, die sie diesem entehrenden Umgang mit Gewalt aussetzte, um dem äußersten Elend, wodurch ihre Standhaftigkeit endlich ermüdet wurde, eine Auskunft zu verschaffen. Als sich diese Unglückselige mit Bayard allein sah, gab sie ihm unter einem Thränenstrome ihr Elend und ihre Unschuld zu erkennen und beschwor ihn, er möchte sie zu einer Schande nicht nöthigen, die sie von Herzen verabscheute. Augenblicks sprach der ehrliche und fast selbst bis zum Weinen gerührte Ritter: „Fürchtet nichts, ich bin nicht lasterhaft genug, um euch eine Tugend zu rauben, die euch so lieb ist;“ und auf der Stelle ließ er sie zu einer von seinen anverwandten Damen wegführen, bei welcher sie übernachten mußte, nachdem er ihr einen Mantel gegeben hatte, um auf der Straße unerkannt fortkommen zu können. Tags darauf berief er die Mutter zu sich, und verwies ihr ein so sträfliches Verfahren; und weil er den Rückfall verhindern wollte, so befragte er sie, wie groß der Brautschatz sein müsse, um ihre Tochter gehörig auszustatten. Sie antwortete: man verlange sechshundert Gulden, und ihr ganzes Vermögen betrage kaum die Hälfte dieser Summe. Hier langte Bayard einen Beutel hervor und gab ihr mehr als die verlangte Summe, so daß die Heirath den dritten Tag darnach vollzogen wurde.

19.

Der Braten.

Eine Kölner Legende.

Everhardus, der Pfarrer zu St. Jakob in Köln, als einer der frömmſten Prieſter ſeiner Zeit bekannt, ſandte eines Samſtags ſeine Schaffnerin nach der in der Nähe des Heumarktes gelegenen Fleiſchhalle, um daſelbſt nach üblicher Weiſe ſeinen Fleiſchbedarf einzukaufen. Die Schaffnerin tritt zu einer Fleiſchbank, welche eben die Köchin des regierenden Bürgermeiſters verläßt, und erſteht von dem Schlächter für eine außergewöhnlich hohe Summe einen auffallend ſchönen Braten, den die Köchin des Bürgermeiſters nicht kaufte, weil er ihr zu theuer ſchien. Nachdem letztere ſich aber an den übrigen Fleiſchbänken nach einem ähnlichen Braten vergebens umgeſehen hatte, begab ſie ſich nach Hauſe, um bei ihrer Herrſchaft erſt anzufragen, ob ſie den geforderten Kaufpreis geben dürfe oder nicht? indem ſie ſich überzeugt hielt, daß Niemand das Fleiſch unterdeſſen kaufen würde. Als ſie aber kurz darauf mit der Zuſtimmung ihrer Herrſchaft an die Fleiſchbank zurückkam und den Braten in Empfang nehmen wollte, war derſelbe nichts deſto weniger, zu ihrer größten Verwunderung verſchwunden. Auf die Frage, wer das Fleiſch erſtanden habe? erwiederte der Schlächter, dasſelbe ſei für den Pfarrer von St. Jakob gekauft worden. Die Köchin berichtete ſolches ſofort ihrem Herrn, der in dem beleidigten Gefühle ſeines Stolzes faſt vor Zorn erglühte und ausrief: was

also dem Bürgermeister von Köln zu theuer ist, das kann der arme und, wie es heißt, so asketisch streng lebende Pfarrer von St. Jakob bezahlen?! Aber ich werde mich dafür rächen: morgen bin ich sein Gast, damit ich den Heuchler endlich entlarve. Ohne vorherige Anmeldung erschien auch in der That am besagten Tage der Bürgermeister mit einigen Vertrauten um die gewöhnliche Mittagszeit bei dem Pfarrer und gab diesem seinen Wunsch zu erkennen, mit ihm speisen zu wollen. Sehr erstaunt über eine solche ihm wenig zusagende Ehre, wußte dieser seine Verlegenheit nicht zu verbergen, machte allerlei Ausflüchte und suchte sich im allgemeinen damit zu entschuldigen, daß seine Mahlzeiten immer sehr mäßig seien. „Mein Entschluß steht fest", fiel der Bürgermeister ein, „was Ihre Küche bietet, ist uns angenehm, und ich bin im voraus überzeugt, daß wir damit vollkommen zufrieden sein werden". „So folget mir ins Nebenzimmer", entgegnete der Pfarrer schnell besonnen und mit fester Stimme und lud die zudringlichen Gäste ein, sich an seinem gewöhnlichen kleinen Tischchen niederzulassen. Eben tönte die Mittagsglocke von dem nahen Kirchthurme zum Gebete mahnend herab und gläubig sank der fromme Priester, wie von jeher gewohnt, in die Kniee und sprach die üblichen Gebete. An dem kleinen Tischchen, welches bereits für den Pfarrer gedeckt und nur mit dem Nothwendigsten versehen war, sollte jetzt auch ein zeitlicher Regent der Stadt Köln sich begnügen und das Mittagsmahl einnehmen. Der ganze Speisevorrath bestand aus drei bereits aufgetragenen, ganz ordinären Gerichten, nämlich aus Suppe, Gemüse, und dem in der Suppe gekochten Fleische und

ſodann aus einer Flaſche klaren Brunnenwaſſers. In wenig Minuten war das Vorhandene verzehrt, worauf das ziemlich einſilbige Tiſchgeſpräch verſtummte und eine für ſämmtliche Tafelgenoſſen höchſt drückende Pauſe eintrat. Der Bürgermeiſter, welcher alles dieß nur als tragiſches Vorſpiel zu einer ſich bald ſchöner entwickelnden Komödie anſah, ließ, was vorging, ohne irgend eine Bemerkung, ſcheinbar ruhig vorübergehen, doch bald ſchwoll die Zornader an ſeiner Stirne wieder, als der Pfarrer ſeine Gäſte zum Dankgebet für die von Gott empfangenen Gaben aufforderte. „Was, Heuchler!“ ſchrie der Bürgermeiſter dem beſtürzten Pfarrer entgegen, „vergebens ſuchſt du mich zu täuſchen, heute haſt du deine Rolle zu Ende geſpielt; wie! du ſuchſt deine Völlerei noch mit gemeiner Knickerei zu paaren? Unverſchämter! wo iſt jener Braten, den zu kaufen man für den Bürgermeiſter zu theuer fand und den du geſtern dir holen ließeſt? Gedenkſt du ihn vielleicht für dein eigenes Vergnügen aufzubewahren? Der Pfarrer, den dieſer unverdiente Vorwurf und die hämiſchen Reden des Bürgermeiſters tief kränkten, erbleichte ſichtlich, doch ſtrahlte ſein Geſicht bald darauf wieder von himmliſcher Milde und mit Ruhe entgegnete er: „wahr iſt's, ich ließ geſtern einen Braten kaufen, doch war derſelbe nicht für mich beſtimmt und wo ich damit geblieben, dieß würde ich dir, obgleich ich Niemanden deßhalb verantwortlich bin, ſehr gerne vertrauen, wenn ich nicht ein Geheimniß für mich bewahren möchte, welches mir theuer iſt. Doch erheiſcht es meine Ehre, daß ich deine Neugierde befriedige und dir Gewißheit hierüber verſchaffe, deßhalb folge mir! Zitternd ſchritt der Prieſter voran, als gälte es den letz-

ten Gang ſeines Lebens, und mit bangem Herzen öffnete er die Thüre ſeines Speiſeſaales. Aber welch ein Anblick bot ſich hier? um eine feſtlich geſchmückte Tafel ſaßen arme bejahrte Männer, in deren Züge Gram und Kummer wohl ihre Furchen eingegraben hatten, die hier jedoch aller Leiden und Drangſale zu vergeſſen ſchienen, denn Freude und Frohſinn herrſchte unter ihnen und hatte ſich auf jedes Einzelnen Stirne gelagert: „Dieß ſind zwölf Männer“ begann jetzt der Pfarrer, „die ich an jedem Sonntage, den der allgütige Herr als Ruhetag eingeſetzt, ſpeiſe, damit ſie, nach ſechs mühevollen Tagen, ſich am ſiebenten ihres Daſeins freuen!“ „Für dieſe“, fuhr er alsdann an den Bürgermeiſter gewendet fort, „war auch, wie du jetzt ſiehſt, der Braten beſtimmt, den ich ſelbſt wohl entbehren konnte, da meine eigenen Bedürfniſſe ſehr gering ſind“. „Du ſagſt zwölf Männer“, fiel der Bürgermeiſter ein, der unterdeſſen die Tafel überblickt hatte, es ſitzen aber dreizehn Perſonen dort zu Tiſche“. Der Pfarrer widerſpricht und verſichert, ſeine Gäſte nochmals überzählend, es ſeien deren nur zwölfe gegenwärtig. Der Bürgermeiſter zählt die Tiſchgenoſſen nochmals und findet deren abermals dreizehn. Auch der Pfarrer zählt wiederholt, kann aber den dreizehnten Gaſt nicht ermitteln, und als er darauf jeden der Gäſte einzeln mit Namen nannte und der Reihe nach aufrief, um dem Bürgermeiſter ſeinen Irrthum klar vor Augen zu ſtellen, ſiehe! da traf die Zahl zwölfe richtig zu. Aber noch einen dreizehnten Gaſt, deſſen Namen nicht ausgerufen worden war, erblickte der Bürgermeiſter an der Tafel und ſagte deßhalb zum Pfarrer, „warum überſiehſt du denn jenen Mann“, — und er deutete mit dem Finger

auf die Stelle hin, — „aus deſſen Zügen himmliſche Anmuth ſtrahlt, und der uns ſo bedeutungsvoll anblickt; wer iſt jener Fremdling und wie heißt er mit Namen?“ Da weder der Pfarrer noch die übrigen Anweſenden den von dem Bürgermeiſter bezeichneten Gaſt an der Tafel bemerkten und es demnach Allen klar ſchien, daß die Vorſehung hier die Hand mit im Spiele haben müſſe, ſo wurden die Umſtehenden ſämmtlich von Staunen und Schauer ergriffen. — Die Kirchenbücher ſagen: es ſei Chriſtus der Herr geweſen, der ſich gewürdiget habe, in dem Kreiſe dieſer frommen Menſchen zu erſcheinen, um den Uebermuth des Bürgermeiſters zu ſtrafen und dem beleidigten Pfarrer Genugthuung zu gewähren. Beſchämt und in ernſtem Nachſinnen über das, was er ſoeben erlebt, entfernte ſich der Bürgermeiſter ſammt ſeinen Gefährten aus dem Kreiſe der Glücklichen und hegte in der Folge die größte Hochachtung vor dem Pfarrer zu St. Jakob, der als ein allgemein beliebter Seelſorger in einem hohen Alter und im Rufe der Heiligkeit ſtarb.

20.

Ein Kind als Miſſionär.

Vor erſt wenigen Jahren drang ein eifriger und beſcheidener Prieſter in das Innere der Inſeln Fernando-Po und Annabon und nahm von ihnen im Namen des Kreuzes Chriſti Beſitz. Nach ſeiner Rückkehr nach Madrid bemühte er ſich zwei Jahre lang ohne Unterlaß, damit Miſſionäre, welche dieſen in die völligſte Unwiſ-

ſenheit und in die Finſterniſſe der Abgötterei verſunkenen armen Eingebornen die Augen öffnen ſollten, dorthin geſendet würden. Endlich machte ſich nach unerhörten Anſtrengungen der Prieſter Don Miguel Martinez, Pfarrer von Chambery, auf die Reiſe, um, von einigen jungen Geiſtlichen, Arbeitern und Handwerkern verſchiedener Gewerbe begleitet, dieſe Gegenden zu evangeliſiren; die Prieſter ſollten dem Volke Gottes Wort predigen, die Arbeiter es in den erſten Elementen der nothwendigſten Künſte unterrichten. Bei der erſten Entdeckungs- und Unterſuchungsreiſe trafen die Miſſionäre, als ſie an einer dieſer Inſeln ganz nahe bei Fernando-Po und Annabon landeten, nicht fern von dem Geſtade des Meeres auf einem Felſen ein unbeholfen geformtes Kreuz und um dasſelbe in betender Haltung eine Gruppe von Negerkindern, die von einem weißen Knaben, faſt in gleichem Alter, von ihnen angeleitet wurden. Sie beteten um dieſen Altar und das noch mit ſeiner Rinde bedeckte Kreuz, das Ave Maria in ſpaniſcher Sprache. Wie groß war das Erſtaunen der Miſſionäre, in dieſer Gegend, wo nach ihrem Dafürhalten die Idee des Kreuzes noch unbekannt war, dem Kreuze einen Altar errichtet zu ſehen! Bei ihrem Anblicke rief der Knabe auf ſpaniſch aus: „Pfarrer! Pfarrer!“ Alle Negerknaben richteten ſofort die Blicke auf den Miſſionären. Dieſe traten zu den Kleinen, und baten ſie, ſie in das Haus der Eltern zu führen. Der Knabe erzählte ihnen, er ſei etwa vor einem Jahre bei einem Schiffbruche hieher verſchlagen und von ſeinen Eltern getrennt worden; er habe ſie ſeitdem nie mehr geſehen, ſei von einigen Negern aufgenommen und mit ihren Kindern

erzogen worden; er habe in der Erinnerung an das, was er fern von hier und bevor er mit seinen Eltern abgereist sei, gesehen habe, dieses Kreuz gefertigt und die Negerkinder in den Gebeten, die ihn seine Mutter täglich beim Erwachen und Schlafengehen habe verrichten lassen, unterrichtet und nun kämen sie alle Tage, um vor diesem Kreuze, das sie selbst errichtet, niederzuknien und zu beten.

„Sie sind also Christen", sagten die Missionäre, „denn wir haben sie mit dir beten sehen?" „Ich weiß nicht, ob sie es sind", entgegnete der Knabe; „sie sehen mich beten, knien sich um mich herum und haben manche Worte aus meinem Gebete im Gedächtnisse behalten; allein ich weiß nicht, ob sie dieselben auch verstehen, denn ich bin ihrer Sprache nicht kundig. Doch hab ich sie das Kreuzzeichen machen gelehrt und niemals unterlassen sie, dasselbe zu machen, wenn sie vor diesem Kreuze vorübergehen."

„Und wer hat dieses Kreuz errichtet?"

„Ich," sagte der Knabe, „ich erinnerte mich an die Kreuze, die ich in gewissen Zwischenräumen in meiner Heimat gesehen hatte."

Mit seiner Erzählung zu Ende, vermochte der arme Kleine seine Thränen und schweren Seufzer nicht zurückzuhalten.

Die Missionäre fragten ihn nach seinem Namen; allein er konnte sich desselben sowie auch seiner Heimat und der Gegend, wo er gewohnt hatte, nicht erinnern; er wußte auch nicht genau, wie lange er schon auf dieser Insel war, weil er kein Mittel hatte, die Zeit zu bemessen.

Die Missionäre verehrten die unergründlichen Rathschlüsse Gottes, und sagten ihm tausendmal Dank dafür, daß ein Kind, welches nicht lesen und schreiben konnte und in die Religionsgeheimnisse nicht geweiht war, auf diese Weise die Bekehrung eines Volkes so gut begonnen hatte.

Dieser Knabe, der erste Apostel jener Inseln, ist dort verblieben und es ist gewiß, daß er den evangelischen Arbeitern, die von Spanien abgereist, um das Wort Gottes dorthin zu bringen, eine sehr ersprießliche Hülfe leisten wird; denn er ist jetzt wohl mit der Sprache und den Sitten dieser Völker genau bekannt.

21.

Geistlicher Zuspruch in der Todesstunde.

Nirgends zeigt sich die Gewalt der Religion bewunderungswürdiger und erhabener als in den Wirkungen, welche je durch den Mund eines frommen Priesters auf gänzlich verwahrloste Gemüther, auf Verbrecher vor dem Blutgerüste ausübt. Ein merkwürdiges Beispiel der Art sah man zu Draguignon, wo ein junger Priester, Abbe Paul, wahrhafte Wunder der Bekehrung wirkte. Sein heiliger Beruf führte ihn zu zwei Verurtheilten, deren Verbrechen ein Bild der abscheulichsten Leidenschaften, einer tiefen Verruchtheit und eines gräßlichen Verfalls darstellten. Verführer zweier Schwestern, hetzte M. die eine gegen die andere auf, und in der unterirdischen Gruft einer Kirche war es, wo er Franziska dahin

brachte, ihn von ihrer Nebenbuhlerin nebſt dem Kinde, das ſie unter dem Herzen trug, zu entledigen. Ihr Benehmen während den Debatten ließ keine Reue hoffen; allein die Worte eines guten Prieſters drangen in die Seele, und eine unerwartete Aenderung ging darin vor. Wir leſen die nachfolgenden Details in einem Blatte, das der Religion nichts weniger als hold iſt. „Die beiden Verurtheilten begehrten eine Unterredung mit dem Staats-Prokurator, und auf deſſen Befehl begab ſich ein Subſtitut in das Gefängniß; ihn begleitete der Gefängnißprediger. Franziska hielt ein Kruzifix in der Hand und betete mit Inbrunſt. Beim Anblicke des Abbe Paul, ihres Tröſters, trat ein Lächeln auf ihre Lippen; ſie näherte ſich dem Beamten und ertheilte ihm über ihr Verbrechen alle nähern Aufſchlüſſe, welche die Juſtiz früher nicht von ihr erhalten konnte. Jetzt iſt ſie nicht mehr das junge Mädchen, das auf der Anklagebank von den Leidenſchaften bearbeitet ſaß, welches gegen ihre Mitſchuldigen verirrte Blicke warf, worin ſich Liebe, Eiferſucht, Drohung, Rachſucht malten; ſie iſt ruhig, ergeben, ihr Geſicht hat wieder die reine Farbe der Jugend bekommen. Ich verzeihe dem M. von Herzen, ſprach ſie, und werde es ihm ſagen, ehe ich auf das Blutgerüſt ſteige! Der Beamte fragt, ob ihre Familie Antheil an ihrem Schickſale bezeigt, ob ſie von ihrem Vater Verzeihung erhalten habe. Sie zerfließt in Thränen, dann küßt ſie das Kreuz und antwortet: Sie haben mir alle verziehen. — Der andere Verurtheilte las in einem Gebetbuch. Der Geiſtliche ſchlägt ſeinen Arm um den Hals dieſes M., deſſen Name allein Entſetzen erregt, und ermahnt ihn mit ſanfter tröſtender Stimme.

Unter Thränen bezeigt dieſer ſeine aufrichtige Reue, und klagt ſich kummervoll an, ſeine Mitſchuldige zum Tode gebracht zu haben. Der Beamte fragt ihn, ob dieſes Leſen ihn tröſte? Gar ſehr, mein Herr, antwortete M., indem er das Buch an ſein Herz drückt; ich fühle mich ſehr glücklich, wieder ſolche religiöſe Gedanken bekommen zu haben. Franziska und Magdalena haben mir verziehen; Gott verzeiht mir! Ich verlaſſe das Leben gerne! und ſeine Augen warfen einen dankbaren Blick auf den Abbe Paul. Der Tag zur Hinrichtung iſt herangekommen. Sie brauchen einen ganzen Tag, um die bittere Reiſe auf einem Karren neben dem Todesinſtrument zu machen. Aber der Abbe Paul hat zwiſchen ihnen Platz genommen. Endlich ſind die Verurtheilten im Gefängniſſe angekommen, wo ſie ihre letzte Nacht zubringen ſollen. Die ganze Nacht brachte Franziska, von zwei Frauen umgeben, im Gebete zu. M. war in Andacht verſunken. — Am folgenden Tag öffnet ſich das Gefängniß und der Zug ſetzt ſich in ernſter Stille in Bewegung. M. beſteigt zuerſt das Schaffot. Er wird von Abbe Paul begleitet und ſpricht mit ſterbender Stimme: „Väter und Mütter, möge mein trauriges Ende euch lehren, über die Aufführung euerer Kinder zu wachen! Wir ſterben jung, und wir haben es verdient; wir waren keine Böſewichte, aber die Leidenſchaft verblendete uns. Wir empfehlen uns euerem Gebet“. Jetzt kömmt er aus den Armen des jungen Geiſtlichen in die Hände des Scharfrichters. „O mein Gott, ruft er aus, dir empfehle ich meine Seele!“ Und im Augenblick darauf iſt er nicht mehr. Man läßt Franziska vorantreten, die einige Schritte weit zurückgeblieben war. „Ach es iſt geſchehen,“ ſchreit

das junge Mädchen, indem sie dem Geistlichen in die Arme fällt. Auf dem Blutgerüste will sie sprechen, vermag es aber nicht; nur die Worte bringt sie hervor: „Betet für mich! Gott empfange meine Seele“. In diesem Augenblicke war in der That die Kirche mit Gläubigen angefüllt, die für die Unglücklichen beteten.

22.

Hugo von Lincoln.

Hugo von Lincoln stammte aus Burgund, und gehörte einer sehr geachteten Familie an. Mit größtem Eifer lag er von zarter Jugend an den Wissenschaften ob; um alle sinnlichen Regungen in sich zu überwinden, trat er in den strengen Orden des heiligen Bruno. Als er zum Bischofe von Lincoln erwählt wurde, suchte er vor Allem seiner Kirche durch Lehre und Beispiel und Anstellung würdiger Männer zu dem wahren geistlichen Stande zu verhelfen. Bei allen Liebeswerken, die er verrichtete, verläugnete er nie die Demuth; auf seinen Wanderungen scheute er sich nie, die Krankenhäuser zu besuchen und die Kranken zu umarmen. Sein Kanzler bemerkte ihm einstmals: „Aber der heilige Martin hat einen Aussätzigen durch einen Kuß geheilt, bei Euch erfolgt nichts von der Art“. Da erwiederte Hugo: „Martins Kuß heilte den Leib des Siechen; der Kuß des Siechen heilt aber meine Seele“. Er lebte als Bischof höchst einfach und sparsam für seine Person; als er aber eine Kirche zu Ehren Gottes erbaute, konnte sie ihm der Baumeister nicht prachtvoll genug machen.

So oft er hörte, einer ſeiner Feinde und Verfolger ſei geſtorben, eilte er zu deſſen Begräbniß, wollten ihn etwa ſeine Diener durch Beſorgniß vor Nachſtellungen zurückhalten, ſo erwiederte er: „Sobald Ketten an meinen Füßen mich an meinem Wandel hindern, will ich es glauben“. Wenn man von den Schrecken des Todes ſprechen wollte, hörte man ihn ſagen: „Schlimm genug, wenn wir nicht ſterben könnten!“ Als an ſeinem Krankenlager einer ſagte: „Du warſt lange Zeit Richter über Viele, Biſchof und Bevollmächtigter des Papſtes; beichte nun, wie manchen du aus Liebe oder Haß ungerechter Weiſe geholfen oder geſchadet haſt“, antwortete Hugo: „Mein Gewiſſen klagt mich nicht an, daß ich je aus Liebe oder aus Haß, um Furcht oder Hoffnung willen, oder was immer es wäre, von dem Rechte abgewichen ſei; iſt es aber dennoch geſchehen, ſo geſchah es entweder aus eigener Unwiſſenheit oder durch Schuld meiner Mitrichter“.

Als er zum Sterben kam, umſtanden alle Prieſter ſein Lager. Da breitete er ſegnend über eines jeden Haupt ſeine Rechte, ließ nach verrichtetem Gebete Aſche in Kreuzesgeſtalt auf den Boden ſtreuen, ſich darauf legen und verſchied.

Bei ſeinem Begräbniſſe trugen die Könige von England und Schottland und viele Grafen die Bahre bis an die Domkirche, in das Innere derſelben drei Erzbiſchöfe und dreizehn Biſchöfe. Man ſah hierin eine gerechte Vergeltung Gottes jener Liebe, in der der Biſchof ſo manchen Todten begraben hatte.

23.

Eine Kinderprozession.

Am 3. Dezember 1800 Morgens haben die Bewohner in der Gegend von St.Wolfgang bei Hohenlinden nicht vermuthen können, daß es Mittags um ihre ruhigen Hütten herum so stürmisch hergehen werde zwischen den Kaiserlichen und den Franzosen. Sie schickten daher, wie gewöhnlich, ihre Kinder in die Schule zum Klausner, welcher von ihren Einödhöfen zwei bis drei Stunden Wegs entfernt, im Walde wohnte. Und nach gehaltener Morgenschule saßen die Kinder Mittags ganz ruhig in der Stube und verzehrten mit gutem Appetit ihr Mittagsbrod, das sie von Hause mitgenommen hatten, und dachten an nichts. Da hörte man auf einmal in der Nähe Piff! Paff! und aus der Ferne Pumm! Pumm! Und der Klausner, der gleich vermuthete, was das bedeute, ging hinaus, und sah und hörte nun zu seinem Schrecken, daß das Treffen schon nahe sei und die Kinder nicht mehr in ihre Heimat zurückkehren könnten. In der Angst seines Herzens faßte er einen Entschluß, der wohl der beste war, den er in dieser bedrängten Lage fassen konnte. Er holte das Kruzifix aus dem Kirchlein und stellte die Kinder Paar und Paar auf, und so zog er mit den Kleinen, das Zeichen des Friedens an der Spitze, an Panduren und Franzosen vorbei, und die wilden Menschen thaten den Kindlein nichts zu Leide und ließen sie fürder ziehen in Frieden. Und so kamen sie glücklich in St.Wolfgang an, wo die armen Waislein von den Einwohnern freundlich aufgenommen und verpflegt wurden, bis ge-

gen Abend die Eltern kamen und sie heimführten. Die Eltern vergaßen des Jammers, den sie hatten, daß ihre Hütten geplündert waren, ob der Freude, daß keines von ihren Lieben verloren sei.

24.

Eine Inquisition.

Inquisition! — mit diesem Namen verbinden viel aufgeklärte Leute Vorstellungen von finstern Kerkern, blutigen Foltern und schrecklichen Scheiterhaufen. Denn keine Erscheinung der Geschichte des Mittelalters ist so sehr auf Kosten der Wahrheit entstellt und mit Zuthaten von Lüge ausgestattet worden. Auch wir wollen die Inquisition nicht loben, wünschen vielmehr mit dem heiligen Augustin, daß die Ketzer nicht getödtet, sondern auf dem Wege der Buße und Zucht gebessert worden wären, aber wir behaupten, gestützt auf die Ergebnisse gründlicher Geschichtforschung, daß die Inquisition keineswegs jenes schändliche Ungeheuer war, als welches sie in Romanen, Theaterstücken und neueren Geschichtswerken eine Rolle spielt.

Die Kirche hielt es zu allen Zeiten für ihre Pflicht, Irrthümer zu bekämpfen, hartnäckig Irrende aber aus ihrer Gemeinschaft auszuschließen. Diese Pflicht ist schon einfach Gebot der Selbsterhaltung. Was würde denn aus der Kirche werden, wenn sie alle möglichen Ansichten und Meinungen auf ihren Namen gelten ließe, wenn sie Leute, die ihre Lehren und Satzungen ausdrücklich

verwerfen, noch als ihre Mitglieder anſehen und gedulden wollte? Niemals jedoch machte die Kirche von ihrem Rechte Gebrauch, ohne die Irrenden zuvor gemahnt, belehrt und, wo dieſes nicht half, mit den ihr zu Gebote ſtehenden Mitteln beſtraft zu haben. In den erſten Jahrhunderten waren dieſe Strafen nur kirchliche. Als der Staat ſeit Konſtantin dem Großen chriſtlich geworden war, fügten die Kaiſer den Kirchenſtrafen gegen hartnäckige Ketzer auch bürgerliche Strafen hinzu, theils um Unruhen abzuhalten, welche oft durch neue Irrlehren entſtanden waren, theils um die Kirche gegen ihre offenen und erklärten Feinde zu ſchützen. Denn daß ſolche Irrlehren keineswegs bloß unſchuldige, harmloſe Meinungsverſchiedenheiten waren, ſondern häufig zu thätlichen Angriffen auf die alte Kirche führten, davon liefert die Kirchengeſchichte nicht wenige Beiſpiele. (Man denke an die Exzeſſe der Circumcellionen, Arianer u. A.) Auch in ſeinem eigenen Intereſſe kann der Staat nicht gleichgültig gegen die Religion ſeiner Mitglieder ſein. Es hat Sekten gegeben, deren unſittliche oder kommuniſtiſche Lehren die Fundamente aller geſelligen Ordnung zerſtörten, während eine Religion, die Gehorſam gegen die Obrigkeit, Selbſtverläugnung und thätige Nächſtenliebe predigt, offenbar der mächtigſte Pfeiler der Staatsordnung iſt. Wenn daher die Kaiſer ſeit Konſtantin den kirchlichen Strafen auch bürgerliche hinzufügten, ſo mögen ſie ebenſowohl das Intereſſe des Staates als der Kirche im Auge gehabt haben. Die erſte Todesſtrafe gegen Ketzer verhängte Kaiſer Maximus, als er zu Trier die Häupter der unzüchtigen Prisziliianiſten hinrichten ließ (385). Laut tadelten jedoch die großen Biſchöfe je-

ner Zeit: Ambroſius, Martin von Tours u. A. ſo hartes Verfahren, und die Anſicht des heiligen Auguſtinus, daß man die Irrlehrer nicht tödten, ſondern durch Strenge der Zucht beſſern ſolle, behauptete ſich bis in die Zeiten des Mittelalters. Bei der innigeren Verbindung von Kirche und Staat galt nunmehr ein Angriff gegen die Religion auch als Hochverrath gegen den Staat und von dieſem wurde geächtet, wer von der Kirche ausgeſtoßen war. Erſt jetzt iſt von Inquiſition im gewöhnlichen Sinne die Rede. Mit Unrecht wird Papſt Innozenz der Dritte als Gründer derſelben bezeichnet. Innozenz traf nur vorübergehende Maßregeln gegen die Ketzer von Südfrankreich; eigentliche Inquiſition als bleibendes Glaubensgericht wurde erſt im Jahre 1229 auf der Synode zu Toulouſe angeordnet. Ihre weſentlichſten Beſtimmungen waren folgende: 1. Jeder Biſchof ſoll in ſeinen Pfarreien einen Prieſter und etliche rechtſchaffene Laien verpflichten, den Irrlehrern und ihrem Anhang nachzuforſchen und bei geiſtlicher und weltlicher Behörde Anzeige zu machen. 2. Wer einen Ketzer wiſſentlich verbirgt, ſoll ſein Beſitzthum verlieren. 3. Das Haus, worin ein Ketzer verſteckt gefunden wird, ſoll niedergeriſſen werden. 4. Damit kein Unſchuldiger beſtraft werde, ſoll über Niemanden eine Strafe verhängt werden, bevor ſeine Sache von dem Biſchofe unterſucht und entſchieden worden.

Dieſe Verordnungen mögen auf den erſten Blick hart erſcheinen, will man aber ein unparteiiſches Urtheil fällen, ſo muß man die vorausgegangenen Umſtände kennen lernen. Der Albigenſerkrieg hatte gezeigt, mit welcher gefährlichen Klaſſe von Ketzern man es damals

zu thun hatte. Da wurde nicht, wie früher, etwa der eine oder andere Glaubenssatz geläugnet, nein: Grundsätze wurden gepredigt, welche staatliche und sittliche Ordnung von Grund aus zerstören. Während Einige die Ehe für Hurerei erklärten, ergaben sich Andere allen Ausschweifungen der Fleischeslust ohne Abscheu; der Mensch sei ja nicht aus Gott, sagten sie, sondern aus der Sünde. Viele läugneten die Unsterblichkeit, oder die Willensfreiheit des Menschen. Aus ihrer Verachtung des Gottesdienstes erklärt es sich, daß sie nicht selten christliche Kirchen schändeten, ja zerstörten, Priester mißhandelten, und selbst den Legaten des Papstes, Peter von Kastelnau, meuchelmörderisch tödteten.

Solcher Art waren die Ketzereien, gegen welche die Inquisition errichtet wurde. Was würde heutzutage mit Sekten von so gefährlichem Charakter geschehen? Kann es dem dritten Laterankonzil verargt werden, wenn es die Obrigkeiten auffordert, mit aller Strenge gegen die Ketzer einzuschreiten, da sie sich nicht mehr still und verborgen hielten, sondern ihre Irrlehren veröffentlichten, Schwache und Einfältige verführten, gegen die Gläubigen grausam seien, weder Kirchen noch Klöster, weder Wittwen noch Waisen, weder Greise noch Knaben, weder Alter noch Geschlecht schonten, sondern mit heidnischer Wildheit Alles zerstörten, verachtend kirchliche Zucht und Strafe".

Die auf der Synode zu Toulouse eingesetzte Inquisition war Anfangs den Bischöfen, später den Dominikanern übertragen, welche allenthalben, wo es nöthig schien, Tribunale errichteten. Daß es aber wirklich an vielen Orten nöthig schien, sehen wir aus der Einfüh-

rung der Inquiſition durch weltliche Fürſten in ihre Staaten, und zwar nicht etwa bloß durch einen heiligen Ludwig in Frankreich, ſondern auch durch einen Friedrich den Zweiten, den Hohenſtaufen, dem ſicher an der Reinerhaltung des Glaubens wenig gelegen war.

Dieſes ſind die weſentlichſten Thatſachen aus der Geſchichte der kirchlichen Inquiſition. Ganz verſchieden von dieſer war die ſpaniſche Staatsinquiſition, eine rein politiſche Anſtalt. Es gab in Spanien von Alters her zahlreiche Juden. Schon unter den weſtgothiſchen Königen hatten ſie Reichthum und Macht erlangt. Viele waren Beamte, ſogar Haushofmeiſter der Könige geworden, ſehr viele kamen als Aerzte in alle Familien; einige gelangten ſogar zur Regierung als Finanzminiſter und Günſtlinge der Könige. So war es ihnen leicht, unter den Chriſten Proſelytenmacherei zu treiben, und ſie trieben ſie im Großen. Noch gefährlicher aber waren die heimlichen Juden, welche ſich hatten taufen laſſen, um als maskirte Chriſten ihre Pläne deſto leichter auszuführen. (Man nannte ſie Maranos.) Schon unter dem Weſtgothenkönige Egika hatten ſie ſich verſchworen, im Bunde mit den Sarazenen den chriſtlichen Thron zu ſtürzen und ein neues Jeruſalem zu gründen. König Egika entdeckte den Plan und ſtrafte die Schuldigen. Unter der Herrſchaft der Araber erholten ſie ſich wieder, wurden in den ſpätern, chriſtlichen Reichen ſehr zahl- und einflußreich, ſchlichen ſich in geiſtliche Aemter, ſelbſt auf biſchöfliche Stühle ein, gelangten zu hohen Ehrenſtellen, heiratheten in die beſten Familien, und benützten alle dieſe Verhältniſſe, um das Chriſtenthum und die ſpaniſche Nationalität zu untergraben. Es iſt gewiß be-

zeichnend, wenn sie im Jahre 1473 sogar die Festung Gibraltar durch Geld in ihre Hände zu bringen suchten. Wiederholte Klagen gegen die verkappten Juden waren laut geworden, als sich Ferdinand und Isabella entschlossen, in Kastilien, wo die alte kirchliche Inquisition eingegangen war, eine neue zu errichten (1478). Außer den getauften Juden (denn die ungetauften standen nicht unter der Inquisition) wurden bald auch die Moriscos, d. h. die nach der Eroberung Granada's gewaltsam bekehrten Muhamedaner unter die Aufsicht der Inquisition gestellt. Daß diese spanische Inquisition kein kirchliches, sondern wesentlich ein politisches Institut war, wird neuerdings selbst von bedeutenden protestantischen Geschichtsschreibern zugestanden. So äußert sich Ranke: „Irre ich nicht ganz, so ergibt sich, daß die Inquisition ein königlicher, nur ein mit geistlichen Waffen ausgerüsteter Gerichtshof war. Erstens waren die Inquisitoren königliche Beamte. Die Könige hatten das Recht, sie einzusetzen und zu entlassen; wie andere Behörden unterlagen auch die Inquisitionshöfe den königlichen Visitationen. Zweitens fiel aller Vortheil von den Konfiskationen dieses Gerichtes dem Könige anheim. Drittens war erst hierdurch der Staat vollkommen abgeschlossen; der Fürst bekam ein Gericht in die Hand, dem sich kein Großer, kein Erzbischof entziehen durfte. Wie demnach das Gericht auf der Vollmacht des Königs beruht, so gereicht seine Handhabung zum Vortheile der königlichen Gewalt". Aehnlich urtheilt Leo: 'Isabella wußte durch die Inquisition, die ein ganz von ihr abhängendes geistliches Institut, gegen Laien und Geistliche zugleich gerichtet war, den Adel und die Geistlich-

keit von Kastilien zu beugen". Der französische Geschichtschreiber Guizot erklärt die Inquisition für ein mehr politisches als religiöses Institut, weit mehr dazu bestimmt, die Staatsordnung aufrecht zu halten, als den Glauben".

Schon aus diesen Aussprüchen anerkannter Geschichtforscher unserer Tage erhellet, was von den Schmähungen zu halten sei, womit die Kirche wegen der Inquisition überhäuft wird. Gehen wir aber zur nähern Würdigung dieses Institutes selbst über, so erscheint Vieles in einem ganz andern, als dem gewöhnlichen Aufklärungslichte. Jede Erscheinung in der Geschichte muß nach dem Zeitalter und den Zuständen beurtheilt werden, unter welchen sie hervortrat, ebenso die spanische Inquisition nach den Grundsätzen jener Zeit, nicht nach denen des neunzehnten Jahrhunderts. Damals galt der Satz: Cuius est regio, illius et religio allgemein, nicht nur in Spanien, sondern auch in allen protestantischen Staaten. Wir erinnern nur an die Pfalz, deren Bewohner, je nach der Religion ihres Landesherrn bei schweren Strafen gezwungen wurden, bald lutherisch, bald kalvinisch zu werden. Deßgleichen waren die peinlichen Gerichtsordnungen des Mittelalters durchgehends viel strenger und blutiger als heutzutage. Wir staunen über die Härte der Karolina (peinliche Halsgerichtsordnung Karls des Fünften), worin nicht nur Gotteslästerung und Zauberei, sondern selbst wiederholter Diebstahl mit dem Tode, Sodomie mit Feuer u. s. w. bestraft wurde; und doch war diese Karolina schon eine Milderung gegen früher geltende Rechte.

Was die Strafbarkeit der Ketzerei belangt, so waren

die Anſichten der Proteſtanten in dieſem Punkte eben ſo ſtreng, wo nicht ſtrenger, als diejenigen der Katholiſchen. So wurde Michael Servet auf Antrag Kalvins wegen ſeiner Ketzerei in der Dreieinigkeitslehre an langſamem Feuer gebraten. So wurde der Wiedertäufer Felix Manz auf Zwingli's Veranlaſſung erſäuft. So wurde Valentin Gentilis als Antitrinitarier in Genf enthauptet, der Kanzler Krell wegen des Kalvinismus mit Schadenfreude gemartert und enthauptet, Henning Brabant wegen vermeintlichen Teufelsbundes furchtbar verſtümmelt und zu Tode gemartert, ja in dem kleinen Gebiete der Reichsſtadt Nürnberg wurden von 1577 bis 1617 gegen dreihundertſechsundfünfzig der Ketzerei und Zauberei verdächtige Perſonen hingerichtet, und dreihundertfünfundvierzig geſtäubt und verſtümmelt. War dieſe bei den Proteſtanten geübte Inquiſition etwa milder als die ſpaniſche?

Was die großen Zahlen der von der ſpaniſchen Inquiſition Gerichteten und Verurtheilten angeht, ſo ſind dabei Hexen und Zauberer miteingerechnet, welche aber nicht bloß in Spanien, ſondern auch in Deutſchland, und nicht bloß von den Katholiſchen, ſondern ebenſowohl von den Proteſtanten verfolgt worden ſind. Im Jahre 1781 hat die ſpaniſche Inquiſition das letzte Todesurtheil geſprochen und im Jahre 1782 hat ein proteſtantiſches Gericht im Schweizerkanton Glarus eine Hexe verbrannt. Außer den Hexen und Zaubereien gehörten zu den von der Inquiſition Gerichteten auch Sodomiten, in Vielweiberei Lebende, Geiſtliche, welche heiratheten, Beichtväter, welche ihre Beichttöchter verführten, Gotteslästerer, Kirchenräuber, Wucherer, in Kriegs-

zeiten ſogar Schmuggler, ferner Verfertiger von Liebestränken, und Andere, die den Aberglauben des Volkes ausbeuteten. Wenn nun die Zahl aller von der Inquiſition während dreihundertdreißig Jahren ihres Beſtandes zum Tode Verurtheilten von Llovente auf dreißigtauſend angegeben wird, ſo muß davon die Summe der wegen oben genannter Verbrechen Gerichteten in Abzug kommen, ſo daß die Anzahl der wegen Ketzerei Verurtheilten weniger auffallend bleibt, beſonders wenn man damit die Zahlen der verbrannten Hexen, ſelbſt im proteſtantiſchen Deutſchland vergleichen wollte. Wurden ja in der kleinen proteſtantiſchen Stadt Nördlingen binnen drei Jahren (1590—93) zweiunddreißig Hexen verbrannt; ſo daß Adolph Menzel wohl mit Recht bemerkt: „Geſpenſter und Teufelswahn erfüllte anderthalb Jahrhunderte (in Deutſchland) unantaſtbar die Köpfe und mehr als in Spanien Ketzer wurden in Deutſchland Zauberer und Hexen verbrannt“. —

Viel wird auch von den grauſamen Foltern der Inquiſition geſprochen, als ob die Inquiſition ganz allein dieſes Qualinſtrumentes ſich bedient hätte. Allein die Folter war damals auch bei allen weltlichen Gerichten und in allen Ländern gebräuchlich.

Wenn die Inquiſition häufig ein Produkt der römiſchen Glaubenstyrannei genannt wird, ſo iſt dagegen zu erinnern, daß gerade die Päpſte dieſer Anſtalt wenig geneigt waren, und ſie zu beſchränken ſuchten. Sie haben wiederholt die Inquiſitoren zur Milde gemahnt, Gnadenerlaſſe für Verfolgte gewährt, Verurtheilten und deren Nachkommen ihr Vermögen gerettet, ſogar Inqui-

ſitoren exkommunizirt. * Wenn ferner die Inquiſition als eine Fang- und Haſchanſtalt geſchildert wird, welche beim geringſten Verdachte ihre Schlachtopfer erfaßte, ſo beweist die Inquiſitionsordnung gerade das Gegentheil. Stets wurde vor Beginn des Verfahrens eine Gnadenfriſt geſtattet. Wer innerhalb derſelben ſich freiwillig ſtellte und Buße that, wurde freigeſprochen und nur mit milden Strafen belegt. Die Erlaſſung von Haftbefehlen war an viele Beſchränkungen gebunden. Niemand durfte eingezogen werden, wenn ſein Vergehen nicht durch hinlängliche Beweiſe außer Zweifel war. Geheime Verhaftungen durch die Inquiſition hat es nur in Romanen gegeben. Vom Verhör war jede Parteilichkeit, jede Willkühr und Mißhandlung durch eine Reihe geſetzlicher Beſtimmungen ausgeſchloſſen. Das Urtheil endlich bedurfte, um rechtskräftig zu ſein, der Reviſion und Beſtätigung der oberſten Behörde, des Großinquiſitors, welcher zuvor noch die Gutachten der Konſulenten einholen mußte.

Kommen wir nun zum Schlußpunkt des Inquiſitionsprozeſſes, dem Auto da Fe, d. h. Glaubensakt (actus fidei) ſo ſtellt man ſich dieſes gewöhnlich als ein ſchreckliches Feuer vor, welches ſpaniſche Kannibalen umlagern, ſich an dem Röſten und Braten einiger Aufge-

* Das Gleiche gilt auch von der kirchlichen Inquiſition. Zugegeben, daß manche Inquiſitoren in menſchlicher Leidenſchaft ihre Befugniſſe grauſam mißbrauchten, ſo haben doch die Päpſte ſolche Uebertreibungen nicht gebilligt, ſondern verworfen. Als Beiſpiel dient Konrad von Marburg, welcher von Gregor dem Neunten als päpſtlicher Inquiſitor für Deutſchland beſtellt, ſich unnöthige Grauſamkeiten erlaubte. Als er hierauf zu Rom verklagt worden, widerrief Gregor der Neunte alle ihm ertheilte Vollmachten und tadelte nur, daß man ſo lange zu deſſen Treiben geſchwiegen habe.

klärten zu weiden. Es hat aber gar viele Autos da Fe gegeben, bei denen nichts brannte, als die Kerze, welche der Reuige zum Zeichen des ihm wiederaufgegangenen Glaubenslichtes in der Hand trug. In den meiſten Fällen waren die Autos Akte der Freiſprechung und öffentlichen Buße. Bei dem großen Auto da Fe zu Toledo im Jahre 1486 wurden nach Llorente's Bericht nicht weniger als ſiebenhundertfünfzig Schuldige beſtraft. Allein von allen dieſen ſiebenhundertfünfzig, ſo meldet die Geſchichte, wurde nicht ein Einziger hingerichtet, ihre Strafe war nur öffentliche Kirchenbuße. Ein zweites großes Auto da Fe fand am 2. April desſelben Jahres wieder zu Toledo ſtatt. Dießmal war die Zahl der „Schlachtopfer" neunhundert, und von dieſen neunhundert — ſo meldet die Geſchichte — wurde kein Einziger mit dem Tode beſtraft. Und ſo endigten von allen Inquiſitionsprozeſſen, welche Lloreute erzählt, äußerſt wenige mit dem Tode der Schuldigen, und doch hat Llorente bekanntlich nichts verſchwiegen, was Schlimmes und Schreckliches von der Inquiſition zu melden war. *

Ein Anhängſel des Auto da Fe war der gleichfalls berüchtigte Sanbenito, zu deuſch: Bußſack (sacco bendito), eine Art Mönchsgewand von gelblicher Farbe. Bekanntlich hatte das Tragen eines Bußkleides im Mittel-

* Llorente's Zahlenangaben verdienen, wie Hefele nachweist, nur geringen Glauben. Llorente war ſpaniſcher Prieſter, der ſich unter Napoleon dazu hergab, das Aufhebungsdekret der ſpaniſchen Klöſter auszuführen und ſich bei dieſem Raubzuge bereicherte. Er verlor ſeine Güter wegen Unterſchlagung von 11,000,000 Realen. Ein Mann von ſolchem Charakter verdient wohl auch als Geſchichtſchreiber wenig Glauben.

alter mehr Erbauliches als Beſchimpfendes. Kaiſer und Könige, wie Theodoſius der Große, Ludwig der Heilige, ſtiegen vom Trone, um in Sack und Aſche öffentlich Buße zu thun. War aber jener Sanbenito bei hartnäckigen, dem weltlichen Arm' übergebenen Ketzern, ſogar mit allerhand Flammenbildern und Fratzen verziert, ſo hatte eben Spanien dieſe Art von Armenſünderkleidung, wie man anderswo eine andere hat.

Wenn nun dieſe Thatſachen das Urtheil über die Inquiſition zu mildern geeignet ſind, ſo bleibt aber doch ein Vorwurf zurück, welchen die Aufklärung des neunzehnten Jahrhunderts nicht gerne fallen läßt: die Inquiſition habe den Geiſt des ſpaniſchen Volkes gelähmt und allen Fortſchritt der Kultur und Wiſſenſchaft unterdrückt. Indeſſen iſt gerade dieſer Vorwurf nicht viel mehr als bloße Redensart, denn merkwürdiger Weiſe fällt gerade die Glanzperiode der ſpaniſchen Literatur vom Ende des fünfzehnten bis Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts, die Zeit der weltberühmten Dichter Cervantes, Lope de Vega, Calderon, mit der Blüthezeit der Inquiſition zuſammen. Zwar führt Llorente einhundertachtzehn Gelehrte auf, welche vor die Inquiſition geſtellt wurden; allein er ſelbſt muß zugeſtehen, daß keinem derſelben ein Haar verſengt worden iſt.

„Nach allen dieſen Bemerkungen“ — ſo ſchließen wir mit den Worten Hefele's „ſind wir weit entfernt, der Inquiſition das Wort reden zu wollen, vielmehr beſtreiten wir der weltlichen Gewalt durchaus die Befugniß, das Gewiſſen zu knebeln, und ſind von Herzensgrund jedem ſtaatlichen Regierungszwang abhold, mag er von einem Torquemada in der Dominikanerkutte oder

von einem Bureaukraten in der Staatsuniform ausgehen. Aber das wollten wir zeigen, daß die Inquisition das schändliche Ungeheuer nicht war, wozu sie Parteileidenschaft und Unwissenheit häufig stempeln wollten.

25.

Ostern in Rom.

Das Erhabene, Majestätische, Himmlische des Ostertages in Rom läßt sich mehr fühlen, als beschreiben. All das Großartige des katholischen Gottesdienstes konzentrirt sich wie in einem Brennpunkte in dem päpstlichen Pontifikatamte in St. Peter die erhabenen Fürsten der Kirche, mit dem Kardinalspurpur geschmückt; die Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe, alle mit den Insignien ihrer Würde, versammelt um den Thron des heiligen Vaters, dem sie ihre Verehrung bezeigen, dem alle als ihrem und der Kirche Oberhaupte und Statthalter Jesu Christi durch Hände- und Fußkuß ihre Unterwürfigkeit und Huldigung darbringen; die durch eine besondere Auszeichnung des heiligen Vaters zu Assistenten des päpstlichen Thrones gewählten Bischöfe, die gewöhnlich aus den verschiedenen Nationen der Erde genommen, auf den Stufen dieses Thrones herumsitzen, und die Einheit und Allgemeinheit der Kirche schön versinnbilden; der Ritus, die Epistel und das Evangelium zuerst lateinisch, dann von einem Priester der orientalischen Kirche auch in griechischer Sprache abgesungen, und die Bischöfe des griechischen, armenischen und maronitischen

Ritus, die unter den Biſchöfen der lateiniſchen Kirche ihren Platz haben und vor aller Welt am Throne des Papſtes ihre Einheit mit Rom darſtellen; die weltlichen Fürſten Roms, welche um den Thron des heiligen Vaters ſtehen, und die weltliche Gewalt repräſentiren, die von Gott beſtimmt iſt, nicht die Herrin, ſondern die treue eifrige Beſchützerin der Kirche zu ſein; der herrliche Altar, welcher gebaut über dem Grabe des Fürſten der Apoſtel, der da iſt der unverrückbare Grundſtein, auf welchen der Herr den großen Bau ſeiner Kirche errichtet, zur ſchwindelnden Höhe emporragt unter der rieſigen Peterskuppel, die herrlichen Töne des Kirchengeſanges, durch die erſtaunlichen Höhen des Rieſen-Domes wirbelnd; der Glanz der prieſterlichen Gewänder und die Koſtbarkeit der zum heiligen Opfer dienenden Gefäße; der Vater der ganzen Chriſtenheit als Opferprieſter am Altare, durch ſein ehrwürdiges hohes Alter und ſeine höchſt würdevolle Haltung und ſeine tiefe Rührung bei Verrichtung der heiligen Funktionen ſelbſt dem Akatholiken Verehrung abnöthigend; alles dieſes zuſammen vereiniget mit der frohen religiöſen Stimmung, welche das hohe Oſterfeſt ſchon an und für ſich im gläubigen Gemüthe hervorruft, ergreift das chriſtliche Herz mit ſolcher Kraft, daß es mit den ſchwerſten Ketten an die Welt und ſein eigenes Ich gefeſſelt ſein muß, wenn es ſich in dieſer Stunde nicht zum Göttlichen hinauf gezogen fühlt.

Die zwei wichtigſten Momente des heiligen Opfers, die Wandlung und die Kommunion, ſind natürlich auch die ergreifendſten der ganzen heiligen Handlung. Vielleicht nahezu einhunderttauſend Menſchen drängen ſich

in den weiten, immer noch nie ausgefüllten Räumen der Peterskirche umher. Das Geräusch der hin- und herwogenden Menge, und das leider nur gar zu laute und ungenirte Geplauder Vieler gleichet dem fernen Rauschen eines Stromes. Auf einmal aber wird es stille. Das Hin und Herströmen der großen Menschenmasse höret auf; Alles bleibt stehen. Aller Augen sind nach dem Altare gewendet; es ist der Augenblick der Wandlung. Der heilige Vater, von diesem feierlichen Momente so ergriffen, daß er hie und da etwas einhalten muß, erhebt die heiligen konsekrirten Gestalten, kehrt sich mit denselben langsam und feierlich nach allen Seiten: Alle sollen das Wunder schauen, und die ganze Welt in die Anbetung des Lammes Gottes einstimmen. Und alle die Tausende liegen auf ihren Knieen, selbst kalte Protestanten fühlen sich in diesem Augenblicke von einer unwiderstehlichen Kraft zu Boden gezogen. Der Chor schweigt, die menschliche Stimme ist zu schwach, das große Wunder dieser Liebe zu preisen: es ist feierlicher Posaunenschall, der von einem Balkone über dem Hauptthore der Kirche in einem erhebenden Adagio diesen heiligen Augenblick verkündet. Ich glaube nicht, daß Posaunen je eine größere Wirkung hervorbringen können, als am Ostertage in der Peterskirche in Rom im Augenblicke der Aufwandlung der heiligen Gestalten. Wie die Posaunen des letzten Tages in die tiefsten Tiefen dringen, und die Todten wieder ins Leben zurückrufen, so erschüttern diese Posaunen das Innerste der Herzen. Weh der Seele, die schon so tief ins Grab des geistigen Todes hinabgesunken ist, daß sie auch in diesem Augenblicke keine Regung eines geistlichen Lebens mehr empfindet!

Rührend und erhaben iſt auch der Moment der heiligen Kommunion. Der heilige Vater verläßt nach dem Agnus Dei den Altar, und begibt ſich zurück auf ſeinen Thron; da kniet er, ſeinen Herrn erwartend. Ein Diakonus trägt ihm den Leib des Herrn, ein anderer das heiligſte Blut entgegen. Beim Annähern des Herrn erhebt ſich der ehrwürdige Greis, geht ihm gleichſam entgegen und genießt ſtehend den Leib und das Blut Jeſu Chriſti, welches letztere er durch ein goldenes Röhrchen aus dem Kelche trinkt. Sowohl den Leib als auch das Blut des Herrn theilt der Papſt mit den ihm aſſiſtirenden Diakonen, und dann erſt empfangen die Kardinäle, welche nicht Prieſter ſind und die weltlichen Fürſten, der Senator Roms und ſeine Rathsherren, die heilige Kommunion aus der Hand des Papſtes. Ein erhabenes Bild! Die ganze Heerde Chriſti, die lehrende und hörende Kirche, Schafe und Lämmer ſind hier würdig repräſentirt, um den oberſten Hirten verſammelt, dem der Erlöſer in Petrus geſagt hat: „Weide meine Lämmer, weide meine Schafe!“

Den impoſanten Schluß zur erhabenen Oſterfeier vor Mittag macht der feierliche päpſtliche Segen.

Es iſt dieſer Moment einer der großartigſten und eindringlichſten in Rom. Selbſt kalte und ungläubige Herzen fühlen dabei die Kraft der Religion, und die Göttlichkeit des Primates. Ein katholiſcher, deutſcher Künſtler lud ſeinen Freund, ebenfalls Künſtler, der zwar Katholik dem Namen nach, in ſeinem Glauben und in allen ſeinen religiöſen Uebungen aber längſt erſtorben war, ein, mit ihm am Oſterſonntag zum päpſtlichen Segen auf den Petersplatz zu gehen. In ſeiner religiö-

ſen Kälte hatte er ſich, obwohl ſchon mehrere Jahre in Rom, noch nie verſucht gefühlt, dieſem heiligen Akte anzuwohnen. Dießmal ging er, nicht des Segens wegen, über den er auf dem Wege dahin manche ſpöttiſche Bemerkung machte, ſondern um die Geſellſchaft ſeines Freundes zu genießen. Auf dem Platze, bevor der heilige Vater in ſeinem Thronſeſſel auf dem Balkon erſchien, ſprach ſein Freund über das ſchöne Bild, welches der Petersplatz in dieſem Momente gebe, und von der erhabenen Wirkung, die es auf das Herz mache, wenn man alle dieſe Hunderttauſende von Menſchen auf einmal auf die Knie fallen ſieht. „Was knien“? meinte der Andere; „es würde mir wohl nicht einfallen, niederzuknien“. Während deſſen erſcheint der Papſt, ſpricht die gewöhnlichen Gebete, breitet ſeine Arme aus, und ſegnet die Stadt und die ganze Welt. Der Künſtler blickt nach ſeinem kalten Landsmanne neben ſich, und ſieht ihn etwas thun, was er ſeit Jahren nie mehr gethan hat, — er ſieht in knien, und das Kreuz machen. Ich führe dieſes Beiſpiel, das mir der Künſtler ſelbſt erzählt hat, im Vorbeigehen an; es würden ähnliche wohl gar viele ſein; denn man muß es in der religiöſen Abgeſtumpftheit weit gebracht haben, wenn man in ſolchen Augenblicken ganz gefühllos bleiben kann.

Der Schluß der ganzen ſchönen Oſterfeier bilden dann noch am Oſterſonntage Abends die Beleuchtung der Peterskirche und der Kuppel, und am Montage Abends das große Feuerwerk von der Engelsburg, zwei großartige Schauſpiele, die man außer Rom nirgends in der Welt finden kann. Es ſind die koſtbaren Freudenfeuer, welche die hocherfreute Kirche am Grabe des

glorreich Erſtandenen anzündet. Wenn bei der letzten Vorſtellung des Feuerwerkes, Scappata genannt, als Krone des Feſtes mehrere tauſend Raketen auf Einmal in die Höhe ſteigen, und die Engelsburg dem Krater eines feuerſpeienden Berges gleichet, und die bunten Feuerſtrahlen durch die Luft fahren, um wie ein gewaltiger Regen über die Engelsbrücke auf die Stadt niederzuſtrömen ſcheinen; da erweitert ſich noch jedes Herz in Freude und Bewunderung, und entzückt ſagt noch der Fremde im Weggehen: Oſtern in Rom! Ach, Oſtern in Rom! —

26.

Die Fürbitte der Mutter Gottes.

Als Gonzalez Pizarro, ein Bruder des berüchtigten Eroberers von Peru, den rebelliſchen Verſuch machte, dieſes große Reich der Herrſchaft Karls des Fünften zu entreißen, aber aufs Haupt geſchlagen und ſein Heer theils gefangen, theils zerſtreut wurde, befand ſich unter den Flüchtlingen ein Mann, der gleichfalls die Abſicht gefaßt, eine große Rolle in der Welt zu ſpielen, ſeines Namens Gundiſalvo von Barzelona, der unter Pizarro die Würde eines oberſten Anführers oder Generals bekleidet hatte. Nachdem er ſich in fremde Gewande verkleidet, einige Tage im dichten Buſchwerk am Saume der Wälder aufgehalten und mit genauer Noth ſein Leben gefriſtet hatte, vernahm er am nächſten Sonntagmorgen die Glockentöne einer ziemlich nahen Kirche und

und fühlte ſich ſo mächtig hingezogen, daß er ſich's nicht verſagen konnte, dem heiligen Opfer anzuwohnen. Unerkannt nnd unbeachtet ſtand er hinter einer Säule und hoffte nach beendigtem Gottesdienſte, in aller Sicherheit weiter zu ziehen. Wie groß jedoch war ſeine Beſtürzung, als jetzt von der Kanzel herab eine Verordnung des Vizekönigs verleſen wurde, welche den ſämmtlichen Rebellen vollkommene Strafloſigkeit verhieß, einen einzigen jedoch, und zwar ihn ſelber, von dieſer Amneſtie ausſchloß und für vogelfrei erklärte. Voll der Sorge, daß der Ausdruck des Schreckens und die Bläſſe des Geſichtes an ihm zum Verräther werden könnte, zog er ſich in eine Niſche zurück, wo ein der heiligen Jungfrau geweihter Altar ſich befand; dort flehte er zur Erde gebeugt, in der Stille aber aus der Tiefe des Herzens zur Mutter der göttlichen Gnade um Rettung aus der ſelbſtverſchuldeten Noth. Da erwachte in ſeinem Herzen plötzlich ein Lichtgedanke, der ſchnell zu ſolcher Kraft gedieh, daß er ſich völlig umgewandelt und von einem großartigen Entſchluſſe ermuthigt fand. Durch Wälder und wenig bewohnte Thäler wandernd, erreichte er glücklich die Hochgebirge der Kordilleras; dort wählte er ſich eine Felſenhöhle zur Wohnung, wo er mit Waldfrüchten ſein Leben friſtend, in den Uebungen der Reue und Buße ſeine bisherigen und künftigen Wege bedachte. Bald nachher fühlte er ſich mächtig angetrieben, aus ſeiner Einſamkeit hervorzugehen und den halbwilden Eingebornen, in deren Sprache er ſchon geübt war, das Evangelium zu verkünden. Er widmete ſich aber dieſem ſchweren und gefahrvollen Werke mit ſo freudigem Muthe und ſo wunderbarem Erfolge, daß in kurzer Zeit davon

die Kunde bis nach Lima gelangte. Nun beeilte ſich der Vizekönig, nicht bloß ihn zu begnadigen; er berief ihn auch zurück, um ihn zu einem hohen Staatsdienſte zu verwenden. Gundiſalvo jedoch begnügte ſich mit ſeiner jetzigen Beſchäftigung, die er ſpäter mit der Krankenpflege in einem Siechenhauſe vertauſchte, wo er auch ſein Leben beſchloß. Wer erkennt nicht hierin Mariens mächtigen Schutz?! Gundiſalvo war aus einem hochfahrenden herrſchſüchtigen Rebellen ein Diener des Herrn geworden und hatte von ſeiner himmliſchen Retterin gelernt, auch andere Verwahrloste dem Lichte entgegenzuführen. Wer immer in der Nacht der Schuld, im Widerſpruche gegen den höchſten Gebieter und dadurch in den Stricken der Finſterniß in den Gefahren des ewigen Todes befangen iſt, der blicke zur Mutter des Erlöſers empor, die als milde Morgenröthe an die Schönheit des göttlichen Lichtes ihn mahnt, damit er zu einem neuen Lebensanfang ermuthigt mit dem Pſalmiſten rufe: „Nicht ſterben werde ich, ſondern leben, und die Erbarmungen Gottes preiſen!“

27.

Ein Bild der guten alten Zeit.

Aus den „Erinnerungen“ des ſeligen Chriſtoph Schmid.*

Dinkelsbühl liegt zwiſchen dem Ufer der Wernitz und einer ſanften Anhöhe, einem Hügel, auf dem es

* „Erinnerungen aus meinem Leben“ von Chr. v. Schmid. 3 Bdchn. Augsburg, 1853—55. Wir wollen durch obige Schilderung

zum Theil erbaut iſt. Die reichen Wieſen des Thales ſind unvergleichlich ſchön grün und der bläuliche Fluß, der dazwiſchen hinfließt, hat mich als Knaben, zumal wenn die Sonne darauf ſchien und auf ſeinen ſanften Wellen unzählige Sternchen ſilberhell funkelten, immer ganz ungemein ergötzt. In uralten Zeiten befand ſich da, wo jetzt die Stadt ſteht, nur ein einziger Bauernhof. Einer der Beſitzer, der hier zuerſt Dinkel baute und deßhalb Dinkelbauer genannt wurde, viele Taglöhner hatte und ſehr reich und ſehr fromm war, erbaute eine Kapelle und ein kleines Kloſter und bat den Orden der Karmeliten davon Beſitz zu nehmen. Einige Ordensgeiſtliche begaben ſich dahin und hielten von nun an hier Gottesdienſt. Viele Landleute aus entfernteren Gegenden, wo noch keine Pfarreien errichtet waren, erſchienen an allen Sonn- und Feſttagen dabei und da ſie hier noch vielen guten aber unangebauten Boden fanden, ſo machten ſie ſich anſäßig. Es entſtand nach und nach ein großes Dorf und zuletzt die Stadt.

Die Stadt iſt nach ehemaliger, alter Art befeſtigt, mit doppelten Mauern und mehr als zwanzig Fuß hohen Thürmen aufgemauert, mit Gräben und gewaltigen Wällen umgeben. Die Wälle ſind aber jetzt meiſtens abgetragen und zu Gärten umgeſchaffen. In der Stadt befinden ſich viele wohlgebaute Bürgerhäuſer und Gaſthöfe. Von andern Gebäuden finde ich nennenswerth das Rathhaus wegen ſeiner alterthümlichen Bauart, zwei Klöſter, ein Karmeliten- und ein Kapuziner-Kloſter und

die Leſer auf das herrliche Büchlein aufmerkſam machen. Gelobt zu werden braucht's nicht; denn wer da anfängt zu leſen, der hört nicht ſo bald auf. Es iſt eine Perle unſerer katholiſchen Literatur.

das deutſche Haus, von einem Kommandeur des deutſchen Ordens palaſtartig gebaut. Das merkwürdigſte Gebäude aber iſt die große Pfarr- und Hauptkirche nach altdeutſcher, gothiſch genannter Bauart aufgeführt. Schon auf das Gemüth des Knaben, der von der Baukunſt noch nichts verſtand, machte dieſer majeſtätiſche Bau mit ſeinen vierundzwanzig hohen Säulen, von denen die drei gleich hohen Gewölbe des Mittelſchiffes und der zwei Seitengänge getragen werden, einen tiefen Eindruck.

Die Stadtordnung war, auch nach meiner gegenwärtigen Einſicht ſehr lobenswerth. Die Stadt war ein in ſich abgeſchloſſenes Ganze, eine kleine Republik, die gleich den erſten Fürſten des deutſchen Reiches nur dem Kaiſer untergeordnet war. Bürgermeiſter und Rath wurden nur aus den Bürgern gewählt. Ihnen ſtand die Regierung der Stadt zu. Ein zweiter Rath, aus mehreren Bürgern beſtehend, der große Rath genannt, vertrat die Bürgerſchaft gegen die Regierung. Ich hörte manchen Bürger nicht ohne Stolz ſagen: „Ich bin ein freier Reichsbürger“. Die Statuten der Stadt waren gedruckt in jedes Bürgers Hand. Dieſe Statuten enthielten Alles, was über Ehekontrakte, über Kauf und Verkauf, über Teſtamente geſetzlich beſtand. Auch die Strafen über Vergehen der Geſetze waren hier deutlich ausgeſprochen. Jeder Bürger, dem ſie bei ſeiner Aufnahme übergeben wurden, mußte bei der allgemeinen jährlichen Bürgerverſammlung ſie vorzeigen. Jeder konnte daraus erſehen, wie er ſich in Handel und Wandel zu benehmen habe. Viele Streitigkeiten wurden dadurch abgeſchnitten, viele Abweichungen von Geſetz und Ordnung verhindert. Die Polizei war ſehr lobenswerth. Vor allem wurde auf

gute und wohlfeile Lebensmittel, richtiges Maaß und Gewicht geſehen. Brod, Fleiſch und Bier hätten kaum beſſer ſein können. Die Straßen wurden ſehr reinlich und das Pflaſter in gutem Zuſtande erhalten. Auch war die Anordnung getroffen, daß im Winter, wenn es Glatteis gab, alle Fußwege auf Koſten der Stadt von eigens dazu beſtellten Leuten mit Sand beſtreut wurden.

Die Stunde, in der Abends die Wirthshäuſer zu ſchließen waren, im Winter um neun Uhr, im Sommer um zehn Uhr, wurde richtig eingehalten. Tanzmuſik hatte ſelten Statt, nach alter Sitte nur vor Anfang des Adventes, zur Faſchingszeit vor Anfang der Faſten und bei Hochzeiten, bei denen aber nur die Eingeladenen erſcheinen durften. An Markttagen wurden die Tanzſäle nur von Auswärtigen beſucht.

Eine große Wohlthat für die Stadt war ſchon damals wie auch jetzt noch das reiche Spital, welches ſeit älteren Zeiten größtentheils durch freiwillige Beiträge mildthätiger Bürger geſtiftet worden. Ein adeliges Fräulein jener Zeit, das keine Verwandte hatte, hat ein bedeutendes Landgut ganz dem Spitale vermacht.

Jeder arme Bürger, der ſein Brod nicht mehr verdienen konnte, jede hülfloſe Wittwe und alle vater- und mutterloſen Waiſen wurden von dem Spitale verſorgt. Nach Beſchaffenheit der Umſtände wohnten ſie entweder da, oder erhielten eine wöchentliche Unterſtützung, wohlweislich nicht an Geld, ſondern an Lebensmitteln. Alle dieſe Speiſen waren ſehr gut gekocht. An höhern Feſten bekommen alle Angehörigen des Spitals beſſere Speiſen; an Weihnachten Weihnachtsgeſchenke an Eßwaaren, an Oſtern Oſterkuchen und Oſtereier und dergleichen mehr.

So ſprach ſich der milde, chriſtliche Sinn unſerer Vorfahren in Allem aus.

Schon von alten Zeiten her war in der Stadt die weiſe Vorſorge getroffen, daß der Preis des Getreides nicht zu hoch ſteigen konnte, und keine Theurung zu befürchten war. Es waren in der Stadt vier Kornhäuſer errichtet, für jedes Stadtviertel eines. Wenn das Getreide unter dem Mittelpreiſe ſtand, ſo kaufte die Stadt ein, und füllte die Kornböden. Stiegen die Früchte höher, ſo verkaufte die Stadt den Bürgern zu dem Mittelpreiſe. Der Gewinn, den die Stadt dabei hatte, reichte eben zu, die Zinſe des Kapitals, für das die Früchte eingekauft worden, den Schwand, die Unterhaltung der Gebäude und die Bezahlung der dabei beſchäftigten Aufſeher und Diener zu beſtreiten. Die Stadt hatte bei dieſer Einrichtung keinen Nachtheil, die einzelnen Bürger aber hatten den großen Vortheil, der Noth und des Jammers bei zu hohen Getreidepreiſen überhoben zu ſein. Der ruchloſen Kipperei, die ſich auf Koſten der Armen bereichern will, war gänzlich gewehrt.

Die Religion behauptete damals noch allgemein ihre Rechte, und war überall ſichtbar vorherrſchend. Der Magiſtrat, ich rede hier vorerſt von der katholiſchen Religion, erſchien an jedem Sonn- und Feſttage in dem Hochamte, Bürgermeiſter und Senatoren in ſchwarzen ſeidenen Mänteln, der Rechtskonſulent in einem ſcharlachrothen, der Stadtphyſikus, ſo viel ich mich erinnere, im grünen Mantel. Sie hatten in den Chorſtühlen zu beiden Seiten des Hochaltars ihre Plätze. Nach dem Evangelium wurde die Predigt gehalten, zu der alle die Herren in die für ſie beſtimmten, vergitterten Kirchen-

ſtühle, der Kanzel gegenüber herabgingen. Nach beendigter Predigt begaben ſie ſich wieder in ihre Chorſtühle. Wenn der eine oder andere Herr fehlte, von dem man wußte, daß er nicht verreist ſei, ſo ſchickte man Kollegen und Anverwandte hin und ließ fragen, ob er ſich etwa nicht wohl befinde.

Auch die evangeliſche Kirche war an Sonn- und Feſttagen ſowohl Vor- als Nachmittags gedrängt voll Menſchen. Wenn der Gottesdienſt beendigt war, ſo konnte die breite Straße die ſchön und feſtlich gekleideten Menſchen kaum faſſen. Ich erinnere mich noch ſehr wohl, wie unſer Hausherr, ein bedeutender Wollfabrikant, an dem Abende vor dem Tage, an dem er mit ſeiner Familie, ſeinen Söhnen und Töchtern, Geſellen und Mägden zum heiligen Abendmahl ging, alle Arbeiten ſehr frühe beendigte und ihnen bis ſpät in die Nacht vorlas und vorbetete. Mein Vater ſagte uns oft, wir ſollen an ihnen ein Beiſpiel nehmen und uns von ihnen nicht beſchämen laſſen.

In Hinſicht der Sittlichkeit war zwiſchen beiden Konfeſſionen ein rühmlicher Wetteifer, daß keine von der andern ſich übertreffen laſſe. Es kam höchſt ſelten vor, daß eine Bürgerstochter zu Fall kam und machte allemal in der Stadt großes Aufſehen. Die erſte Frage war immer: Iſt ſie katholiſch oder evangeliſch? Der Theil, dem ſie angehörte, war beſtürzt.

Was die Klöſter betrifft, die damals in meiner Vaterſtadt noch beſtanden, ſo hatten die Karmeliten von dem erſten Kloſter ihres Ordens auf dem Berge Karmel ſo genannt, eine ſchöne, helle und heitere Kirche. Die Deckengemälde ſtellten die Geſchichte des Propheten Elias

vor. Den Hochaltar zierte ein großes herrliches Gemälde, auf dem die heilige Katharina als königliche Prinzeſſin vor dem Throne des Kaiſers Maximian in einem Kreiſe von Weltweiſen ſtehend abgebildet war. Die Weltweiſen mit großen Bärten und ernſten, etwas verwirrten Mienen ſuchten auf Befehl des Kaiſers die Jungfrau vom Glauben an Chriſtus abwendig zu machen. Katharina aber, deren Angeſicht ſo heiter erſchien, daß man ſah, ſie ſei ihrer Sache gewiß, beſiegte die heidniſchen Philoſophen und bekehrte ſie zum Glauben an Chriſtus. An der Wand ſeitwärts vom Hochaltar befand ſich das breite Fenſter eines Oratoriums. Von da aus ſah man an der Wand gegenüber ein anderes ſehr ſchönes Gemälde, die heilige Familie vorſtellende Maria, unter einem Palmbaume ſitzend, hatte das Jeſuskind auf dem Schooße. Joſeph bricht von einem andern Baume Früchte in ein Körbchen ab. Es hat ſich mir ſo tief eingeprägt, daß ich es jetzt noch nachzeichnen könnte.

Der Chorgeſang der Kloſtergeiſtlichen war ein einfacher Choral, von vortrefflichſtem Orgelſpiele begleitet. Nur an beſonderen Feſten hatten ſie figurirte Muſik, die von den Muſikern der Pfarrkirche vorgetragen wurde; Ueberall im Kloſter erblickte ich gute Ordnung, Stille, Andacht und religiöſes, rein ſittliches Betragen.

Die Geiſtlichen predigten in ihrer Kirche zur Erbauung des Volkes an beſonders feſtgeſetzten Sonntagen und Feſttagen unbeſchadet des pfarrlichen Gottesdienſtes. Sie hörten ſehr fleißig Beicht, und halfen auf dem Lande in der Seelſorge fleißig aus. Hie und da wurde auch einer in ein adeliges Schloß auf einige Zeit als Schloßkaplan berufen.

Es befanden ſich unter ihnen manche würdige Männer, von denen ich aber nur einige nennen will, deren Bild mir noch beſonders lebhaft vorſchwebt.

Pater Lotharius, nach einander Prior, Provinzial und Definitor, war ein Mann von großem Verſtande, der aus ſeinen großen, hellen, ſchwarzen Augen hervorleuchtete. Sein Angeſicht, röthlichbraun von Farbe, war meiſtens ernſt. Er und mein Vater ſchätzten einander ſehr und beſuchten ſich gegenſeitig öfter. Ich hatte das kleine Geſchäft, die Zeitungen, die mein Vater hielt und ihm mittheilte, ihm zweimal in der Woche zu überbringen. Seine Zelle war hell und reinlich, aber einfach und ohne allen Schmuck. Vor den Fenſtern der andern Zellen ſah man allerlei Blumen; auf ſeinem Fenſterſimſe ſtand immer nur eine Reſede, die das ganze Zimmer mit Wohlgeruch erfüllte. So oft ich die Zeitungen brachte, ſchenkte er mir einen Apfel, ein paar Birnen oder eine Traube und ſagte mir einige ermahnende Worte.

Pater Berengar war anſehnlich und groß von Geſtalt, entſchloſſen, gewandt und welterfahren. Er hatte, als er noch Theologie ſtudirte, preußiſcher Soldat werden müſſen, wurde bald Unteroffizier und machte den ganzen ſiebenjährigen Krieg mit. Als es Friede wurde, begab er ſich in den Karmeliten-Orden. Da er auf ſeiner kriegeriſchen Laufbahn mit mancherlei Menſchen umzugehen hatte, öfter vor Generalen und hohen Offizieren erſcheinen mußte, ja ſelbſt vor König Friedrich dem Zweiten, ſo hatte er ſich im Verkehr mit Menſchen aller Art eine ungemeine Gewandtheit und Sicherheit erworben. Er war immer heiter und fröhlich und wußte ſich

über Alles, was in Geſprächen vorkam, kurz und treffend auszudrücken. Zu Anfang ſeines Kloſterlebens wurde er zum Hopfenſammeln ausgeſchickt. Der letzte Markgraf von Ansbach, dem er einmal aufwartete, ſchätzte ihn ſehr und ließ ihn, ſo oft er in die Gegend von Ansbach kam, allemal zur Tafel einladen. Er mußte von den Schlachten erzählen, in denen er mitgekämpft hatte und von Friedrich dem Zweiten. Der Markgraf hörte ihm mit Vergnügen zu und erweiterte die Grenzen des Bezirkes, in dem die Karmeliten Hopfen als Almoſen ſammeln durften, das ſie Terminiren nannten.

Pater Benignus war ein ſanfter, freundlicher und ſehr gebildeter Mann. Er ſchaffte ſich alle religiöſen und moraliſchen Schriften an, die damals beſonders geſchätzt wurden. Mir ſchenkte er einmal ein Buch, betitelt das Geſchäft des Menſchen von Schönberg. Wir Kinder durchgingen es oft nicht wegen des Textes, ſondern wegen der ungemein ſchönen Vignetten, die dem Texte eingedruckt waren. Eines dieſer Bildchen ſtellte Maria zu den Füßen Jeſu ſitzend und auf ſein Wort horchend dar; die geſchäftige Martha kam herein, ſich zu beklagen, daß Maria ihr nicht helfe. Die Künſtler hatten unglücklicher Weiſe der Martha in die eine Hand ein Küchenmeſſer und in die andere ein Paar Hühner gegeben. Unter dem Bildchen ſtanden die Worte: „Nur Eines iſt nothwendig“. Wir Kinder legten daher in unſerer Einfalt dieſe Worte ſo aus: an einem Huhne ſei es ſchon genug. Man ſieht daraus, wie leicht Maler Mißverſtändniſſe veranlaſſen können.

Pater Narziß, klein von Geſtalt, hatte nur wenig Verſtand, war aber überaus fromm. Von Beiden nur

ein Beiſpiel. Als die Markgrafſchaft Ansbach an die Krone Preußens kam, wurde den Karmeliten der Stadt das Termininiren innerhalb dieſes Landes verboten. Der Prior publizirte dieſes Verbot dem verſammelten Konvente. Da rief Pater Narziß jammernd: „Mein Gott, mein Gott, was fangen wir an? Wenn wir nicht mehr termininiren dürfen, müſſen wir noch gar betteln“. Alle konnten ungeachtet ihrer großen Beſtürzung ſich des Lachens kaum enthalten. Wenn Pater Narziß für Verſtorbene Meſſe las und im ſchwarzen Meßgewande den Altar betrat, ſo brauchte er zu ſolchen Meſſen, obwohl dieſe die kürzeſten ſind, ein bis zwei Stunden. Die Miniſtranten konnten es im Winter ſo lange nicht aushalten und gingen von Zeit zu Zeit in die Sakriſtei. Wenn man ihn fragte, warum er denn zu ſolchen Meſſen, welche die kürzeſten ſeien, ſo lange am Altare verweile, ſo ſagte er: „Ich halte es mit der Sentenz, daß die armen Seelen, ſo lange ein Prieſter für ſie Meſſe lieſt, nichts zu leiden haben“. Man verlachte dieſe Meinung als gänzlich ungegründet. Mein Vater aber ſprach: „Obwohl dieſe Meinung dem Verſtande des frommen Paters eben nicht zum Ruhme gereiche, ſo ſei doch ſein wohlwollendes, liebevolles Herz gegen Lebende und Verſtorbene aller Verehrung werth“. —

In einer Mauer des Kloſters gegen den Garten hin ſtand in einer Niſche eine Statue mit Farben bemalt, einen Bauer in uralter Tracht vorſtellend. Ueber dem Bilde war in Stein eingehauen die Aufſchrift zu leſen: „Dinkelbauer“. Unter dem Bild ſtand der Reim:

„Das Kloſter und die Stadt
Von mir den Namen hat“.

Das Bild ſammt Ueberſchrift und Reim machte uns Knaben großes Vergnügen und wir betrachteten dasſelbe gar oft.

Die Kirche der Kapuziner lag auf der höchſten Anhöhe der Stadt, von wo aus man eine ſchöne Ausſicht über alle Thürme, Kirchen und Häuſer hatte. In der Kirche ſah man freilich nichts von Gold und Silber, ſondern nur Holz, das jedoch von ſchöner, glänzendbrauner Farbe war. Die Altäre prangten ſo ſchön mit Blumen geziert, daß Jedermann ſich wunderte. Der Garten des Kloſters war wegen ſeiner Blumenpracht einzig in ſeiner Art; beſonders erblickte man da ausgezeichnet ſchöne Ranunkeln. Ich kam nur wenig in dieſes Kloſter. Nur einmal, wie ich mich erinnere, als die Honoratioren der Stadt dort ſpeisten, erlaubte mir mein Vater zum Nachtiſche dahin zu kommen. Es war eben Weihnachten und die Patres, welche gegen mich ſehr freundlich waren, zeigten mir in einer Seiten-Kapelle der Kirche ihre Krippe.

Ueberhaupt ſtanden die Kapuziner in der ganzen Stadt bei Katholiken und Proteſtanten in großer Achtung. Die Zeit, oder vielmehr die Menſchen waren damals ganz anders. Die Söhne angeſehener Beamten und reicher Kaufleute traten in den Orden der Kapuziner. In Dinkelsbühl war ein Noviziat. Ich erinnere mich noch, daß einige Studirende als Novizen aufgenommen wurden. Jeder trug gleich einem Hochzeiter einen Blumenſtrauß am Arme. Ehe ſie in die Kloſterpforte traten, warfen ſie ihr Taſchengeld weg: Kinder und arme Leute klaubten es emſig auf, dieß war keine leere Zeremonie. Die jungen Männer bezeugten hiemit,

daß ſie auf allen Beſitz von Geld und Gut Verzicht leiſten wollten. Es befand ſich damals ein Kaufmannsſohn aus Augsburg unter ihnen, der ſein väterliches Erbtheil von zwanzigtauſend Gulden ſeinen Geſchwiſtern überließ und Kapuziner wurde.

Obwohl die Kapuziner von Almoſen lebten, ſo waren ſie für das Beſte der menſchlichen Geſellſchaft doch nicht unthätig. Einer aus ihnen war Stadtpfarrprediger, andere halfen vielfältig in der Seelſorge auf dem Lande aus. Auch in ihrer eigenen Kirche hatten ſie manchen Gottesdienſt, der zahlreich beſucht wurde. Schon das Beiſpiel ihres frommen, armen Lebens blieb nicht unbeachtet. Auch die Proteſtanten wurden davon gerührt und mancher Wirth gab ihnen alle Jahre einen ganzen Sud weißes Bier, das ihr gewöhnlicher Trank war. Wenn fröhliche Familiengeſellſchaften, die ſich an die Polizeiſtunden nicht zu halten brauchten, Nachts länger beiſammen blieben und endlich um zwölf Uhr das Glöcklein ertönte, das die Kapuziner in den Chor rief, gingen alle fröhlichen Gäſte williger, als durch ein Machtgebot dazu aufgefordert, auseinander. Mancher Pater trug durch ſeine Kenntniſſe nicht nur zur Beförderung der Blumenzucht, ſondern vorzüglich zur Veredelung der Obſtbäume bei. Bei Feuersbrünſten leiſteten ſie mit großer Anſtrengung bedeutende, ſehr dankenswerthe Dienſte. Beſonders vertraute man Koſtbarkeiten oder ſonſt Sachen von Werth ihren Händen, um ſie in Sicherheit zu bringen.

Nur noch ein Beiſpiel, das ihren Geſinnungen Ehre macht, kann ich nicht mit Stillſchweigen übergehen. Damals wurde, um den Menſchen einen recht tiefen Abſcheu

gegen Verbrechen einzuflößen, die von den Gerichten bestraft werden, selbst der Scharfrichter für unehrlich gehalten und alle Gemeinschaft mit ihm, so viel wie möglich, gemieden. Sogar in der Kirche war ihm ein ganz eigner, abgesonderter Kirchenstuhl angewiesen. Nun starb ein Knecht desselben und Niemand wollte die Leiche zu Grabe tragen. Selbst arme Taglöhner und Bettler ließen sich nicht einmal durch Verheißung großen Lohnes dazu bewegen. Da erboten sich die Kapuziner, die Leiche zu Grabe zu tragen. Eine große Menge Volkes fand sich bei dem Leichenbegängnisse ein, von dem in jenen Tagen so viel gesprochen wurde.

„Es ist etwas Unerhörtes", sagten die Leute, „daß die Leiche eines verachteten Knechtes von vier Priestern den weiten Weg hinaus zum Gottesacker getragen werden; keinem Bürgermeister ist je eine solche Ehre widerfahren". Man lobte die Bereitwilligkeit der frommen Väter, sich allen, auch den geringsten Diensten zu unterziehen. Ihre Demuth, ihre Menschenliebe wurde noch von Enkeln gepriesen.

Trugen auf diese und andere Weise die Klöster nicht wenig dazu bei, den religiösen Sinn unter den Einwohnern zu fördern: so dienten nicht minder uralte, bestehende Gebräuche dazu, die großen Wahrheiten unserer heiligen Religion dem Volke zu versinnlichen und das Andenken daran von Zeit zu Zeit aufzufrischen. Lebhaft erinnere ich mich heute derselben; sie machten auf mein kindliches Gemüth einen unauslöschlichen Eindruck und erweckten gleichfalls fromme Gefühle in mir. So wurde in einem Seitengange der katholischen Pfarrkirche zur Weihnachtszeit jedesmal eine Krippe errichtet. Der eif-

rige Stadtpfarrer Grasmeier ließ ſie, da wir Kinder eben älter wurden, erneuern und prächtig ausſtatten. Das Ganze ſtellte eine angenehme Landſchaft vor, einen breiten Berg mit vielen Abſätzen und Seitenwegen und zuoberſt die Stadt Bethlehem; unten war eine große Felſenhöhle, in der Chriſtus geboren wurde und das umgebende Thal zu ſehen. Die Perſonen waren zwar angekleidet, jedoch mit Geſchmack. Köpfe und Hände waren von einem trefflichen Bildhauer ganz nach der Kunſt gearbeitet und von einem ebenſo kunſtreichen Maler übermalt. Die ganze Jugendgeſchichte Jeſu in der Krippe, Maria und Joſeph und dabei die anbetenden Hirten, die heiligen drei Könige, die Flucht nach Egypten und zuletzt der zwölfjährige Jeſus im Tempel. Die Anordnung der Szenen war einem ſinnreichen Manne anvertraut, der faſt täglich eine Veränderung anzubringen wußte, womit er die Zwiſchenbegebenheiten der Hauptgeſchichten ausfüllte. Am Abende vor der heiligen Nacht z. B. war der Stall noch leer, und zwei Engel waren da und kehrten die Spinnengewebe ab; in der heiligen Nacht erblickte man das Kind Jeſu, Maria und Joſeph in der Felſenhöhle, und ſeitwärts den Engel und die Hirten; am Tage ſelbſt waren indeſſen die Hirten herbeigekommen, das göttliche Kind anzubeten; in der Folge ſah man Hirtenknaben und Hirtenmädchen mit ländlichen Geſchenken, einem Lamm oder einem paar Täubchen mit Eiern oder Früchten der Krippe zueilen. Bevor die heiligen drei Könige kamen, ließen ſich die Vorreiter und Läufer ſehen; hierauf erſchienen die heiligen Könige alle drei zu Pferd; endlich waren ſie dargeſtellt knieend vor dem göttlichen Kinde und ihre Geſchenke

überreichend; ihr zahlreiches Gefolge füllte das ganze Thal umher. Ich bin zu keiner Stunde des Tages durch die Kirche gegangen, ohne daß ich Leute, besonders Mütter und Kinder, sowohl katholischer als evangelischer Konfession vor der Krippe stehend bemerkt hätte. Der würdige Stadtpfarrer betheuerte, vorzüglich aus Liebe zu den Kindern habe er auf diese Krippe so Vieles verwendet. „Diese für uns heilbringenden Geschichten", sagte er, „werden so den Kindern aufs Beste anschaulich und unvergeßlich gemacht". Und wie viele Erwachsene sind in dieser Hinsicht auch noch Kinder!" sagte mein Vater.

Zur Zeit der Fasten fanden wieder andere Gebräuche und Anordnungen statt, dem Volke die Begebenheiten aus der Geschichte Jesu zu versinnlichen. An jedem Donnerstage wurde während dieser Zeit an einem andern Orte der Pfarrkirche eine Bühne errichtet mit sehr schönen gemalten Oel- und Palmbäumen, den Oelgarten vorstellend.

Jesus, im Garten knieend, wurde vorgestellt, freilich nur durch eine gekleidete Statue in sanftrothem Gewande und dunkelblauem Mantel; das Angesicht war aber sehr ehrwürdig und anmuthig und von hellen Strahlen umgeben. Aber in den Wolken erschien der Engel — ein Knabe, der ein guter Sänger war, und ein Trostlied sang. Dreimal neigte Jesus sein Angesicht zur Erde und jedesmal wurde dann mit der größten Glocke ein Zeichen gegeben.

Während Jesus auf dem Angesicht lag, las der Pfarrer ein kurzes Gebet vor. An dieser Vorstellung war in Hinsicht der Kunst allerdings Vieles auszustellen;

allein dem Volke, das nichts von Aeſthetik wußte, fiel keine ſolche Kritik ein. Die Kirche war gedrängt voll Menſchen, Katholiken und Proteſtanten. Alle beteten in der Stille mit oder hörten wenigſtens andächtig zu.

In der Charwoche, am Charfreitage und Charſamstage wurde der Leichnam Jeſu im Grabe liegend vorgeſtellt. Das Grabmal war in den Kirchen der Karmeliten und Kapuziner in einer Nebenkapelle ſehr prächtig errichtet und mit Glaskugeln geziert, hinter denen Lampen brannten. Die Glaskugeln waren mit durchſichtiger Flüſſigkeit gefüllt und warfen den lebhafteſten rothen, blauen, gelben und grünen Glanz von ſich. Beinahe die ganze Bevölkerung der Stadt war in Bewegung, um die heiligen Gräber zu beſuchen; auch ſehr viele Proteſtanten fanden ſich dabei ein. In der Hauptkirche waren jedoch keine ſo glänzenden Kugeln zu ſehen. Das Grabmal (wie mein Vater verſicherte, ein Meiſterſtük von Architektur) reichte an der Stelle, wo der Hochaltar ſteht, bis an das Gewölbe der Kirche und war mit vielen Säulen geziert. Ein herabhängender Kronleuchter erhellte das Grabmal. Allein den Leuten, beſonders uns Kindern, gefiel die glänzende Farbenpracht, womit in den andern Kirchen das Grab Jeſus geziert war, viel beſſer.

Die bunten Glaskugeln zur Beleuchtung des Grabes Jeſu wurden ſeit jener Zeit in vielen Kirchen abgeſchafft, indem man dabei bloß den Geſchmack der Gebildeten zu Rathe zog und den Sinn des Volkes außer Acht ließ. Mein Vater hat dieſes nicht mehr erlebt; allein er würde geſagt haben, was ein weiſer Mann, der ſelige Hofprediger Mercy in Stuttgart darüber bemerkt hat: „Die Vornehmen und Reichen in großen Städten

haben ja auch wohl öfter im Jahre ihre bunten Illuminationen; laſſe man auch dem Volke einmal des Jahres dieſe Freude, zumal dadurch die Andacht befördert und ſomit Gutes geſtiftet wird".

Nicht nur große Begebenheiten der heiligen, ſondern auch merkwürdige Ereigniſſe der weltlichen Geſchichte wurden durch eigene Vorſtellungen oder Feſte im Andenken des Volkes erhalten.

So wurden das Entſtehen der Stadt und des Kloſters, das dazu Veranlaſſung gab, jährlich am Hauptfeſte der Karmeliten gefeiert. Zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen wurden in alterthümlicher Bauerntracht, aber ſehr nett und zierlich, als Dinkelbauer und Dinkelbäuerin verkleidet: der kleine Dinkelbauer mit grauem, ſpitzigem Hute, brauner Jacke, rothem Bruſtlatze, grünem Hoſenträger und weiten, ſchwarzen Pumphoſen; die Dinkelbäuerin mit dem eigenthümlichen Kopfputze uralter Zeit, weißen Hemdärmeln, ſcharlachrothen, mit Gold und Silberketten verziertem Mieder, weißer Schürze und einem langen, ſchwarzen Rocke ringsum mit Bändern von allerlei Farben verziert. Der Bauer hatte auf ſeinem Hute ein Sträußchen von Dinkelähren und in der Hand einen Dreſchflegel. Der Kopfputz der Bäuerin war mit rothen und blauen Kornblumen geſchmückt und in der Hand trug ſie eine Sichel und an dem Arme ein niedliches Körbchen mit Konfekt, von dem ſie ihrem Bauer von Zeit zu Zeit freundlich mittheilte. Beide Figürchen wurden auf einen Triumphwagen geſetzt und durften von ſechs Waiſenknaben gezogen bei der feierlichen Prozeſſion mitfahren. Das Landvolk, das zu dieſem Feſte zahlreich herbeiſtrömte, hatte an

dieſer Vorſtellung, oder, wenn man will, an dieſer Spielerei, großes Vergnügen. Die Bauersleute freuten ſich, daß man einen Bauer ſo ehre und fühlten ſich mitgeehrt. Man verſtand ſich damals ſehr wohl darauf, was Leute freue und das Volk zufrieden und vergnügt mache. Ein weiſes Wort dürfte wohl auch hier ſeine Anwendung finden: „Ein tiefer Sinn wohnt in den alten Bräuchen“. Mir und nach mir allen meinen Brüdern wurde die Ehre zu Theil, den Dinkelbauer vorzuſtellen; ein Fräulein aus dem deutſchordiſchen, oder einem andern anſehnlichen Hauſe machte die Dinkelbäuerin.

Ich muß lächeln, während ich dieß niederſchreibe. Ich erinnere mich nämlich, daß auf den zwei Bändern meines bäueriſchen Hoſenträgers die zwei Buchſtaben geſtickt waren: D. B., Dinkel Bauer. Ein luſtiger Karmelit ſagte: „die zwei Buchſtaben bedeuten: Du Bär“. Ich war über dieſe Auslegung ſehr aufgebracht und vertheidigte den rechten Sinn. Alle Anweſenden waren über meinen Eifer ſehr ergötzt und gaben mir zu meinem großen Vergnügen am Ende Recht. O ihr glücklichen Zeiten der Kindheit!

Das Friedensfeſt, welches man nach dem ſchrecklichen dreißigjährigen Kriege alljährlich zu feiern pflegte, wurde ſowohl von der katholiſchen als evangeliſchen Bürgerſchaft auch zu einem Freudenfeſte für Kinder gemacht. Die Katholiken feierten dieſes Feſt bloß in beſcheidener Stille in Kirche und Schule und zu Hauſe mit einer reichlichern Mahlzeit. Für die evangeliſchen Kinder wurde nach dem dazu angeordneten Gottesdienſte ein feierlicher Umzug veranſtaltet. Die Kinder ſowohl der deutſchen als lateiniſchen Schulen waren militäriſch in Kompag-

nien eingetheilt und zwar nach der Art ihres Fortgangs in der Schule. Der Knabe, welcher in der obersten lateiniſchen Klaſſe der erſte geworden, ritt als Oberſt gekleidet mit bloßem Degen voraus — eine Ehrenſtelle, die keinen geringen Wetteifer im Lernen bewirkte. Die Mädchen waren alle weiß gekleidet und trugen Blumen in den Händen. So zogen alle hinaus zur Schießſtätte, einem großen Raſenplatze mit ſchattenreichen Linden. Hier waren viele Zelte mit Erfriſchungen aufgeſchlagen. Auch jetzt findet ſich bei dieſem Feſte, unter dem Namen Kinderzeche in der ganzen Gegend bekannt, von weit und breit her eine unzählige Menge Menſchen ein.

28.

Früchte einer Miſſionspredigt.

Als einige Jeſuiten im Jahr 1840 in einem volkreichen Dorfe der Inſel Sardinien geiſtliche Uebungen hielten, ward ihnen bedeutet, daß ihre Predigten unmöglich fruchtbringend und von nachhaltiger Wirkung ſein könnten, falls es ihnen nicht gelänge, einen gewiſſen einflußreichen Edelmann der Nachbarſchaft zu bewegen, daß er einem jungen Manne chriſtliche Verzeihung gewähre, mit dem er in Todfeindſchaft ſtehe. Dieſer Edelmann, ein hochbejahrter Greis, hatte einige Jahre vorher den einzigen Sohn, die Hoffnung und die Stütze ſeines Hauſes, durch Mord aus Eiferſucht verloren, und ſeitdem lebten die beiden Familien des Ermordeten und des Mörders mit ihrem ganzen Anhang in unverſöhn-

lichem Haſſe. Alle Verſuche, den Zorn des alten Mannes zu beſänftigen, waren fruchtlos geblieben; der einzige Gedanke beſchäftigte und tröſtete ihn, noch ſo lange zu leben, bis er den Mörder des Sohnes todt zu ſeinen Füßen ſehen würde. Als die Miſſionäre das hörten, gingen ſie den Greis zu beſuchen, der im Lehnſtuhle am Heerde ſitzend, ſie auf das freundlichſte empfing, ihnen Wein und Erfriſchungen anbot, und des Dankes für die Ehre und Freude ihres Beſuches kein Ende finden konnte. Kaum lenkte aber der ältere der beiden Prieſter das Geſpräch ſo ſchonend wie möglich, auf die Chriſtenpflicht, den Feinden zu verzeihen, als das Geſicht des alten Mannes zu flammen begann, und er, die Hände krampfhaft vor der Bruſt geballt, aufſprang und ſchrie: „Seht, hier iſt ſein Herzblut gefloſſen, ſeht, hier hat die Erde ſein Blut getrunken! heute wie damals ſehe ich es rauchen und zum Himmel um Rache ſchreien!“ Die Miſſionäre überzeugten ſich bald, daß ihnen nichts übrig bleibe, als den Greis mit ruhigen Worten zu beſänftigen, und entfernten ſich dann dem Allmächtigen ihre Noth empfehlend. Indeß wohnte der Edelmann, wie männiglich im Orte, den Predigten ſehr eifrig bei; Tag für Tag ſah man ihn, von ſeiner ganzen Partei umgeben, den Einen Theil der Kirche einnehmen, während der Mörder und ſein Anhang am entgegengeſetzten Theile ſtanden. Die Miſſionäre waren im Verlaufe des Unterrichts endlich auf die Parabel vom verlorenen Sohne gekommen, und der Prediger zeigte mit aller Kraft der Rede, wie der milde Herr Jeſus in derſelben die Güte und Barmherzigkeit Gottes vor Augen ſtelle. Die Zuhörer ſchwammen in Thränen, zerknirſcht ſchlu-

gen ſie an die Bruſt und riefen zu Gott um Barmherzigkeit und um Vergebung der Sünden. Da ließ der Prediger, als er Alle von Reuegefühl ergriffen ſah, ein Kruzifix vor der Kanzel auf den Boden hinlegen, und brach mit ernſter, feuriger Beredtſamkeit in die Worte aus: „Wer immer ſeinem Feinde verziehen hat, der komme und küſſe die Wundmale ſeines Heilandes, in feſtem Vertrauen darf er hoffen, daß ſeine Sünden, auch die ſchwerſten ihm verziehen ſind; wer aber dem Feinde nicht vergeben will, ſoll nicht wagen, vor den barmherzigen Gott hinzutreten, der am Kreuze für ſeine Feinde ſtarb; das göttliche Blut iſt das Blut der Liebe, aber für Jeden, der Gott nicht liebt und nicht verzeiht, iſt es das Blut des ſchrecklichſten Gerichtes“. Ein Volk voll lebendigen Glaubens, wie die Sarden, mußten dieſe Worte, gleich einer ſcharfen Geiſel, zu den Wundmalen treiben, um ſie küſſend, ihre ganze Seele auszugießen. Alle die von feindlichem Haſſe ihr Gewiſſen rein wußten, warfen ſich um das Kruzifix zur Erde nieder, und bedeckten es mit Küſſen und Thränen. Und ſiehe da! inmitten dieſer Szene fühlte Johannes (ſo hieß der greiſe Edelmann) heißes Verlangen, ſich gleichfalls vor dem Bilde des Gekreuzigten niederzuwerfen; tiefer Reueſchmerz erfüllte ſeine Seele, ſo daß er zitterte wie ein Kind, und wie von Sinnen ſchien; bald nach Garino, dem Mörder des geliebten Sohnes, bald nach dem Kruzifix hinblickend ſeufzte und ſtöhnte er im Zuſtande der furchtbarſten Aufregung; zuletzt unfähig den Aufruhr in ſeiner Bruſt, den Kampf zwiſchen Gut und Bös, länger zu ertragen, ballte er die Hände, ſtieß einen Schrei aus, rief laut aus: Garino komm hieher!“ Der junge Mann ſtand blaß und

zitternd vor Verwirrung. Als er endlich von ſeinen Freunden ermuthigt, dem wiederholten lauten Rufe des alten Mannes folgte, empfing dieſer ihn mit ausgebreiteten Armen unter tiefem Seufzen und Stöhnen, warf ſich ihm an die Bruſt und rief, ihn ans Herz drückend, mit feierlichem Ernſte: „Garino, ich vergebe dir“. Der Jüngling ſank unter der Gewalt dieſer Worte ohnmächtig zuſammen; das Volk ringsum brach in lautes Weinen aus; die beiden feindlichen Faktionen fielen ſich unter dem Rufe: Vergebung! Vergebung! in die offenen Arme, küßten und baten ſich unter Thränen: „Vergib mir du, den ich beleidigt! Verzeihe mir mein Bruder!“ u. ſ. w. Der Miſſionär auf der Kanzel und die Prieſter unten, ſo erfreut wie erſtaunt über dieſe heilige Erregung, hatten Mühe mit Blicken und Geberden (denn mit der Stimme in ſolchem Tumulte durchzudringen, war unmöglich) den Eifer des Volkes zu mäßigen, beſonders bei den Frauen, welche über den Anblick ihrer ſich verſöhnenden Männer, in Ströme von Thränen zerfließend, unter den feurigſten Freundſchaftsverſicherungen ſich umarmten und den feindlichen Haß abbaten, der ſie ſeit Jahren getrennt hatte. Als die Ruhe wieder hergeſtellt war, wurden ſie, Einer nach dem Andern, zum Kuſſe des Kruzifixes geführt, und Alle entſagten dort für alle Zukunft aller Feindſchaft, aller Rache. Der Erſte den Schwur abzulegen, war Johannes, der Greis; den jungen Garino an der Hand, rief er die ganze Gemeinde zu Zeugen auf, daß er dieſen an Sohnesſtatt für den verlorenen Antiochus annehmen, und ihm ſeine einzige Tochter vermählen wolle. Und das Alles waren nicht etwa vorübergehende Regungen und eitle Worte;

noch ehe die Miſſionäre das Dorf verließen, ſahen ſie jeden Streit und Hader vergeſſen.

29.

Eine Kaiſerkrönung im zehnten Jahrhundert.

Nach Heinrichs Tode war kein Zweifel, daß die Stimmen Aller ſich auf ſeinen Sohn Otto lenken würden, den der Vater ſelber in einer Verſammlung mit einigen Großen des Reiches zu ſeinem Nachfolger beſtimmt hatte. Der Mutter Mathilde wäre die Wahl ihres zweiten Sohnes Heinrich lieber geweſen, deſſen Aeußeres gewinnender war, als dasjenige Otto's, den man um ſeines ernſten, majeſtätiſchen Ausſehens willen in ſeinem langen Barte häufig den Löwen nannte, der aber dabei auch etwas Finſteres und Furchterregendes in ſeinem Antlitz gehabt zu haben ſcheint; aber ſie fügte ſich williger, als Heinrich ſelber, der ſich zurückgeſetzt meinte. Am feſtgeſetzten Tage verſammelten ſich in der Pfalz zu Aachen alle Großen des oſtfränkiſchen Reiches; denn der Name Deutſchland ward auch damals noch nicht gebraucht. Sie begaben ſich in die Säulenhalle, welche mit der Kirche Karls des Großen zuſammenhängt, ſetzten den neuerwählten König auf den dort erbauten Thron und reichten ihm die Hand zum Gelöbniß der Treue gegen alle Feinde. Während dieſes von den Herzögen und Fürſten des Reiches geſchah, erwartete der Erzbiſchof mit ſeinem geiſtlichen Gefolge und alles Volk die Ankunft des Königs in der Kirche, denn an der

Königswahl ſelber nahmen die Geiſtlichen damals noch nicht Theil. Der Erzbiſchof war Hildebert von Mainz, von Geburt ein Franke. Er war Mönch geweſen im Kloſter zu Fulda; aber um ſeiner Frömmigkeit und ſeiner Wiſſenſchaft willen, durch die er ſich vor allen auszeichnete, war er Erzbiſchof von Mainz geworden. In Aachen hatten ſich erſt die Erzbiſchöfe von Köln und Trier geſtritten, wer den König krönen ſollte; den Trier war der ältere Biſchofsſitz und Aachen gehörte zum kölniſchen Sprengel; aber vor Hildebert von Mainz wichen beide willig zurück.

Als der König Otto nun eintrat in die Kirche, ſchritt ihm der Erzbiſchof entgegen und erfaßte mit ſeiner Linken die Rechte des Königs, während er ſelber in ſeiner Rechten den Krummſtab hielt. Alſo führte er den König in die Mitte der Kirche, wo alles Volk ihn erblicken konnte; denn ringsherum um die Kirche waren Gallerien angebracht. Dann ſprach der Erzbiſchof: „ſeht da, ich führe euch den von Gott erwählten, von ſeinem Vater zu dieſer Würde beſtimmten, nun aber von allen Fürſten anerkannten König Otto vor. Wenn euch Allen dieſe Wahl gefällt, ſo erhebt die Hände zum Himmel“. Auf dieſe Worte erhob alles Volk ſeine Hände und rief mit mächtigem Geſchrei den Segen Gottes herab auf das Haupt des neuen Königs. Alsdann ſchritt der Erzbiſchof wieder mit Otto auf den Altar zu, auf welchem die königlichen Abzeichen lagen. Der König war bis dahin bekleidet mit einem anſchließenden Kleide nach fränkiſcher Sitte. Der Erzbiſchof trat zum Altare, nahm von da den Degen mit dem Gehänge und ſprach zum Könige: „nimm hin dieß Schwert und halte damit alle Feinde Chriſti und deines Reiches nieder. Durch gött-

liche Vollmacht iſt es dir verliehen, daß du das ganze Reich der Oſtfranken zur Befeſtigung des Friedens für alle Chriſten fortan beherrſchen ſollſt". Alsdann nahm er auch die goldenen Spangen und den golddurchwirkten Mantel, legte ihn dem Könige um die Schulter und ſprach dabei: „wie der Mantel mit ſeinen Enden bis an die Erde niederhangt, möge er dich daran erinnern, daß du bis an das Ende eifrig für den Glauben ſtreben und in der Bewahrung und im Schutze des Friedens nicht ermüden ſollſt". Daun nahm er das Scepter, überreichte dem Könige auch dieß und ſprach: „kraft dieſes Zeichens ſollſt du mit väterlicher Züchtigung über deine Unterthanen wachen und den Dienern Gottes, den Wittwen und Waiſen deine Milde erzeigen. Möge das Oel der Barmherzigkeit niemals von deinem Haupte weichen, damit du für jetzt und immer ewigen Lohn empfangeſt.

Darauf goß der Erzbiſchof von Trier über das Haupt des Königs das heilige Oel aus und die Erzbiſchöfe von Mainz und Köln ſetzten ihm die Krone auf das Haupt. Nachdem alſo allem feierlichem Brauche der Salbung und Segnung Genüge geſchehen, führten dieſe Geiſtlichen den König zum Throne, zu welchem Otto auf einige Stufen hinanſtieg. Der Thron war zwiſchen zwei marmornen Säulen von wunderbarer Schönheit erbaut, von wo aus Otto alles Volk erblicken und ſelber wieder von Allen geſehen werden konnte. Nachdem dann der Gottesdienſt mit allen feierlichen Gebräuchen vollzogen war, ſtieg der König wieder herab und trat in die königliche Pfalz. Dort ließ er ſich an einer marmornen, prächtig geſchmückten Tafel nieder, und die Biſchöfe ſetzten ſich zu ihm, wie auch alle anderen Großen; die

Herzöge aber, welche die Erzämter bekleideten, dienten ihm. Herzog Giſilbert von Lothringen, zu deſſen Lande Aachen gehörte, hatte die Oberaufſicht über das Ganze, Eberhard war Truchſeß, Herimann der Franke war Mundſchenk, Arnulf war Marſchall und ſorgte für das reiſige Geſinde und deſſen Herberge. Siegfried aber, der nach dem Könige Otto im Sachſenlande der Erſte war, war nicht da, ſondern verwaltete das Sachſenland, daß nicht inzwiſchen dort ein Einfall der Slaven geſchehe. Als das Mahl vollendet war, ehrte der König nach königlicher Freigebigkeit einen jeden der Herzöge mit einem paſſenden Geſchenke und entließ darauf die Menge.

Mit ſolcher Pracht war im deutſchen Lande noch niemals die Krönung des Königs gefeiert und dieſe war ein Vorbild des Glanzes, der Otto's ganze Regierung umſtrahlte.

30.

Wie ein Heiliger Irrgläubige bekehrte.

Während die Waffen der Franken und Muſelmänner in Aſien zuſammentrafen, unterſuchte der Papſt die innern Wunden der Kirche und bemühte ſich, das Gift des Irrglaubens aus denſelben zu entfernen. Seine beſondere Aufmerkſamkeit verlangte die ſchreckliche Verwüſtung, welche der Apoſtat Heinrich von Bruis in den ſüdlichen Provinzen Frankreichs angerichtet hatte. Eugen der Dritte hielt es für zweckmäßig, ſeinen Legaten, den Kardinal Alberich, Biſchof von Oſtia in Geſellſchaft des

gelehrten Gottfried, Biſchofs von Chartres und des heiligen Bernhard ſelbſt an jene Orte zu ſenden. Letzterer ſchrieb an Ildephons, Statthalter im narboneſiſchen Gallien. Er tadelt ihn, daß er die Predigten des Mönches Heinrich geſtattet habe, und ſtellt ihm engeriſch die daraus entſtandenen Uebel vor. „Die Anſteckung, welche dieſer Menſch in deinen Staaten verbreitet hat“, ſagt er am Schluſſe, „iſt auf der ganzen Erde fühlbar geworden. Das iſt die Urſache der Reiſe, die wir zu unternehmen gedenken. Ich komme nicht aus eignem Antrieb zu dir, die Pflicht ruft, die Liebe treibt mich hin. Vielleicht iſt es mir vergönnt, dieſe giftige Pflanze und ihre vielen Ableger aus dem Boden der Kirche zu reißen. Wahr iſt es, meine Hand iſt ſchwach für eine ſolche Arbeit; doch ich baue auf die Hülfe der heiligen Biſchöfe, die ich begleite, und auf den kräftigen Beiſtand, den ich von dir erwarte. An der Spitze der Prälaten, denen der heilige Stuhl die Sorge für dieſe wichtige Angelegenheit anvertraut hat, befindet ſich der berühmte Kardinal Biſchof von Oſtia, berühmt in Iſrael durch die Siege, die er über die Feinde Gottes davon getragen. Es iſt deine Pflicht, dieſem Kirchenfürſten eine ehrenvolle Aufnahme zu bereiten, und ihn nach der dir von Gott verliehenen Macht zu unterſtützen; ein Auftrag, der nur dein Heil und das Heil deiner Unterthanen bewirkt“.

Aber trotz dieſer Empfehlung und vielleicht ungeachtet des guten Willens des Grafen Ildephons wurde der Legat der Stadt Albi auf beſchimpfende Weiſe empfangen. Die große Mehrzahl der Bewohner dieſer unglücklichen Stadt hatte mit dem Dogma der Oberge-

walt des Papstes die meisten andern der Lehre der Kirchen verworfen; und sie weigerten sich nicht nur, dem heiligen Meßopfer beizuwohnen, das der Kardinal in ihrer Domkirche hielt, sondern sie bewiesen ihm durch Pfeifen und übeltönende Musik das Mißvergnügen, welches seinen Besuch ihnen bereitet, und den Haß, der sie gegen den heiligen Stuhl erfüllte. „Dieses Volk", schreibt Gottfried, „empfing ihn mit Eselsgeschrei und Trommellärm; es befanden sich kaum dreißig Gläubige in der Messe".

Der Abt von Clairvaux kam zwei Tage nach dem Kardinal in derselben Stadt an. Gleich am folgenden Tage ließ er zur Messe läuten, sagt die Chronik; und, sei es aus Neugierde, den berühmtesten Mann des Jahrhunderts zu sehen, sei es wegen des ungewöhnlichen Segens, der all' seinen Schritten folgte, die Albigenser strömten in solcher Menge zur Kirche, daß das weite Schiff sie nicht zu fassen vermochte. Nach der Feier der Messe bestieg der Diener Gottes die Kanzel, um dieser Menge verirrter Menschen, die vor Ungeduld brannten, ihn zu hören, das Evangelium zu predigen. Er sprach mit Salbung und Ruhe zu ihnen, und erklärte ihnen Artikel für Artikel die verschiedenen Punkte der katholischen Lehre, welche die Neuerer verworfen oder entstellt hatten. Nicht zufrieden, die Irrthümer, die sich in die Lehren eingeschlichen, zu berichtigen, war er vornämlich bemüht, nach dem Rath des Propheten: „Redet Jerusalem zum Herzen", ihre Herzen wieder zu erobern; und dieses Mittel war um so leichter für ihn, als sein ansprechendes Wort aus einer unversiegbaren Quelle der Liebe hervorsprudelte. Eine süße, durchdringende Kraft,

ein himmliſcher Balſam bahnte ſich den Weg in die Tiefe der hartnäckigen Herzen und nahm den Willen gefangen; ſo erquickt ein ſalbungsvoller Thau das Kornfeld und bringt Saft und Leben in die verdorrten Halme zurück. Das Volk, welches ihn hörte, äußerte ſeine Rührung durch Thränen; die Rede war noch nicht zu Ende, als ſchon die Wahrheit ihre glorreiche Gewalt ausgeübt hatte. „Gehet in euch“, rief der Prediger am Schluß; „verirrte Kinder, kommt zur Einheit der Kirche zurück! Und auf daß wir Die unter euch erkennen, welche das Wort des Heils in ſich aufgenommen haben, ſo mögen ſie als Zeichen ihres Beitritts zum katholiſchen Glauben die rechte Hand emporheben“. Alsbald hoben Alle die rechte Hand auf und gaben jubelnd ihre Rückkehr in den Schooß der Kirche zu erkennen.

Der Mönch Gottfried, welcher dieſe Begebenheit als eine der wunderbarſten Wirkungen des Wortes des Dieners Gottes betrachtet, berichtet mehrere in Bergerac, Cahors, Vertefeuille, Toulouſe und andern Städten gewirkte Wunder. Die außerordentlichſte Begebenheit trug ſich im Flecken Sarlat, in Perigord zu. An dieſem Orte ſagt der Chroniſt, brachte man ihm, nachdem er dieſen hartnäckigen Ketzern gepredigt hatte, Brode, auf daß er ſie weihe. Nachdem er ſie geweiht, ſprach er die Worte: „Daran werdet ihr erkennen, ob wir euch die Wahrheit verkünden, und die Neuerer euch Irrthum lehren, wenn eure Kranken, indem ſie dieſe Brode eſſen, wieder geſund werden“. Bei dieſer beſtimmten Sprache wird der fromme Gottfried, Biſchof von Chartres, unruhig und fügt hinzu: „Wohl verſtanden, ihr werdet geſund werden, wenn ihr ſie mit lebendigem Glauben eſſet“. —

„Nein“, erwiederte der Heilige im Tone voller Ueberzeugung; „ich ſage, daß Alle, die von dieſen Broden eſſen, von ihren Krankheiten geneſen werden, auf daß ſie an dieſem Zeichen erkennen mögen, daß unſer Wort aus Gott und aus göttlicher Wahrheit ſtammt!“ Das Wunderbrod bewirkte unzählige Heilungen, und dieſe ſetzten die Bevölkerung der umliegenden Städte ſo ſehr in Erſtaunen, daß Bernhard genöthigt war, ſeinen Weg zu verlaſſen, um den unerträglichen Ehrenbezeugungen zu entgehen, die man ihm überall bereitete.

In Toulouſe waren die Früchte des Wortes nicht minder reichlich; doch die Huldigungen und Beweiſe von Liebe, welche ihm die Bewohner dieſer großen Stadt bezeugten, hätten für den heiligen Bernhard beinahe ernſte Folgen gehabt. Man erzählt, ſeine Hände ſeien mit ſo vielen Küſſen bedeckt worden, daß ſie, ebenſo wie ſeine zarten, abgemagerten Arme ſehr aufſchwollen, und es ihm nicht mehr möglich war, den Segen zu geben. Doch, wiewohl er ſtets krank und leidend war, verminderte die Schwäche ſeinen Eifer nicht, und wie ein ſtets bereitwilliges Schlachtopfer arbeitete er auf Unkoſten ſeines eigenen Lebens am Heil ſeiner Brüder. Dieſe tiefe Selbſtverläugnung machte ihn in Gottes Händen ſo geeignet zu großen Dingen. „Was willſt du, o mein Herr und mein Gott?“ ſagte er eines Tages; „dieſes Volk verlangt Wunder, und unſere Worte nützen uns wenig, wenn du ſie nicht durch Zeichen deiner Macht beſtätigſt!“ Er ſprach dieſe Worte, als er aus dem Hauſe der regulirten Chorherren in Toulouſe heraustrat, wo einer der Geiſtlichen völlig lahm und dem Tode nahe war; der Mann Gottes hatte jedoch

die Schwelle der Thüre noch nicht überschritten, als der Sterbende aus seinem Bette sprang und zum heiligen Bernhard eilte, ihm mit überschwänglicher Erkenntlichkeit für seine schnelle und vollkommene Genesung zu danken. Die Chorherren flohen erschreckt über diese Art von Auferstehung, mit Schreien davon, weil sie sich einbildeten, die Seele habe diesen Körper verlassen, und sie sehen nur ein Gespenst, doch die Wahrheit beruhigte sie. Das Aufsehen, welches dieses Wunder erregte, lockte so viel Menschen herbei, daß der Heilige sich in einer Zelle verbarg, deren Thür er sorgfältig bewachen ließ. „Der so wunderbar geheilte Geistliche", fügt ein Zeitgenosse hinzu, „hieß Bernhard und begab sich nach Clairvaux, wo er Mönch wurde; und einige Zeit darauf sandte ihn der hochwürdige Vater in die Nähe von Toulouse in Languedoc, um ihn an die Spitze des Klosters Valdeau zu setzen, dem er jetzt noch vorsteht". Der heilige Bernhard und die päpstlichen Legaten folgten der Spur des Mönches Heinrich, der von Stadt zu Stadt floh; überall reinigten sie die Kirchen, die er besudelt hatte, setzten den frühern Kultus wieder ein, und rissen das Unkraut aus dem Boden der Kirche. „Jesus Christus wird gepriesen! Der Glaube triumphirt, der Unglaube ist vernichtet! Die Frömmigkeit verherrlicht; die Gottseligkeit bezwungen!" In solchen Ausdrücken gab sich die Dankbarkeit der Zeitgenossen kund. Ohne Zweifel war Aergerniß auf dieser Erde vorhanden, und früh oder spät mußte es zu einem Ausbruch kommen, doch wie viele Seelen retteten sich, Dank der Hülfe des heiligen Abts von Clairvaux, aus dem Schiffbruch!

Digitized by Google

Digitized by Google

Katholiſche

Unterhaltungen

im häuslichen Kreiſe.

Vierter Jahrgang viertes, der ganzen Sammlung
ſechszehntes Bändchen.

Digitized by Google

Katholische
Unterhaltungen
im häuslichen Kreise.

Skizzen, Schilderungen, Charakterbilder
aus der Geschichte der Welt und Kirche,
Biographie, Legende, Völkerkunde
und Reiseliteratur.

Geschichtliche Volksbibliothek
für
das katholische Deutschland.

Herausgegeben
von
katholischen Priestern.

Vierter Jahrgang viertes, der ganzen Sammlung
sechszehntes Bändchen.

Schaffhausen.
Verlag der Fr. Hurter'schen Buchhandlung.
1857.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Titelkupfer.

Katholiſche Charaktere.

Seite

1. Emmerich Joſeph, Churfürſt von Mainz. (Auszug der Biographie in Werner's Dom von Mainz.) 1
2. Gregor der Wunderthäter. (Nach Rauſcher.) 29
3. Der heilige Philipp Neri. (Im Auszug nach den hiſtoriſch-politiſchen Blättern.) 34
4. Johann Stanislaus Althuber. (K. Bl. a. T.) 59
5. Anton Cöleſtin Nigg. (Athanaſia.) 71
6. Peter Pascal Rubert. (Wagner's Biographie.) . . . 80
7. Laurenz Meininger. (Hungari, Tugendgarben.) . . . 96
8. Melchior Kaufmann (K. K. d. Schweiz.) 102
9. Friedrich Terlaing 108
10. Papſt Pius der Neunte zu Gaeta. (Aus dem Meiſterwerke: »Der Jude von Verona«, einem Buche, das zwar Roman iſt, aber zugleich ein hiſtoriſch treues und intereſſantes Gemälde der Revolution von 1848 entwirft.) 111

Katholiſche Kirchen, heilige Stätten, Klöſter und Anſtalten.

11. Die Wallfahrtskirche zu Altötting. (Aus dem ſchönen populären Werke: »Wanderungen durch das katholiſche Heiligthum«, das wir hiemit allen Katholiken auf's Wärmſte empfehlen wollen.) 139
12. Eine chriſtliche Kirche der älteſten Zeit.) Nach Euſebius und Receveur.) 155

Seite.

13. Ein Tag zu Morimond. (Nach Dubois.) 158
14. Die Karthäuser. (Von Dubelman, in Aſchbachs Lexikon.) 166
15. Die Beſſerungsanſtalt in St.Lazare zu Paris. (Von Hettinger.) 170
16. Raphaels Meiſterwerke in Madrid 178
17. Der Düſſeldorfer Verein zur Verbreitung religiöſer Bilder. (Nach Neumaier's Geſchichte der chriſtlichen Kunſt, einem populären, Allen, die keine beſondern Studien machen können, ſehr zu empfehlenden Werke über alle Zweige der chriſtlichen Kunſt.) 182
18. Die ſpringende Prozeſſion zu Echternach. (J. Z.) . . . 186

Katholiſche Miſſionen.

19. Bilder aus der ehemaligen Jeſuitenmiſſion in Chiquitos. (Nach Bach.) 190

Bilder aus Babylon.

20. Methodiſtiſche Verzückungen. (Nach Buſch.) 206

Vermiſchtes.

21. Die letzten Stunden eines chriſtlichen Soldaten. (Berault-Bercaſtel) 212
22. Ein Zug von Metaſtaſio. 215
23. Die Stimme der Glocken. 216
24. Gehorſam gegen die Obrigkeit 218
25. Gott ſtreitet für die Unſchuld 219
26. Die Liebe des heiligen Otto. 220
27. Die Kirche und die Frauen im Mittelalter. (Nach Hurter's Innozenz der Dritte.) 221
28. Fenelons Zögling. 227
29. Der Tod im Beruf. 230
30. Die Legende von St.Reinold. 231

Seite

31. Ein Wunder der göttlichen Langmuth. 238
32. Das Kiarchtigla im Oberinnthal. (Nach dem chriſtlichen Hausb.) 241
33. Warum die Chriſten das heilige Land wieder verloren haben 246
34. Das Tanzen in Deutſchland, beſchrieben von einem Chineſen. (A. Stolz.) 251

Digitized by Google

1.

Emmerich Joseph Freiherr von Breidenbach Churfürst von Mainz.

Gerechte, weise und milde Regenten sind ein Geschenk des Himmels; bei ihrem Bilde weilet die Geschichte mit innigem Wohlgefallen und segnet ihr Andenken.

Unter den vielen trefflichen Regenten, deren das Erzstift Mainz sich zu erfreuen hatte, hat sich Emmerich Joseph durch eine so vorzügliche Güte des Herzens, altdeutsche Offenheit und Redlichkeit ausgezeichnet, daß es wenige seines Gleichen hat. Emmerich Joseph, Freiherr von Breidenbach zu Bürresheim, war der Mann, welchen die Vorsehung nach dem verheerenden siebenjährigen Kriege dem Mainzer Erzstifte sandte, um die Wunden zu heilen, welche der zerstörende Krieg geschlagen hatte. Er war geboren zu Koblenz am 12. November 1707, woselbst sein Vater die Stelle eines churtrierischen Oberstkämmerers und geheimen Raths begleitete; seine Mutter war ein gebornes Fräulein von Warsberg.

Schon von seiner frühesten Jugend gab er Beweise eines vortrefflichen Charakters; vorzüglich zeichnete er sich durch Gutmüthigkeit und einen hellen, muntern Geist aus, welche Eigenschaften durch die Anmuth seiner Gestalt erhöht wurden und wodurch er sich allgemeine

Liebe erwarb. Beseelt von Mitleiden gegen Dürftige sah man ihn oftmals seine ganze Baarschaft an die Armen verschenken. Da ihn seine Eltern zu dem geistlichen Stand bestimmt hatten, so wurde er frühzeitig zur Erlernung der nöthigen Wissenschaften angehalten, aber nach dem Geiste der damaligen Erziehung mit einer Strenge, die bei einem so gut gearteten Gemüthe sich auf das vortheilhafteste äußerte, indem er hierdurch ein Feind aller Weichlichkeit wurde. In seinem siebenten Jahre erhielt er eine Dom-Präbende zu Trier uud 1719 eine zu Mainz von seinem Oheime, dem Domprobsten. Mit seinem hellen Kopfe brachte er es so weit, daß er die lateinische, französische und italienische Sprache so vollkommen erlernte, daß er sie fertig sprechen und schreiben konnte; auch griechisch und hebräisch mußte er lernen. Bei reiferen Jahren wurde er nach der damaligen Sitte des Adels nach Frankreich geschickt, woselbst er zu Rheims seine fernere Ausbildung erhielt. Rein und unverdorben kehrte er aus dem Lande heim, das schon damals den Ruf von Irreligiosität und Sittenverderbniß hatte.

Im Jahre 1732 wurde Emmerich Kapitular zu Mainz und 1736 zu Trier. Der umsichtigste Fleiß im Studium der Landesrechte war ihm als junger Domherr seine angelegentlichste Sorge; er verabscheute den Müßiggang und alle weichlichen Unterhaltungen. Obgleich mit einem sehr feurigen Temperamente von Natur begabt, erlaubte er sich nie auch die geringste Ausschweifung; eine ungeheuchelte Gottesfurcht war die treueste Bewahrerin seiner Unschuld. Wahres und aufrichtiges Religionsgefühl, ächte Auferbauung in seinem Kirchendienste, biedere deutsche Redlichkeit, eine unveränderliche Wahrheitsliebe, ein ganz

unbegrenzter Eifer für Recht und Billigkeit, thätige Theilnahme an dem Mißgeschicke seiner Nebenmenschen waren ihm im vorzüglichen Maße eigen. Heuchelei oder die Wohlstands halber sogenannte Kunst der Weltklugen war ihm verhaßt, denn er war ein abgesagter Feind von Lug und Trug; wehe denen, deren Listgewebe seinem scharfsehenden Auge kennbar wurde. So gelassen und großmüthig er die größten persönlichen Beleidigungen ertragen konnte, so unerschütterlich strafte er freventliche Beleidiger seiner glühenden Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe. Sein Vorfahrer, Johann Friedrich Karl, erkannte Emmerichs vortreffliche Eigenschaften; er glaubte daher dem Staate keine größere Wohlthat erzeigen zu können, als durch Ernennung dieses würdigen Mannes zu der Stelle eines Regierungspräsidenten. Hier war es, wo der gerechtigkeitsliebende Emmerich seine ganze Thätigkeit entwickeln konnte. Manche ins Stocken gerathene Geschäfte wurden erledigt, heilsame Vorschläge zu Verbesserungen in Ausübung gebracht, und die Räthe zur genauen gewissenhaften Erfüllung ihrer Pflichten ermuntert.

Die ungetheilte Liebe seiner Mitbürger verlieh ihm nach dem Ableben des Domdechanten Freiherrn von Hoheneck (1758) diese erhabene Würde; unermüdet emsig lag er dem Kirchendienste ob, wie es seine Pflicht als Dechant erheischte und war immer einer der ersten, der Sommers, wie Winters, der Frühmette beiwohnte. Mit christlichem Ernste wußte er die Fehler der Untergebenen zu rügen und mit Liebe und Sanftmuth zu bessern; überall verbreitete er Auferbauung und Ordnung.

Am 4. Junius 1763 war Churfürst Ostein mit

Tode abgegangen. Vermöge seiner hohen Würde kam ihm die Statthalterschaft während des Interregnums zu; jedermann war nun in der gespanntesten Erwartung, wer zum Nachfolger erkoren würde. Groß waren die Verdienste des Domprobsten Hugo Grafen von Elz, der sich durch seine Güte und Freigebigkeit und den besondern Schutz, den er Künstlern und Handwerkern angedeihen ließ, einen großen Namen erworben hatte. Von vierundzwanzig Wahlstimmen hatte er mit der seinigen eilf, der Domsänger, Lothar Franz Ignaz, Freiherr von Specht-Bubenheim, acht, und Emmerich Joseph mit der seinigen nur fünf. Emmerich, der sich selbst nicht die entfernteste Hoffnung zur Churfolge machte, that es in der Seele wehe, daß die stimmenden Domherren sich nicht vereinigen wollten; um dieß nun zu bewerkstelligen, ließ er seine sämmtlichen Chorbrüder zu einem freundschaftlichen Mahle einladen; aber nur die für ihn Stimmenden, nebst dem Sänger Specht-Bubenheim und seiner Partei fanden sich ein; der Domprobst mit seinem Anhange erschienen nicht. Dieses Betragen kränkte Emmerich tief; er glaubte schon seinen Zweck verfehlt zu haben; demohnerachtet eröffnete er den Anwesenden seine hiebei gehabte gute Absicht und bat sie mit der innigsten Herzensgüte, es doch nicht zu einer zwiespaltigen Wahl kommen zu lassen. Seine eingreifenden Worte wirkten so sehr, daß der Domsänger, welchem seine unendliche Rechtlichkeit und Güte allzusehr bekannt war, gleichsam vom Geiste Gottes beseelt, als ein schon achtundsechzigjähriger Mann das Wort nahm und die Anwesenden versicherte, daß nach seiner innersten Ueberzeugung eine einstimmige Wahl erfolgen werde; dann sagte

er: „Du herzensguter Emmerich haſt mit Deiner ſelbſteigenen Stimme fünf, und ich mit der meinigen acht, und dieſe zuſammengenommen geben doch dreizehn, wer wird Dir alſo die Churfolge ſtreitig machen, wenn ich mit meinen acht Stimmen zu Dir übertrete.“ Hier umarmten ſich Beide mit mehr als brüderlicher Liebe und Thränen des innigſten Gefühls rollten von den Wangen dieſer wackern Männer; nach dieſer herzlichen Umarmung wurde der angebotene freiwillige Uebertritt mit einem herzlichen Handſchlage befeſtigt, dann die Gläſer gefüllt, angeſtoßen und auf des neuen Churfürſten langes Wohlergehen mit herzerſchütternder Freude geleert; dann füllte der begeiſterte, redliche Domſänger von neuem das Glas, öffnete das auf den Domprobſteiplatz gehende Fenſter und rief mit lauter Stimme: „auf das Wohlergehen Emmerichs, des neuen Churfürſten von Mainz“, worauf er das Glas austrank und das geleerte Glas auf die Straße mit dem Zuſatze warf: freuet euch, ihr Mainzer, ihr habt jetzt einen herzlich guten Churfürſten, dem euer wahres Wohl und Glück am Herzen liegt.

Dieſer Ruf wurde von den Vorübergehenden gehört und verbreitete ſich mit Blitzesſchnelle in der ganzen Stadt; bald war der ganze Platz mit Menſchen gefüllt; Jung und Alt ſtrömte herbei, jauchzten und frohlockten und rieſen von Herzensgrunde: Emmerich Joſeph, unſer neuer Churfürſt, lebe hoch, Gott ſegne ſeine Wünſche! Dieſes freudige Getümmel ertönte bald zu den Ohren des gegenüberwohnenden Domprobſten, der die Urſache davon ſogleich errieth; er entſchloß ſich demnach ſogleich, welches ſeiner edeln Denkungsart Ehre macht, mit ſeinen Stimmen überzugehen. Kaum konnte er mit dem

ihm nachfolgenden Domherrn durch die freudetrunkenen Bürger ſich durchdrängen. Bei ſeinem Eintritte in die Domdechanei umarmte er Emmerich, übertrug ihm ſeine Stimmen und gratulirte ihm auf das Herzlichſte.

Am 5. Juli 1763 vollzogen die Domkapitularen nach abgehaltenem Hochamte, die feierliche Wahl in der Kapitelsſtube, worauf die beiden Domherren, Franken-ſtein und Hutten, ſich zu dem kaiſerlichen Wahlkommiſ-ſär, Grafen von Pergen, welcher im Biſchofshofe ver-weilte, begaben und die Anzeige von der getroffenen Wahl machten; hierauf verfügte ſich der Kommiſſarius unter Vortretung etlicher churfürſtlichen geheimen Räthe, Kammerherren und Offizianten nach der Domkirche auf die Nebenſeiten des Choraltars, woſelbſt für den Neu-erwählten ein prächtiger Thronhimmel errichtet war. Noch vor dem Eintritte des Geſandten beſtieg der Domſchola-ſter, Graf von Stadion, die hohe Domkanzel und ver-kündete die vollbrachte Wahl in lateiniſcher und deutſcher Sprache; nun folgte der Zug aus der Kapitelsſtube unter Vortretung des churfürſtlichen Hofſtaates, worauf die Domkapitularen paarweiſe und endlich der Erwählte zwiſchen dem Domprobſten und Domkuſtos einherging. Es war ein herzergreifender Anblick, den biedern Em-merich mit ſeiner offenen Miene voll inniger Herzens-güte unter der freudetrunkenen Menge einherſchreiten zu ſehen, wie er dann erſt dem kaiſerlichen Kommiſſarius und ſodann dem Volke vorgeſtellt wurde. In den wei-ten Hallen des Domes erſchallte unaufhörlich das Lebe-hoch; gleich darauf, nach abgelegten Glückwünſchen, wurde das Te Deum unter ſchmetterndem Trompeten- und Paukenſchall abgeſungen, alle Glocken der Stadt ertön-

ten in feierlichem Geläute und die Kanonen wurden von den Wällen abgefeuert.

Sehr bald wurde die Freude der guten Bürger durch eine tödtliche Krankheit getrübt, welche unſern Emmerich überfiel; er ſelbſt hielt ſeine Auflöſung ſo nahe, daß er in die rührenden Worte ausbrach: „Als Churfürſt zu leben iſt mir wenig angelegen, aber mein Vorhaben nicht vollenden zu können, welches ich zur Abhülfe des armen Volkes abgefaßt habe, dieſes zeigt mir den Tod in etwas ſchrecklich, doch bleibe ich gleichgültig, wie Gott es will, er wird das, was ich gedacht habe, beſſer als ich zu bewirken wiſſen.“ Welche vortrefflichen Geſinnungen eines für das Wohl ſeiner Kinder beſorgten Landesvaters! Unaufhörlich ſtrömte das Volk zu den Kirchen, woſelbſt öffentliche Gebete für die Geneſung des vielgeliebten Fürſten angeordnet waren. Gott erhörte das Gebet der Flehenden und der Fürſt genas. Die Freude war unbeſchreiblich; Leute von allen Klaſſen brachten ihre ungeheuchelten Glückwünſche dar; eine ganze Woche verging in Freudenfeſten. Nach ſeiner Geneſung war Emmerichs erſtes Geſchäft, die Rechte und Privilegien ſeiner Unterthanen zu beſtätigen; hierauf traf er die Anſtalten zu ſeiner Konſekration, welche am 13. November erfolgte, nachdem er von Clemens dem Dreizehnten die Konfirmation nebſt dem Pallium erhalten hatte.

Da der geweſene Großhofmeiſter und Miniſter Friedrich Graf von Stadion wegen ſeines hohen Alters keine Geſchäfte mehr beſorgen konnte, ſo ernannte er den Freiherrn von Grosſchlag, einen Mann von großen Kenntniſſen zu dieſer wichtigen Stelle; bei dieſer Veranlaſſung ſagte ihm Emmerich jene beherzigenswerthen Worte: „Ich

habe Sie zu meinem Staats- und Konferenzminiſter auserkoren, weil ich mich überzeugt hatte, daß Sie wirklich die zu einem ſo beſchwerlichen Amte erforderlichen Eigenſchaften und Tugenden beſitzen. Ihre Ernennung iſt nicht Gnade, ſondern Pflicht von mir, denn als Churfürſt iſt es meine Schuldigkeit, jedem Staatsdienſt einen Mann zu ſuchen, der Kopf, Herz und thätigen Willen hat. Von Ihnen erwarte ich alſo, daß Sie ſtets Ihrer ſchweren Pflichten gedenk, ſich ſo benehmen werden, daß ich nie eine Urſache finden könne, eine Reue empfinden zu müſſen. Das Wohl der Völker iſt die erſte Regentenpflicht und die werde ich mit meinem Wiſſen und Willen nie außer Acht laſſen, und es iſt mein ausdrücklicher ernſter Wille, daß auch Sie dieſer Pflicht ſtets eingedenk ſein ſollen. In Ihrer Geſchäftsführung erwarte ich nicht die ſonſt an vielen Höfen üblichen Schmeicheleien und Verſtellungen, ſondern immer und ſtetshin nur reine und aufrichtige Wahrheit, und ſollte ich ſelbſt, als Ihr Herr, gegen mein Wiſſen und Willen einen Fehler zu begehen im Begriffe ſtehen, dann iſt es Ihre Pflicht, nicht als ein Diener von mir, ſondern als aufrichtiger wohlmeinender Freund, mich an meine ſchweren Regentenpflichten zu erinnern". Wahrlich ein Fürſt, der ſo ſpricht und handelt, iſt des höchſten Beifalls würdig. Dieſe ſeine innigen Geſinnungen äußerte er mehrmals; ſeinem Hofprediger und Beichtvater, dem Kapuziner Pater Honorat ſagte er: „ich will, ich bitte, ja ich befehle Ihnen, Sie ſollen mich mit der heiligen Freiheit des apoſtoliſchen Predigtamtes in öffentlichen Kanzelreden nach der Strenge erinnern und in meiner geheimen Beurtheilung mich nicht als einen Churfürſten, ſondern

nur als einen Emmerich und als einen Unterthanen des Wortes Gottes betrachten.“ So dachte, so sprach dieser Edelgesinnte. Oefters hörte man ihn sagen: „Wer geliebt sein will, der muß zuerst lieben.“

Der kurz vorher geendigte siebenjährige Krieg hatte die Staatskasse erschöpft. Mainz mußte vermöge Konvention zweitausend Mann stellen, diese stets vollzählig erhalten, ernähren und kleiden. Das Land hatte unendlich gelitten, empfand aber den empfindlichsten Schaden von den kursirenden schlechten Münzen. Die im Frieden so schnell erfolgte Herabsetzung der Geldsorten verursachte eine höchst schädliche Stockung in dem so sehr von der Natur begünstigten Handel. Emmerich befliß sich den tief gesunkenen Wohlstand zu heben, richtete aber vor Allem sein Hauptaugenmerk auf sich. Durch möglichste Einschränkung des Aufwandes an seinem Hofe, suchte er dem Lande die Kosten zu ersparen. Wie vielmal hat er nicht dasselbe mit freigebiger Zulage aus seinem Privermögen erleichtert, weil es der Wohlstand erforderte, daß sein Hof, als ein churfürstlicher, doch glänzen sollte. Er verstand auf das allervollkommenste die Kunst, in ganz streng abgemessenen Standesgrenzen fürstlich, und doch möglichst genau Haus zu halten, und befliß sich die eingerissenen Unterschleife abzustellen. Seine tägliche nie schwer besetzte Tafel kam weit eher jener eines reichen Bürgers, als eines Churfürsten nahe; an Leckerbissen fand sein mannhafter Gaumen nie Behagen. Während seiner ganzen Regierung gestattete er nur ein einziges Mal, als er Besuch von dem Erzherzog Maximilian erhielt, daß ausländische Weine auf die Tafel gesetzt wurden. Er pflegte öfters zu sagen: Ich habe in

meinem Lande zu Aßmannshauſen den beſten Burgunder, zu Hochheim und Rüdesheim den köſtlichſten Champagner; wem dieſe Weine nicht ſchmecken, der iſt nicht werth bei mir Wein zu genießen.

Einen Beweis ſeiner Liebe und Sorgfalt gab Emmerich in der verrufenen Schuldengeſchichte des Wild- und Rheingrafen Karl Magnus von Grehweiler. Dieſer verſchwenderiſche Graf hatte durch vieles Schuldenmachen allen Kredit verloren; zur Fortſetzung ſeiner ausſchweifenden Lebensart nahm er ſeine Zuflucht zu den ſchändlichſten Mitteln, wozu ihm Juden und Wucherer die Pläne ſchmiedeten. Er ließ falſche Hypotheken auf die Güter ſeiner untergebenen Gemeinden ausfertigen, und mit allen möglichen Formalitäten von ſeiner Kanzlei bekräftigen. Auf ſechs grehweileriſche Gemeinden hatte er für mehr als fünfhunderttauſend Gulden Schuldenverſchreibungen gefertigt, und ſolche durch Mackler an gutmüthige Gläubiger abgegeben; der Betrug aber wurde entdeckt, und es begab ſich, daß die Mainzer Unterthanen allein um neunzigtauſend Gulden auf dieſe Weiſe geprellt worden. In ihrer Noth wußten dieſe kein anderes Rettungsmittel, als ſich an ihren gerechtigkeitsliebenden Fürſten zu wenden. Emmerich wurde höchſt entrüſtet über dieſen ſchändlichen Betrug, und bedauerte zum erſten Mal ſeinen Mangel an Macht. Er verſprach jedoch Alles zu verſuchen, und ertheilte den gemeſſenſten Befehl, daß wenn einer von jenen Menſchen, welche ſich zu dieſem entehrenden Geſchäfte hätten brauchen laſſen, das Mainzer Gebiet betreten würde, man ihn ſogleich feſtnehmen ſolle, weſſen Standes oder Ranges er auch immer ſein möge. Durch Betrieb der Betrogenen glaubte man, daß bei

einer ſchicklichen Gelegenheit mehrere grehweileriſche Schultheißen und Gerichtsmänner in dem mit Naſſau gemeinſchaftlichen Ort Wöllſtein zuſammengekommen ſeien, worauf dieſelbe unverſehens durch den Mainzer Amtsverweſer zu Neubamberg, Heimbach, mit Perſonal-Arreſt belegt und gefänglich nach Mainz gebracht wurden. Karl Magnus als Hauptverbrecher, hatte die Unverſchämtheit, die Vertheidigung ſeiner Mitſchuldigen zu übernehmen, und gegen das Verfahren des Churfürſten bei dem Reichskammergerichte Klage zu führen. Verleitet durch unrichtige Darſtellung erließ dasſelbe ein Mandat, die in Verhaft Genommenen frei zu laſſen, den verurſachten Schaden zu erſetzen, des Grafen Leute und Diener nicht ferner zu moleſtiren, ſondern im Weg Rechtens zu verfahren. Aus gerechtem Unwillen leiſtete Emmerich nicht Folge. Er ließ vorſtellen: die Verhafteten ſeien Land- und Leutbetrüger, die Herrſchaft habe im Einverſtändniß mit denſelben gehandelt, weßhalb keine Juſtiz zu erwarten geweſen. Seine betrogenen Unterthanen hätten ihn um Hülfe gebeten, daher habe er es für ſeine Schuldigkeit erachtet, die Verbrecher, da er ihrer habhaft wurde, mit Arreſt zu belegen. Die Verbrecher hätten ſich keiner Rechtswohlthat zu erfreuen, da ſowohl eine bürgerliche, als eine peinliche Klage gegen ſie eintrete, und bitte demnach, den erſchlichenen Befehl zu kaſſiren. Der Graf Magnus konnte die Wahrheit der vorgetragenen Beſchuldigungen nicht in Abrede ſtellen, er geſtand ſogar, daß ſeine Kammerräthe unrichtige Vollmachten ausgeſtellt und durch falſche Kanzleibeſtätigungen die Kanzleiunterſchriften gemißbraucht hätten; daß die Gemeinden keinen Heller, der Graf ſelbſt die Geldſummen empfangen habe, ſofort er

allein als der Schuldner zu betrachten ſei. Hierauf wurde von dem Kammergericht der unbedingte Befehl aufgehoben und die Sache an die kaiſerliche Kommiſſion verwieſen.

Auch die Verbeſſerung der Juſtizverwaltung war bei unſerm Emmerich eine nicht geringe Sorge. In der Stadt gab er dieſer vorzüglich durch ſeine neuerlaſſene Stadtgerichtsverordnung einen vorher nie gehabten Schwung.

Auch auf dem Lande wollte er der Gerichtspflege eine andere zweckmäßigere Einrichtung geben, wäre er nicht durch zu vervielfältigte Geſchäfte daran verhindert worden. Sein Plan war, aus den vielen Oberſchultheißereien wenige Amtsvogteien zu bilden, und dieſe mit geprüften Männern zu beſetzen. Im Rheingau hatte er ſchon den Anfang gemacht. Bei Vergebungen von Richterſtellen hatte er es ſich zum unerſchütterlichen Grundſatze gemacht, auf keine Empfehlung, ſondern auf die Würdigkeit des Mannes Rückſicht zu nehmen; daher geſchah es auch, daß unter ſeiner Regierung meiſtens verdiente Männer angeſtellt wurden, die noch unter ſeinem Nachfolger der gebührenden Achtung genoſſen. Wie heiß ſein Beſtreben war, einem jeden Dienſte nur wiſſenſchaftliche Männer vorzuſetzen, zeigt ſeine Verordnung vom 27. September 1768, worin jedem Unfähigen alle Hoffnung einer künftigen Anſtellung benommen, dagegen jedem Fähigen die Gewißheit einer Anſtellung zugeſichert wurde.

So unerſchütterlich auch ſein Gefühl für Recht und Gerechtigkeit war, ſo konnte doch ſelbſt dieſes Gefühl ſeine ihm ſo ganz eigene Billigkeit und Menſchlichkeit nicht unterdrücken. Zum Beweiſe mögen folgende Handlungen dienen. Unter ſeiner Regierung ereignete es ſich, daß ein Amtskeller, ſei es aus Fahrläſſigkeit oder auch

aus Schuld, in seiner Kameralrechnung ein Defizit von achttausend Gulden hatte. Dieses veranlaßte eine Untersuchung und schon war das Absetzungsurtheil zur Unterschrift vorgelegt. Noch ehe er unterschrieben hatte, traf sich der Fall, daß sich ein junger ausländischer Mann stellte, der sich erbot, den Receß zu bezahlen, die einzige Tochter des unglücklichen Mannes zu ehelichen, und dann den alten Schwiegervater auf die Tage seines Lebens zu unterhalten. Dem so gütigen Emmerich gefiel dieser Vorschlag, demohngeachtet war doch sein erster Gedanke, ob auch dieser Mann dem Dienste gewachsen sei; er ließ ihn daher prüfen, und als er bestand, ward ihm der Dienst übertragen, bei welcher Gelegenheit sich der erfreute Emmerich so ausdrückte: Der Staat hat keinen Schaden, und drei Menschen sind glücklich, darum ist meine Pflicht dieses zu thun.

War diese Handlung menschlich, so gereicht die folgende seinen erhabenen Gesinnungen zu noch größerer Ehre. Ein anderer Amtskeller hatte eine ganz ungewöhnlich starke Familie, und nach der Lage seines Amtssitzes öftere Besuche von den auf die Jagd gehenden Domherren erhalten, und auch unser Emmerich war sowohl als Domherr, so wie als Churfürst auf Jagdparthien bei ihm einige Mal eingekehrt. Auch dieser Mann hatte in seiner Kellereikasse ein Defizit von siebentausend Gulden, war deßhalb in Untersuchung gerathen, und sein Absetzungsurtheil dem Churfürsten zur Unterschrift vorgelegt. Der unglückliche Amtskeller war nicht im Stande, dem Staate seinen Rezeß zu ersetzen. Dem Churfürsten standen Thränen im Auge, als er das Urtheil durchlesen hatte; er kannte den Mann, wußte daß er ein äußerst

gutmüthiges Temperament hatte, daß ſeine Familie ganz ungewöhnlich ſtark ſei, und dieſe, ſobald er unterſchreiben würde, in das äußerſte Elend hätte gerathen müſſen; es gerieth demnach Gerechtigkeit und Menſchlichkeit in Kampf; als Churfürſt hätte er zwar können Gnade für Recht ergehen laſſen, allein das wollte er nicht, weil er dadurch ein höchſt gefährliches Beiſpiel für andere Fälle gegeben haben würde, und er auch nicht wollte, daß der Staat durch ſeine perſönliche Güte etwas verlieren ſollte. Kurzgefaßt fand jedoch ſeine Menſchenfreundlichkeit ein Mittel, das nur er allein vollführen konnte. Der treffliche Fürſt ließ einen von dem unglücklichen Amtskeller nicht fern angeſtellten Pfarrer kommen, von dem er überzeugt war, daß er ein beträchtliches Vermögen beſitze; dieſem händigte unſer Emmerich die in der Kaſſe fehlenden ſiebentauſend Gulden mit dem Befehle ein, dieſe Summe auf zwei Schuldſcheine dem unglücklichen Amtskeller zur Tilgung ſeines Rezeſſes zu leihen, gab ihm dabei die allerſchärfſte Warnung, ſogar verbunden mit der Drohung des geiſtlichen Gefängniſſes, davon Niemanden etwas zu offenbaren, das Geld deßhalb nur auf ſeinen Namen herzuleihen, und ihm, dem Churfürſten, die beiden Schuldſcheine einzuhändigen. Alles geſchah, wie Emmerich befohlen. Beim Wiedererſcheinen des Pfarrers, und nach dem Empfang der Schuldſcheine, mußten zwei Pfeifen mit Tabak geſtopft und ein Licht herbeigebracht werden; als dieſes geſchehen, blieb er und der Pfarrer allein, und jeder ſteckte mit einem der empfangenen Schuldſcheine ſeine Pfeife an, und rauchten ſo in einer freundſchaftlichen Unterhaltung, nebſt genoſſenem Trunk dieſelbe aus. So erhielt die Kammer den Rezeß, der Unglückliche blieb

an ſeinem Dienſte, die Familie im Wohlſtand, und der edle Emmerich genoß ein reines Seelenvergnügen.

Unter ſo mannigfaltigen Beſchäftigungen vergaß Emmerich das allgemeine Staatsintereſſe nicht; er ſorgte für die Vermehrung der Landes-Revenuen, aber auf eine Art, welche den Bewohnern nicht läſtig wurde. Eine beſondere Aufmerkſamkeit ſchenkte er den beträchtlichen Waldungen im Erzſtift. Er gebot eine allgemeine Abmeſſung, ließ ſie in Riß bringen, von Forſtverſtändigen gehörig abſchätzen, und nach Maßgabe der Ergiebigkeit in jährliche beſtimmte Holzhiebe reguliren, durch welche zweckmäßige Verordnung auch für die Nachkommen geſorgt wurde. Zur Verminderung der Ausgaben reduzirte Emmerich nach dem Tode des Feſtungskommandanten, Generals von Rüdt, die fünf Infanterieregimenter, ſo wie er ſchon früher, bei Errichtung des Huſarenkorps, die Dragoner als überflüſſig abgeſchafft hatte. Seine Sorge war, überall ſo viel möglich zu erſparen, und die Staatseinkünfte ohne Druck der Unterthanen zu vermehren.

Seine grenzenloſe Liebe gegen ſeine Unterthanen zeigte ſich auf eine höchſt rührende Art bei den verſchiedenen Unglücksfällen, die ſich unter ſeiner Regierung ereigneten. Nach dem Jahre 1766 wollte kein einziges Jahr mehr recht gedeihen. Die Früchte ſtanden ſchon in einem ungewöhnlich hohen Preiſe; und da im Jahr 1770 und 1771 wegen des naſſen feuchten Wetters die Ernte gänzlich mißrathen war, ſo entſtand große Noth weit und breit. Der ſchändliche Wucher vermehrte das Elend, und der Arme konnte das nothdürftige Brod, wovon der Preis des Laibs von vier Pfund auf vierundzwanzig Kreuzer geſtiegen war, nicht bezahlen. Emmerich wurde

auf das innerste ergriffen, als er die Größe des Jammers erfuhr, und machte seinen Umgebungen die bittersten Vorwürfe, daß ihm dieses Unglück nicht frühzeitig genug geschildert worden. In dieser großen Noth wandte er sich nach Polen, und ließ in dem entfernten Danzig bedeutende Aufkäufe von Früchten aus seiner Privat-Chatoulle machen. Mit schweren Kosten wurden sie durch die Ostsee nach Amsterdam, und von da den Rhein aufwärts nach Mainz geführt. Er ließ sie auf dem offenen Fruchtmarkt mit dem größten Schaden verkaufen; auch vermochte er die Stifte und Klöster, Alles, was sie noch im Vorrath hatten, auf den Markt bringen zu lassen. Auf diese Art brachte er den Preis der Früchte so tief herunter, daß dieses schnelle Fallen Jedermann in Staunen setzte, und auf ganz Deutschland die wohlthuendsten Wirkungen äußerte. Der menschenfreundliche Emmerich that noch mehr, was ihm bei den Ausländern zum höchsten Ruhm gereichte; er ließ Wasser und Thore offen, um die Durchfahrt des Getreides nicht zu hemmen, befreite dasselbe von allen Zollabgaben, und entbehrte lieber von seinen reichsgesetzmäßigen Einkünften, um das Elend der leidenden Menschheit zu lindern. Von den vorüberfahrenden Schiffen hörte man oftmals die Worte mit Jubel erschallen: „O, der neue Joseph unserer Zeit, der nicht einmal den erlaubten Vortheil aus fremdem Mangel zu ziehen die Absicht hat.“ In dem unfruchtbaren Eichsfelde, wo Noth und Mangel einen noch höhern Grad erreicht hatten, suchte Emmerich noch nachdrucksamer dem Hunger zu steuern. Eigenhändig erließ er an seine Landeskollegien den gemessenen Befehl: um den aus der jetzt gewöhnlichen rauhen und schweren Kost,

bei anhaltender Kälte, herkommenden Krankheiten und bösartigen Fiebern abzuhelfen, allen Gemeinheiten, worin sich dergleichen äußern, Brod, Fleisch, Reis, Oel, Holz und andere nöthige Bedürfnisse umsonst auszutheilen, und unter der Aufsicht des Physikus Avand, und Beistand des Doktors Jagermann, Arzneien aus den Apotheken herzugeben, wie auch Feldscheerer und Krankenwärter anzunehmen, welches Alles aus der churfürstlichen Schatzkammer bezahlt werden soll.“ Durch solche väterlich wohlmeinende Anstalten sind in manchen Orten von zweihundert und mehr Kranken hundertfünzig hergestellt worden.

Keine noch so widrigen Nachrichten seines Hauses drangen ihm so sehr zu Herzen, wie die Leiden seiner armen Unterthanen; er empfing mit innigster Wehmuth die Nachricht von dem Tode seiner vielgeliebten Mutter, und doch kam es nicht bis zu wirklichen Thränen, so sehr ihn dieser Fall schmerzte; er vernahm auch noch die Sterbefälle seiner beiden Brüder, des Domprobsten von Trier und des churkölnischen Obristkämmerers, mit tiefgerührtem Herzen, doch zeigte er sich in allen diesen Fällen standhaft; wenn er aber sein Volk leiden sah, da preßte ihm der so schrecklich empfundene Kummer ganze Ströme von Thränen aus seinen Augen; er betrachtete seine Unterthanen wie seine Kinder, deren Wohl und Wehe seinem Vaterherzen unendlich angelegen war; seine Thränen waren keine Wirkung von Schwäche; die thätige Abhülfe, die zur Erleichterung der Menschheit darauf erfolgte, war der bündigste Beweis seines mannhaften Mitleidens.

Es war eine äußerst rührende, herzergreifende Szene,

als der vielgeliebte Emmerich nach der wirklichen, nur durch ihn beseitigten Hungersnoth von Höchst nach Mainz kam; weiter als eine halbe Stunde Wegs strömten ihm seine treuergebenen Bürger entgegen; beim Zusammentreffen entstand ein aus dem dankbarsten Wonnegefühl entsprossenes Jubelgeschrei; ihm, dem Vielgeliebten, rollten die Thränen stromweise über die Wangen und mit ihm weinte sein Volk die heißesten Zähren des tiefempfundenen Dankgefühls; das Gedränge wurde so groß, daß seine Pferde am Wagen nicht von der Stelle konnten. In einem Augenblicke waren sie ausgespannt, aber nicht feiler Pöbel, sondern seine treuen, dankbaren Bürger zogen ihn frohlockend im herrlichsten Triumphe weiter durch Kassel, über die Rheinbrücke bis in das Schloß; am Rheinthore war das Getümmel so groß, daß das in Parade stehende Militär mit der höchsten Noth sich nur einigermaßen aufrecht erhalten konnte, um die gebührende Ehre bezeigen zu können; vor lauter Lärmen und Jubel hörte man kaum die rauschende Kriegsmusik; nach erfolgtem Aussteigen dankte der Tiefgerührte mit von Thränen unterbrochenen Worten seinen treuen Bürgern und versprach auf die Tage seines Lebens ununterbrochene väterliche Liebe und Sorge, worauf er tiefgerührt sich in sein Kabinet begab, um seinem Herzen Luft zu machen. Abends erfolgte keine Illumination; der allgemeine Jubel bedurfte keiner solchen Aeußerung, die in unsern Tagen so oft entwürdigt wurde. Emmerich hatte in diesen Zeiten der Noth seinem Volke Brod verschafft; ein anderer wichtiger Gegenstand nahm nunmehr seine ganze Thätigkeit in Anspruch; er fand, daß die niedern Volksschulen fast durchgängig mit Lehrern besetzt

waren, welche die Eigenschaft nicht besaßen, die er für den vorgesetzten Zweck am ersprießlichsten hielt. Geläuterte Religionsbegriffe, so viel möglich allgemeine Kenntnisse, welche für die Bürgerlichen gemeinnützig seien, wünschte er zur allgemeinen Wohlfahrt zu verbreiten. Zu diesem Zwecke errichtete er daher eine Schul-Akademie, welche von manchem Wohldenkenden schon längst als ein Bedürfniß gefühlt worden war, und setzte eine eigene akademische Schulkommission nieder.

Auch war sein Augenmerk auf die höhern Wissenschaften gerichtet; sein äußerster Wunsch war die Universität zu heben, allein hier fehlte es ihm an Mitteln, den erforderlichen Fond herbeizuschaffen.

Papst Klemens der Vierzehnte hatte vermöge Bulle vom 21. Julius 1773 den Jesuitenorden in der ganzen Christenheit auf vorzügliches Betreiben der bourbonischen Höfe aufgehoben. Die Minister Choiseul in Frankreich, Aranda in Spanien, und Tanucci in Neapel waren die Haupttriebfedern dieses großes Aufsehen erregenden Ereignisses. So erwünscht es den Protestanten war, so unerwartet dem katholischen Deutschland. Der in dieser Sache gänzlich unbefangene Emmerich nahm keinen Anstand, als erster Erzbischof Deutschlands, dem päpstlichen Befehle Folge zu leisten und die in seinen Staaten und zu Worms befindlichen Kollegien aufzuheben. Die wirkliche Vollführung der Aufhebung der Jesuiten in der Stadt Mainz übertrug er einer gemischten Kommission, an deren Spitze der Hofkanzler Benzel stand; dieser glaubte mit den zwei ihm beigeordneten geistlichen Räthen, Schultheiß und Schumann, daß die wirkliche Nothwendigkeit vorhanden sei, die schärfsten Maßregeln neh-

men zu müſſen; daher geſchah es, daß die wirkliche Vollziehung der Aufhebung am 7. September 1773 in Mainz auf eine Art geſchah, welche vieles Aufſehen, auch Mißmuth und Murren verurſachte. Dieſes war aber bei weitem nicht der Wille des aufrichtig und biedergeſinnten Emmerich; daher war auch der Vorwurf eine unverantwortliche Verläumdung, daß er gegen den Orden feindſelig nach der Verfahrungsart in Portugal, Spanien und Italien gehandelt habe. Selbſt die bei der geſchehenen Aufhebung verordnete Ausrückung eines Theils der Beſatzung war ohne ſein Wiſſen und Willen geſchehen, und er verwies es mit gepreßtem Herzen den Kommiſſarien.

Dem bürgerlichen Erwerbszweige ſtanden beim Anfange ſeiner Regierung viele Hinderniſſe im Wege; vorzüglich litt der Nahrungsſtand durch die vielen Feiertage. Um dieſen Nachtheil zu beſeitigen, entſchloß er ſich mit Bewilligung des Papſtes, einen großen Theil derſelben aufzuheben und ſie auf die nächſten Sonntage zu verlegen. Hierdurch gewann die arbeitende Klaſſe einen vollen Monat, da ſie nun an dieſen Tagen, welche meiſtens nach geendigtem, kurzen Gottesdienſte mit Müſſiggang und oft noch ärgern Dingen gefeiert wurden, ihre Arbeiten verrichten durften; dagegen gebot er eine größere Feier der Sonn- und gebliebenen Feiertage, verbot auf das ſchärfſte an denſelben Handel und Wandel zu treiben, und vor geendigtem Gottesdienſte die Schenken zu beſuchen. Dieſes verurſachte nun bei Manchen großes Mißvergnügen und Murren; als Emmerich dieß hörte, verſetzte er: Der liebe Gott kann es den Menſchen nicht recht machen, wie kann ich es, ich weiß aber gewiß, daß ich in der ſpäteſten Zeit den Dank ernte, den ich nicht

einmal beabsichtige.“ Durch diese Neuerung erwarb er sich manche Feinde, die es sogar wagten, seine religiösen Grundsätze in ein verdächtiges Licht zu setzen; allein Emmerich war weit entfernt von irreligiösen Gesinnungen, er war mehr als einer von der Göttlichkeit seiner Religion überzeugt und höchst besorgt, seine Pflichten als Erzbischof im vollsten Maße zu erfüllen. Hievon zeugen seine trefflichen Pastoralverordnungen beim Antritte seiner Regierung, sein emsiges Streben, den Geist der Andacht in dem zwölfstündigen Gebete, der Anbetung des größten Geheimnisses, zu beleben, seine beträchtlichen Beiträge, die er zu dem Baue der beiden Kirchen zu St. Ignaz und der Augustiner mit vollen Händen spendete; und wie viele Mühe gab er sich für die Erneuerung so mancher Landkirchen; aus allen seinen Handlungen leuchtete seine Gottseligkeit. Sein steter unermüdeter Eifer, aus der Mainzer geistlichen Pflanzschule würdige Religionslehrer zu ziehen, kannte keine Grenzen, und er gab aus seinem eigenen Vermögen beträchtliche Summen dahin, damit mehrere Zöglinge unterhalten werden konnten; er wollte durchaus nicht, daß ein Ungeprüfter oder gar Unfähiger zu einem so heiligen und äußerst wichtigen Amte gelangen sollte; es that ihm in der Seele wehe, daß es nicht in seinen Kräften stand, die armen Ortspfarrer in jene Lage zu setzen, in die er sie so sehnlichst wünschte; denn er fühlte selbst zu wohl, daß ein in Kümmerniß lebender Geistlicher seinem Amte nicht genugsam vorstehen könne. Selbst auf die Klöster wendete er sein Augenmerk; in seiner Verordnung vom 30. Juni 1771 legte er denselben die treue Beobachtung ihrer Ordensregeln an das Herz, und

unterſagte ſtreng den unſchicklichen Aufenthalt außerhalb ihrer Ordenshäuſer.

Er ſelbſt war durchdrungen von einer reinen Gottesfurcht; faſt täglich wohnte er dem unblutigen Opfer mit der größten Auferbauung bei; meiſtens an allen Sonn- und hohen Feiertagen verrichtete er mit entflammter Andacht das heilige Meßopfer. Wenn er als Erzbiſchof Pontifikathandlungen verrichtete, mit welcher Würde geſchah dieſes nicht; mit hoher Andacht ertheilte er den Kleinen die Firmung, ohne jemals wegen einem dabei entſtandenen Gedränge in Ungeduld zu gerathen. Am Frohnleichnamstage trug er jedesmal das Allerheiligſte mit einer Auferbauung, die allgemeine Rührung erregte; nie ſtieg ihm der Gedanke auf, ſich bei dieſen heiligen Handlungen eine Gemächlichkeit zu verſchaffen.

Eine andere Eigenſchaft, wodurch Emmerich ſich zu ſeiner Zeit vor allen andern auszeichnete, war ſein Duldungsgeiſt; unter ſeinem Militär befanden ſich Proteſtanten, die nach ihren Verdienſten ſelbſt zu den höchſten Stellen gelangten; auch nahm er keinen Anſtand, denſelben das Beiſaſſenrecht und die Befugniß bürgerliche Gewerbe zu treiben, zu ertheilen, welches in andern deutſchen Staaten, namentlich in Frankfurt nicht geſtattet wurde.

Das Mitleiden, welches Emmerich gegen Bedrängte beſeelte, war einzig und um ſo erhabener, als er nie öffentlich handelte; die Rechte ſollte nicht wiſſen, was ſeine Linke ſpendete, war ſein Grundſatz; er bediente ſich zu Austheilung ſeiner Wohlthaten Mittelsperſonen, welche Geiſtliche waren, meiſtentheils Pfarrer, auf deren Verſchwiegenheit er zählen konnte, und was er ſelbſt gab, davon wurde in den Tagen ſeines Lebens kein Menſch

etwas gewahr. Mehrere rührende Geſchichten könnte man hievon erzählen; nur einer will ich erwähnen, der Geſchichte mit dem verunglückten Schumacher. Der von Emmerich wieder gehobene Mann erzählte mit bittern Thränen, am Fuße des Trauergerüſtes im Dome am 28. Julius 1774, die ihm erwieſene große Wohlthat. Dieſer Schuhmacher war ſonſt ein thätiger, aber auch ſehr heiterer Mann. Bei warmen, ſchönen Tagen fand er ſich immer an Sonn- und Feiertagen in der Favorite, aß und trank ſeine mitgebrachten Speiſen und Wein, und ſang in ſeinem Seelenvergnügen ſo ganz ohne alle Zurückhaltung ſein Liedchen. Emmerich bemerkte während ſeinem dortigen Sommeraufenthalte auf ſeinen einſamen Spaziergängen dieſen Mann, und hörte ihm ſtets mit wahrem Vergnügen zu; er ging ihm öfters zu Gefallen und belauſchte ihn. Auf einmal hörte ihn Emmerich nicht mehr und konnte ihn nirgends treffen; Emmerichs natürlichſter Gedanke war, er ſei todt. Beinahe hatte ihn der gutmüthige Fürſt ſchon ganz vergeſſen, als er ihn an einem Sonntage ganz unerwartet in einer Ecke mit ganz niedergeſchlagenem Blicke bei einer Statue antraf. Pfeilſchnell ging er auf ihn los, fragte ihn um die Urſache ſeines langen Ausbleibens und ſeiner Niedergeſchlagenheit: er erfuhr von demſelben, daß er durch zufällige Ereigniſſe zurückgegangen ſei, und ihm von Gerichtswegen, als einem Konkursmäßigen, in wenig Tagen ſein ganzes Vermögen verſteigert werden ſolle; dieß alles erzählte der ſonſt ſo heitere Mann mit weinenden Augen. Auf des Fürſten Frage, wie viel er wohl ſchuldig ſei, geſtand er ſeine ganze, auf mehr als achtzehnhundert Gulden ſich belaufende Schuldenlaſt; Emmerich war bis

in ſein Innerſtes gerührt und befahl dem Unglücklichen, auf der Stelle ſo lange zu bleiben, bis er wieder komme, damit ich, verſetzte er, nicht nothwendig habe, dich noch lange ſuchen zu müſſen. In der bangſten Erwartung befolgte der Unglückliche den churfürſtlichen Befehl; Emmerich kam bald wieder und gab dem Traurigen fünf Rollen (in jeder waren 100 Dukaten). „Hier haſt Du was Alter, waren ſeine Worte, damit zahle deine Schulden, ſagſt du aber nur eine Sylbe, dann iſt das Zuchthaus für dich offen, mir aber bedinge ich auch von dir, daß du wieder an Sonn- und Feiertagen deinen alten Platz einnimmſt und fortfährſt, dich mit Speis und Trank zu laben und dein altes Liedchen zu ſingen," und nun verſchwand Emmerich und überließ den Schuhmacher ſeinen eigenen Betrachtungen. Der Mann hatte nicht den Muth, eine einzige Rolle in der Favorite zu öffnen und hielt die Gabe für eine zeitliche Unterſtützung. Wie erſtaunt war er aber zu Hauſe, als er fand, daß die von ihm vermutheten Sechskreuzerſtücke, lauter noch ganz neue geränderte Dukaten ſeien. Damit zahlte er nun ſchon am anderen Tage alle ſeine Schulden noch mit einigem Vortheil, weil ſeine zuſammengerufenen Schuldleute, auf ſeine Frage, wie hoch ſie die Dukaten annähmen, auf die voreilige Antwort eines Juden, der ſich die Möglichkeit einer Zahlung nicht denken konnte: zu ſechs Gulden, ſolches genehmigt hatten. Er fing nun wieder zu arbeiten an, und am folgenden Sonntag war er auch ſchon wieder in der Favorite, labte ſich mit Speis und Trank, und ſang ein fröhliches Liedchen. Emmerich ermangelte nicht ihn aufzuſuchen, und belauſchte ihn mit wahrem Vergnügen.

Für seine Person war Emmerich ganz einfach; Kleiderpracht war seine Sache nicht. In der ihm schuldigen Bedienung war er ganz ohne alle Prätension; öfters geschah es, daß weder Kammerherr, Kammerdiener, noch Kammerlakei bei der Hand waren und so traf es sich, daß er zur Winterzeit sein Feuer selbst zu schüren genöthigt war. Bei einer solchen Gelegenheit geschah es, daß ihm, als er mit einem weißen barchenten Kamisol bekleidet, im Kamin war, sein Gardist Veit einen äußerst starken Schlag auf den Hintern versetzte. Als Emmerich aus dem Kamin herauskam, und der Gardist zu seinem größten Schrecken den Irrthum gewahrte und zu seinen Füßen fiel, unter der heiligsten Versicherung: er habe geglaubt, es sei der Laufer Rothenbücher, versetzte er: Flegel, wenn es auch nur Rothenbücher gewesen wäre, so hättest Du nicht so hart schlagen sollen, worauf er sich im Verbeißen seines Schmerzes sich in sein Kabinet zurückzog. Demohnerachtet war er bei all seiner Herablassung und Freiheitsgestattung Herr über seine Diener, Minister, Räthe. Keiner durfte ihm etwas vormalen, er wollte selbst sehen, hören und prüfen. Wenn er noch so sehr aufgebracht worden, konnte er doch kein einziges Mal über Nacht erzürnt bleiben. Jeder seiner Unterthanen hatte freien Zutritt und konnte unaufgehalten bis in das Lakaienzimmer kommen; es war ihm ein wahres Vergnügen, wenn man sich wegen eigenen Angelegenheiten an ihn wandte; nie verwies er solche an seine Minister, er las und prüfte ihre Bittschriften selbst.

Ein so liebevolles Betragen erwarb ihm die Zuneigung aller Stände; wo er sich blicken ließ, strömte Alles herbei, und die Kleinen ergriffen seine Hand und

küßten ſie, was ein Seelenvergnügen für den guten Fürſten war, wie man aus ſeinen Blicken ſehen konnte.

Im eilften Jahre ſeiner milden Regierung näherte ſich der treffliche Fürſt mit großen Schritten ſeinem Ende. In den letzten Tagen des Monat Mai 1774 überfiel ihn eine Unpäßlichkeit, die ihn zwar nicht zum Bette nöthigte, aber doch äußerſt ſchwächlich machte, eine Krankheit, welche dem wirklichen Anſehen nach nicht viel zu bedeuten hatte, denn ſein ſtarker Körperbau ſchien ſelbſt dem Tode Trotz bieten zu können, und das vernünftige Muthmaßen ſeiner anerkannt geſchickten Aerzte gab noch nichts von einer nahen Todesgefahr zu fürchten. Allein er mag doch ein geheimes Zeichen des nahen Todes in ſich empfunden haben, denn er bereitete ſich zum Erſcheinen vor dem allwiſſenden Richter, und verrichtete wenige Tage vor ſeinem Hinſcheiden ſeine Beicht, und empfing mit der ihm eigenen Andacht das heilige Abendmahl. Noch am Samſtag den eilften Junius Morgens, unterzeichnete er einen Riß von einem Säulen-Tabernakel, welcher aus Silber für die hohe Domkirche ſolle verfertigt werden, nebſt zwei in Andacht vertieften Cherubinen und acht ſilbernen Leuchtern. Das darauf genommene Frühſtück ſchmeckte ihm noch wohl, ſo wie auch das Mittagsmahl. Erſt nach dieſem wollte er ausfahren, alles war dazu in Bereitſchaft, der Domſänger von Frankenſtein wollte ihn begleiten, und beide gingen ſchon der Treppe zu, als der Unvergeßliche ſeine letzten Worte ausſprach: „Gott, wie wird mir's, ich ſterbe, Herr verzeihe mir meine Vergehungen“, worauf er ohne weitere Bewegung, entſeelt, ſeinem Begleiter in die Arme ſank.

So ganz unerwartet und äußerſt ſchnell war der

Tod eines der beſten Fürſten, der zwar nur als Edelmann durch Wahl zur Regentenwürde gelangt, aber doch ganz würdig war, ein Regent zu ſein, welcher ſelbſt ein größeres Volk hätte beglücken können, und der lange nach ſeinem Tode noch verdient, als ein Muſter guter Regenten aufgeſtellt zu werden.

Am Tage ſeines Hinſcheidens war er gerade ſechsundſechzig Jahre ſieben Monate alt geworden. Hätte ihm der Allmächtige noch länger das Leben gefriſtet, ſein kleines Volk würde auf die höchſte Stufe des Glücks gekommen ſein. In ſeiner eilfjährigen Regierung hatte er ſolche weiſe Verordnungen getroffen, daß bei ſeinem Tode nicht allein alle von ſeinem unmittelbaren Vorfahren während dem ſiebenjährigen Kriege nothgedrungen kontrahirten Schulden abgetragen waren, ſondern es befand ſich auch noch in der Staatskaſſe ein beträchtlicher Geldvorrath, auch in den Kellern ſehr viel Wein und auf den Speichern ein bedeutender Vorrath an Früchten, ohne daß er zu dieſem äußerſt beträchtlichen Erwerbe die Unterthanen zu neuen oder gar drückenden Abgaben verpflichtet hätte; vielmehr waren dieſe bei ſeinem Hinſcheiden, nach damaliger Zeit, in wirklich guten Nahrungsumſtänden und Vermögensverhältniſſen, ſo daß man keine Folgen eines frühern Krieges wahrnehmen konnte.

Seinem Willen gemäß ward nur wenige Tage nach ſeinem Tode ſeine bereits am 21. Februar 1772 von ihm ſelbſt gefertigte und am 21. Juli desſelben Jahres in dem domkapiteliſchen Archive niedergelegte Willensverordnung geöffnet; ſie war ganz von ſeiner Hand geſchrieben, der § 4 mit Bleiſtift. Nur ſeinem geheimen Rathe v. Deel hatte der Verewigte Alles, ſogar ſeinen

genauen Sinn davon entdeckt. Den beſten Theil ſeiner Verlaſſenſchaft, eigene Worte Emmerichs, nämlich ſein prachtvolles Bruſtkreuz, Ring, ſeine ſchöne brillantene Hutſchleife nebſt Knopf und ſeine koſtbare Tabatière hatte er dem Armen- und Waiſenhauſe dergeſtalt legirt, daß es ſeinem Nachfolger in der Chur frei ſtehen ſolle, dieſen Schmuck gegen eine den beiden Stiftungen zu erlegende Summe Gelds von 40,000 Gulden an ſich zu löſen, und für das Erzſtift käuflich zu erwerben, ſofort den von ihm beſtimmten Werth entweder auf einmal, oder nach Befinden in geringern Summen abzutragen, oder auch das ganze Kapital als ein zu vier Prozent verzinsliches Anlehen zum Vortheil gedachter Stiftungen zu übernehmen, bis dahin die Umſtände des churfürſtlichen Aerarii die Wiederlage etwa geſtatten werden.“ Die Armen, für die er während ſeines Lebens ſo große Sorge getragen, ſollten noch nach ſeinem Tode das koſtbarſte erhalten, was während ſeinem Leben zur Verherrlichung ſeiner fürſtlichen Würde gedient.

Dieſem edlen Menſchenfreunde, der in dem Herzen ſeiner Zeitgenoſſen ſich ein bleibendes Denkmal errichtet hatte, wurde aus kleinlicher Eiferſucht das beſcheidene Monument verweigert, welches das Andenken ſeiner fürſtlichen Tugenden den ſpäteſten Nachenkeln verkünden ſollte. Lange lag der hierzu beſtimmte Marmor an den Ufern des Rheins, bis er anders wohin verwendet wurde.

2.

Gregor der Wunderthäter.*

Die Kirche blühte zwar im Ganzen genommen durch das römiſche Aſien in reicher Fülle, dennoch gab es auch hier noch manche Gegenden und bedeutende Städte, wo die Anzahl der Chriſten wenig bedeutend war. Geringer als vielleicht in irgend einer Stadt von dieſem Range war ſie in Neu-Cäſarea, der Hauptſtadt der Provinz Pontus. Aber der Herr, welcher ſich des Volkes zu erbarmen beſchloſſen hatte, erkor aus ihrer Mitte einen reinen Jüngling, welchen er an der ſanften Hand ſeiner Fürſehung zur Erkenntniß der Wahrheit leitete und durch die wunderbaren Gaben ſeines Geiſtes zu ihrer wirkſamen Verkündigung rüſtete. Theodorus und Athenodorus, zwei aus Neu-Cäſarea gebürtige Jünglinge, kamen, um eine Schweſter zu beſuchen, von Berytus, wo ſie der Rechtsgelehrſamkeit oblagen, nach Cäſarea in Paläſtina, wo ſich eben der aus Alexandrien vertriebene Origenes aufhielt. Sie wollten dieſe Gelegenheit benützen, um die Vorträge eines ſo berühmten Mannes zu hören. Der umſichtsvolle Lehrer zeigte ihnen zuerſt, wie unentbehrlich die wahre Philoſophie, die Anleitung zur richtigen Erkenntniß ſeiner ſelbſt und der Güter, die er ſuchen, und der Uebel, die er meiden ſolle, dem Menſchen ſei. Seine Worte machten auf das Herz der Jünglinge einen ſo mächtigen Eindruck, daß ſie die Rechts-

* Nach Rauſcher's (jetzigen Fürſterzbiſchofs von Wien) vortrefflicher, aber leider unvollendeten Geſchichte der Kirche.

wissenschaft aufzugeben und sich unter seiner Anleitung der Erlernung dieser wahren Philosophie zu widmen beschlossen. Wer in der menschlichen Erkenntniß die tiefste Kunde besitzt, der sieht auch ihre Unvollkommenheit am deutlichsten ein. Um der gläubigen Unterwerfung einen festen Grundstein zu bereiten, lehrte Origenes die beiden Brüder alles, was damals in den Umkreis der Philosophie gezogen wurde; er unterrichtete sie in der Mathematik, in der Natur- und Sternkunde, doch mit vorzüglicher Sorgfalt ging er mit ihnen alle die vorzüglichsten Lehrgebäude der heidnischen Weisen durch und ließ sie schauen, von wie vielen Irrthümern dieselben befleckt wären; öffnete dann das Buch der Weisheit, der heiligen Schrift, und zeigte ihnen, daß das Beste, was die gepriesensten der Menschen gefunden hatten, nur die leise Ahnung war von einem Strahle jener Sonne, die hier enthüllet und fleckenlos leuchtete. Maximin's Verfolgung unterbrach seine heiligen Bemühungen. Nach ihrer Beendigung kehrten die Brüder zu ihm zurück und wurden, nachdem sie in den Geheimnissen des Glaubens vollkommen waren unterrichtet worden, durch die heilige Taufe in den Schooß der Kirche aufgenommen.

Gregorius — denn in diesen Namen hatte Theodorus seinen frühern bei der Taufe verwandelt — Gregorius kehrte nun zwar nuch seiner Vaterstadt zurück; allein zum großen Staunen seiner Mitbürger, die ihn auf der Rednerbühne zu hören gehofft hatten, vertheilte er sein väterliches Erbe unter die Armen und seine Verwandten und ergab sich in ländlicher Stille der Einsamkeit und der Betrachtung dessen, was ewig bleibt. Doch seine Abgeschiedenheit vermochte ihn dem erleuchteten Blicke des

heiligen Phädimus, Biſchofs von Amaſen, nicht zu entziehen und er beſtimmte den gotterfüllten Gregorius zum Biſchofe der wenigen Chriſten von Neu-Cäſarea. Gregorius kannte die Schwere dieſes Amtes zu gut, um dasſelbe nicht zu fürchten und wechſelte ſeinen einſamen Wohnort. Als ihn Phädimus nicht aufzufinden vermochte, erhob er eines Tages ſeine Augen gen Himmel und erklärte, daß er den Gregorius zum Dienſte der Kirche ausſondere. Nun wagte der heilige Jüngling nicht länger zu widerſtehen, er empfing die Biſchofsweihe, und nachdem er ſich noch einige Zeit lang in der Einſamkeit durch Gebet und Betrachtung der Wahrheiten des Glaubens vorbereitet hatte, begab er ſich nach der verlaſſenen Vaterſtadt zurück und trat ſein Hirtenamt an. Er fand dort nicht mehr als ſiebenzehn Gläubige, aber Gott, deſſen nachſichtige Erbarmung den zarten Sprößlingen des neuen Glaubens das Wunder zur Pflegerin zu geben pflegt, offenbarte ſeine Allmacht auch zu Neu-Cäſarea. Gregorius heilte viele Kranke, befreite die von unreinen Geiſtern Geplagten, und da er ſolchen Werken den unermüdeten Eifer der Predigt hinzufügte, ſo bekehrte er in kurzer Zeit eine große Anzahl ſeiner Mitbürger zum Bekenntniſſe der Wahrheit und ſah eine zahlreiche Gemeinde um ſich verſammelt. Seine Wunder waren ſo häufig und auffallend, daß ſie ihm noch bei ſeinem Leben den Beinamen des Wunderthäters erwarben. Die fromme Sage erzählte von ihm, daß er einſtmals auf ſeiner Reiſe, weil ſich nirgends eine andere Herberge zeigte, in einem Tempel des Apollo übernachtete. Als nun der Prieſter des andern Tages kam und ſeinen Götzen befragen wollte, war der böſe Geiſt, welcher ſich ſeiner zur Berückung der

Menſchen bediente, verſtummt und konnte zu keiner Antwort vermocht werden. Doch die nächſte Nacht machte er ſeinem Prieſter im Traum kund, des Gregorius Aufenthalt im Tempel habe ihn daraus vertrieben und nur mit Erlaubniß dieſes Mannes könne er dorthin zurückkehren. Der Prieſter eilte dem heiligen Biſchofe nach, drang in ihn mit Vorwürfen und Bitten, den angerichteten Schaden wieder gut zu machen, und erhielt von ihm wirklich ein Schreiben dieſes Inhalts: Gregorius an Satan. Ich geſtatte dir an deinen Ort zurückzukehren und zu thun, was du gewohnt biſt. Die Zeilen legte der Prieſter im Tempel nieder und der Götze gab ſeine gewöhnlichen Antworten. Aber eben die Folgſamkeit des vermeinten Gottes nahm die Binde von des Dieners Augen. Er kehrte zu Gregorius zurück und ward aus einem Götzenprieſter ein Bekenner, endlich auch ein Auserkorner des wahren Gottes. Gregorius weihte ihn zu ſeinem Diakone, ja er ſoll dem Heiligen auf dem Biſchofsſitze zu Neu-Cäſarea nachgefolgt ſein.

Gregors Eifer erſtreckte ſich auch über das Gebiet von Neu-Cäſarea hinaus und in mehreren Städten erbaten ſich die chriſtlichen Gemeinden von ihm den Vorſteher, der ſie regieren ſollte. Seiner Erleuchtung verdankte auch Comana den heiligen Biſchof Alexander. Von den Bitten der Gläubigen berufen, war Gregorius in dieſe Stadt gekommen und die Vornehmen und obrigkeitlichen Perſonen ſchlugen ihm mehrere Männer von glänzenden Eigenſchaften als zum biſchöflichen Amte geeignet vor. Aber Gregorius, welcher wohl merkte, daß ſie auf weltliche Vorzüge zu ſehr achteten, ermahnte ſie, daß ſie nicht verſchmähen ſollten, bei der Wahl ihres

Hirten auch auf die, welche von unanſehnlichem Aeußern wären, das Auge zu werfen. Darüber ſpottete einer der Vornehmen und ſprach: wenn dieſes ſo wäre, ſo könnte man keine beſſere Wahl thun, als wenn man Alexander, den Köhler, erkieſete. Sein Scherz war für Gregorius ein Wink der göttlichen Vorſehung; aufmerkſam gemacht, fragte er, wer denn dieſer Alexander wäre. Hier iſt er, rief einer der Anweſenden und führte lachend einen halbnackten, mit Kohlenſtaub bedeckten Menſchen vor. Die ganze Verſammlung brach in ein lautes Gelächter aus, Alexander aber zeigte weder verlegene Beſchämung, noch rohe Stumpfheit, ſondern ſtand mit unveränderter Ruhe in der Mitte der Spottenden. Da nahm ihn Gregorius, deſſen Auge tiefer blickte, bei Seite, und fragte ihn, wer er ſei? Nun geſtand Alexander mit ſchnellbereitem Vertrauen, daß ihn nicht die Armuth, ſondern das Verlangen, die chriſtliche Tugend ſicher und verborgen zu üben, in dieſen Stand geführt habe. Ich betrachte, ſprach er, dieſen Kohlenſtaub, der mich entſtaltet, wie eine Larve, die mich verbirgt. Ich bin jung, wie Du ſieheſt, und möchte, wäre ich anders angethan, nicht ungeſtaltet erſcheinen; dieß würde mir, der ſich vollkommener Enthaltſamkeit zu widmen begehret, ein Fallſtrick der Verſuchung ſein. Ueberdies nährt mich mein Handwerk auf unſchuldige Weiſe. Gregorius zweifelte nun nicht länger; er ließ Alexander in den Händen der Seinigen, damit ſie ihn waſchen und anſtändig kleiden möchten und begab ſich zur Verſammlung zurück. Dort ſprach er über die einem Biſchofe nöthigen Eigenſchaften und zog ſeine Rede in die Länge, bis Alexander gleich einem neuen Menſchen in die Mitte ſeiner ſtaunenden Mitbrüder trat.

Wundert Euch nicht, sagte Gregorius, daß Ihr Euch täuschtet, da Ihr den sinnlichen Eindruck allein zum Führer nahmt! Der Teufel hätte dieß Gefäß der Erwählung gerne unnütz gemacht, indem er es verborgen hielt. Darauf wurde der bescheidene Jüngling zum Bischofe geweiht und seine Amtsverwaltung, wie sein Tod zeugten für die Erleuchtung dessen, der ihn aus der einsamen Oede hervorgezogen hatte.

Athenodorus, der Bruder und Mitschüler des Wunderthäters, wurde gleich ihm Bischof einer Stadt im Pontus.

3.

Der heilige Philipp Neri, Stifter der Oratorianer.

Am 21. Juli des Jahres 1515 wurde dem Franz Neri, einem redlichen Sachwalter zu Florenz, von seiner Frau Lucrezia, aus edlem Geschlechte, ein Sohn geboren, der in der Taufe den Namen Philipp erhielt. Mit schönen Geistesgaben verband derselbe von Kindesbeinen an die tiefste Ehrerbietung und den willigsten Gehorsam gegen den Vater, die er beide nach dem Tode der Mutter in nicht minderem Grade der Stiefmutter erwies. In seinem Betragen bewährte er sich so tadellos, im Verhalten gegen Andere so mild, daß ihm insgemein der Name »Pippo der Gute« beigelegt ward. Er zeigte frühzeitig ein ungemeines Verlangen, das Wort Gottes zu hören, eine brennende Begierde, die Psalmen und andere Gebete

zu beten; aber nie hörte man ihn, wie andere Knaben ſagen, er wolle ein Prieſter, nur ein Bruder wollte er werden.

Mit dem achtzehnten Jahre ſandte ihn der Vater zu einem reichen Oheim, der in San Germano Kaufmannſchaft trieb. Dieſer fand den Neffen ſo liebenswürdig, daß er denſelben zu ſeinem Erben einzuſetzen gedachte. Gott aber hatte es anders beſtimmt. Unfern von San Germano liegt ein Berg, von dem die Sage geht, er ſei einer derjenigen, die bei dem Tode des Heilandes ſich geſpalten hätten. In der Mitte des Bergſpaltes ſteht eine Kapelle unter Obſorge der Benediktiner von Monte-Caſino. Dorthin begab ſich Philipp öfters zum Gebet und zur Betrachtung der Leiden ſeines Herrn. Da ſtärkte er ſich in dem Gedanken, von den Gütern der Welt ſich abzuwenden, um deſto gewiſſer Chriſtum zu gewinnen. Umſonſt bot der Oheim Alles auf, ihn an jene zu feſſeln. Philipp erzeigte ſich zwar dankbar für ſeine Abſichten, erklärte aber, bei ſeinem Vorſatze zu bleiben.

Nach zweijährigem Aufenthalt in San Germano brach er nach Rom auf. Ein florentiniſcher Edelmann öffnete ihm ſein Haus und gab ihm einen Jahresgehalt, den aber Philipp einem Bäcker überließ, damit er ihn täglich mit Brod verſehe; dagegen unterwies und bildete er zwei Knaben des Edelmannes. Sonſt führte er in deſſen Haus ein einſiedleriſches und ſtreng aszetiſches Leben; ſelten fügte er ſeinem Brod ein anderes Nahrungsmittel bei. In ſeinem Gemach duldete er bloß eine einfache Lagerſtätte und einige Bücher; ſeine Kleider hingen an einem an der Mauer befeſtigten Strick; ſelbſt die Lagerſtätte diente nur zur Raſt unter Tags, ſonſt ſchlief er auf der Erde. Aber neben dem Gebet verlegte

er ſich auf das Studium der Philoſophie und Theologie, und gewann bald allen Mitſchülern den Vorrang ab. Schon damals eröffnete er Zuſammenkünfte, in welchen er mit Jünglingen theologiſche Gegenſtände erörterte; bisweilen fanden ſich auch ältere Perſonen dazu ein, die ſich über ſeine klare und bündige Darlegung der in Frage ſtehenden Gegenſtände nicht wenig verwunderten. Er ſelbſt bewährte bei dieſem Allen die größte Beſcheidenheit. Zwiſchenein unterwies er das gemeine Volk in katholiſcher Lehre, und gewann in Rom als Jüngling, wie einſt in Florenz als Knabe, den Beinamen des Guten.

Schon ſtand er allgemein in dem Ruf, unter den Schülern der Sapienza der Gelehrteſte zu ſein, als er den Vorſatz faßte, nichts anderes zu wiſſen, als Jeſum und zwar den Gekreuzigten. Deßwegen verkaufte er alle ſeine Bücher, um deren Erlös den Armen auszutheilen. Fortan lag er Gebet, Bußwerken ob, zog ſich in die Einſamkeit. Manche Nacht pilgerte er durch Roms ſieben Baſiliken. Während mehrerer Jahre verweilte er häufig in den Katakomben von St. Sebaſtian.

Nachdem er bis in ſein neunundzwanzigſtes Jahr dieſe Lebensweiſe geführt, trat er mit einmal auf öffentlichen Plätzen und an andern zahlreich beſuchten Orten als Prediger auf. Er beſaß eine eigene Gabe, die Menſchen zu gewinnen. Viele wurden durch ihn bewogen Chriſto zu dienen. Mit dieſem vereinigte er die aufopferndſten Dienſtleiſtungen in den Spitälern, und bewirkte, daß manche adelige Laien ihm nahe darin nachahmten.

Um ſeine wohlthätigen Bemühungen an armen Pil-

gern und Geneſenden noch weiter auszudehnen, ſtiftete er im Jahre 1548 die Bruderſchaft von der allerheiligſten Dreifaltigkeit. Sie trat bei dem Jubiläum im Jahr 1550 zum erſten Male in Wirkſamkeit. Nicht nur wurden den müden Pilgrimen die Füße gewaſchen, die Speiſen gekocht, die Betten hergerichtet, alle Dienſte geleiſtet, nicht als gälten ſie ihnen, ſondern dem König der Könige, dem Herrn der Herren; es wurden auch die Unwiſſenden belehrt, alle zu chriſtlichen Tugenden ermahnt. Nach dem Vorbilde von Rom traten ähnliche Bruderſchaften auch in andern Städten zuſammen. Die Uebung chriſtlicher Liebe wirkte heiligend auf die Mitglieder zurück. Bei den nachfolgenden Jubiläen wurden manchen Tages ihrer dreitauſend, ja noch mehr, während des ganzen Verlaufs bei dreißigtauſend aufgenommen, zu deren Bedienung Kardinäle und Prälaten, Fürſten und Edelfrauen, ja die Päpſte ſelbſt ſich einfanden.

Bei allem Studium der Theologie, bei allem Eifer, anderen den Weg des Heiles zu zeigen, bei aller Thätigkeit in Werken chriſtlicher Liebe, war Philipp bis dahin immer Laie geblieben. Lange Zeit mahnte ihn ſein Beichtvater vergeblich, die Prieſterweihe zu nehmen. Zuletzt willfahrte er aus Gehorſam, da er ſchon ſechsunddreißig Jahre zählte. Von da an wohnte er mit andern frommen Prieſtern in San Girolamo della Carità, welcher Kongregation bald der berühmte Cäſar Baronius beitrat.

Dieſelbe hatte damals noch keine beſondern Vorſchriften oder Satzungen, auch keine Obern; in Liebe und Achtung des einen gegen den andern ſollten alle Satzungen begriffen ſein, das Alter die Rangordnung

beſtimmen; nicht das Mahl, nur das Gebet ſie täglich vereinigen.

In Bezug auf chriſtliche Uebungen ging damals ein ſehr laues Leben in Schwang. Viele meinten, was Bedeutendes ſie gethan hätten, wenn ſie des Jahres mehr als ein Mal zur Beichte gingen. Darin erkannnte Philipp das Verderben ſo vieler Menſchenſeelen. Darum dachte er im Verein mit ſeinen Gefährten, das öftere Beichten und Kommuniziren wieder in Aufnahme zu bringen. Er begann damit, daß er ſelbſt öfter in dem Beichtſtuhl ſich einfand. Da er die Früchte davon bald wahrnahm, begnügte er ſich nicht allein des Tages Beichte zu hören, ſondern nahm ſelbſt die Nacht dazu, ſo daß er manchmal ſchon vor der Morgendämmerung deren vierzig gehört hatte. Darauf begab er ſich in die Kirche und verließ den Beichtſtuhl nur, um Meſſe zu leſen; hatte Niemand ſich eingefunden, ſo las er doch das Brevier oder betete den Roſenkranz in deſſen Nähe, um alſogleich bei der Hand zu ſein. Er fühlte einen ſolchen Drang Beichte zu hören, daß er oft ſagte: „im Beichtſtuhl zu ſitzen iſt mein einziges Vergnügen.“ Nur ein Verbot des Arztes konnte ihn von demſelben zurückhalten. Nach Tiſch, um dem Schlaf zu entgehen, ließ er einige ſeiner Gefährten auf ſein Zimmer kommen, um irgend einen Gegenſtand der Moral oder aus dem Leben der Heiligen zu erörtern. Anfangs waren es ſieben oder acht Perſonen, die an dieſen Beſprechungen Theil nahmen, bald vermehrten ſie ſich ſo, daß ſeine Zelle nicht mehr für alle Raum bot und er auf ſeine Koſten ein größeres Gemach mußte einrichten laſſen.

Durch ſein bisheriges, ſegensreiches Wirken ermuthigt, faßte Philipp den Vorſatz, ein ausgebreiteteres Ernte-

feld aufzusuchen. Wie einst den heiligen Franz, so drängte es auch ihn, Christum den heidnischen Völkerschaften zu verkünden. Er las in seinen geistlichen Konferenzen die Berichte, welche die Väter der Gesellschaft Jesu aus Indien sandten. Ihn schmerzte, daß die Zahl der Arbeiter dort so geringe sei. Gewöhnt, nichts ohne Bedacht, Gebet und Rath zu vollführen, theilte er sein Vorhaben einem frommen Benediktiner zu St.Paul mit. Dieser sprach sich darüber nicht aus, sondern rieth ihm, einem heiligmäßigen Cistercienser im Konvent von St.Vinzenz und Anastasius zu befragen. Ihm entdeckte sich Philipp. Der Cistercienser hieß ihn nach einigen Tagen wieder kommen. Da vernahm er von demselben: Der Evangelist Johannes habe ihm geoffenbart, er müsse Indien in Rom suchen, hier fände er den ersehnten Wirkungskreis. Von dieser Zeit an verlegte er sich vorzugsweise darauf, Juden die christlichen Wahrheiten bekannt zu machen, und hatte die Freude, manche derselben der Kirche zu gewinnen. Daneben predigte er in seinem Oratorium täglich den Gläubigen und trug einem seiner Gefährten auf, Vorträge über die Geschichte der Kirche von ihrer Gründung bis auf die Gegenwart zu halten. Hiezu bestimmte er den Cäsar Baronius, den er somit zu gründlicher Erforschung aller alten Dokumente verpflichtete und gleichsam der geistige Vater seines unsterblichen Werkes wurde.

Vom Jahre 1558 an mehrten sich die Theilnehmer an den geistlichen Erörterungen und Uebungen in San Girolamo della Carità. Die Kirchenvorsteher räumten Philipp dazu ein Seitenschiff der Kirche ein. Jene Konferenzen begannen jeden Tag nach Tisch; nach deren Beendigung führte Philipp die Theilnehmer in's Freie,

an Feſttagen in eine Kirche, zur Veſper, Komplet oder Predigt. Später pflegte er mit der Jugend, beſonders zur Karnevalszeit oder nach Oſtern, in die ſieben Kirchen zu ziehen. Dazu folgten ihm Anfangs blos fünfundzwanzig, höchſtens dreißig, ſpäter waren es bisweilen über zweitauſend. Dieſes Alles übte auf Rom einen erſtaunlichen Einfluß. Glaubenseifer, Sittenreinheit kehrten zurück, Geiſtliche und Weltliche, Männer und Weiber befliſſen ſich eines gottſeligen Lebens, wetteiferten in Werken chriſtlicher Liebe.

Da gedachten die Florentiner, ihren weit umher gefeierten Mitbürger für ſich zu gewinnen. Eine Deputation lud ihn im Jahre 1564 ein, ihrer kürzlich erbauten Kirche von St. Johann zu Rom vorzuſtehen. Da er zur Trennung von San Girolamo ſich nicht entſchließen konnte, wendeten ſich die nach Rom geordneten Deputirten an Paul den Vierten. Philipp fügte ſich des Papſtes Willen und bat nur, bei San Girolamo verbleiben zu dürfen, wogegen er dreien ſeiner ausgezeichnetſten Schüler, unter denen auch Cäſar Baronius, zu St. Johann zu wohnen auftragen wollte. Dieſes wurde ihm von dem Oberhaupt der Kirche bewilligt. Dort war es, wo Baronius Manchem, der geiſtlichen oder wiſſenſchaftlichen Verkehrs wegen ihn aufſuchte, in der Küchenſchürze entgegen trat, oder bei dem Reinigen der Schüſſeln ſich finden ließ. Die Zeit während des gemeinſamen Mahls bei St. Johann war in drei Theile getheilt, zwei davon dem Leſen, einer der Löſung eines Zweifels oder der Behandlung eines Gewiſſensfalles gewidmet. Jeden Tag aber kamen die Brüder mit Philipp irgendwo zuſammen.

Wie vieles er gewirkt, wie großes Vertrauen er ge-

wonnen, wie einen freudigen Aufſchwung zu ſo vielem Guten Rom ihm zu verdanken hatte, an Haß und giftigen Beſtrebungen gegen den edlen Mann fehlte es eben ſo wenig. Schon im Jahr 1552 verband ſich ein Kirchenvorſteher von San Girolamo, ein Arzt, mit zwei abgefallenen Mönchen, die ſich als Weltprieſter dort eingeſchlichen hatten, in der Abſicht denſelben zu vertreiben. Da die beiden über die Sakriſtei geſetzt waren, erſannen ſie allerlei Chikanen, wenn Philipp Meſſe leſen wollte. Er trug dieß Alles mit Geduld und ſagte nur: „ich muß Gott für Euch bitten.“ Je gelaſſener aber er ſich erwies, deſto wüthender wurden jene. Bei einem Gang, auf welchen ſie ihn begleiten mußten, brach der Eine wider Philipp in die heftigſten Scheltworte aus; die Geduld, mit der er auch dieſes ertrug, wandelte den Andern um, ſo daß er ihm beichtete und um ſeine Verwendung anging, wieder in ſeinen Orden treten zu dürfen, in welchem er reumüthig ſein Leben beſchloß. Eben ſo wurde der Arzt in der Folge dergeſtalt zu ihm hingezogen, daß er ſein geiſtlicher Sohn ward, und ſelten ein Tag verging, an dem er ſich nicht bei ihm eingefunden hätte. Später wurde Philipp vorgeworfen, er veranſtalte den Beſuch der ſieben Kirchen nur in der Abſicht, um von ſich reden zu machen, oder dem Wohlleben nachzugehen; wieder andere ahneten darin die Möglichkeit von Volksaufläufen. Es gelang ſelbſt, den päpſtlichen Generalvikar wider ihn einzunehmen, der ihn deßwegen vorforderte und über dieſe Gewohnheit hart anließ. Am Ende ſagte er zu ihm: „Euch ſtachelt der Ehrgeiz; was Ihr da unternehmet, geſchieht nicht Gott zu Ehren, ſondern um eine Sekte zu ſtiften.“ Da wen-

dete ſich Philipp zu einem Kreuzesbild und rief: „Du, Herr! weißt es, ob, was ich thue, in deinem Dienſt, oder um eine Sekte zu gründen, geſchieht“ — und ging fort. Nicht minder gelang es, Vielen unter dem Volke eine ſchlimme Meinung von ihm beizubringen. Er aber, immer gewohnt, den Obern zu gehorchen, verbot ſeinen Beichtkindern ihn ferner zu begleiten, ja er ſagte ihnen nicht einmal mehr, nach welcher Kirche er ſich wenden werde. Wie denn bald darauf jener Prälat beim Herausgehen aus dem päpſtlichen Palaſt todt niederfiel, wollte Philipp nicht, daß hievon geſprochen werde. Nach kurzer Zeit ließ ihm Paul der Vierte ſagen: er möchte nur ſeine Züge fortſetzen, und da er ſelbſt nicht Theil daran nehmen könne, werde er Gott für ihn anrufen.

Philipp hatte zwar niemals die Abſicht gehabt, der Gründer einer Kongregation werden zu wollen. Wie aber ſeine Gefährten aus dieſen Bemühungen immer ſchönere und reifere Früchte herannahen ſahen, da gingen ſie ihn dringlich an, er möchte ſich um eine Wohnung und eine Küche umſehen, wo ſie als Kongregation von Weltprieſtern bei gemeinſamem Leben ihre bisherigen Uebungen fortſetzen könnten. Da boten ſich damals zwei Gelegenheiten dar, nämlich nach St.Maria in Monticelli und St.Maria in Navicelli. Gregor der Dreizehnte fand die letztere (zwar klein) wäre die geeignetere, und der geſünderen Lage wegen empfehlenswerther. Philipp erwarb dieſe, und am 15. Juli 1575 durch eine Bulle die Befugniß, unter der Benennung Kongregation des Oratoriums, Weltprieſter vereinigen und denſelben Vorſchriften ertheilen zu dürfen, welche der Gutheißung des apoſtoliſchen Stuhls zu unterwerfen wären.

Die baufällige Kirche ſollte abgeriſſen, eine neue (noch jetzt Chiesa nuova genannt) aufgeführt werden. Der Baumeiſter kam mit ſeinem Plan nach San Girolamo, da Philipp eben im Begriff war, die heilige Meſſe zu leſen, daher ihm ſagen ließ, er möchte nur zuwarten. Wie hierauf der Baumeiſter den Faden aufſpannte, wie weit ſeiner Meinung nach der Faden gehen dürfte, befahl im Philipp weiter zu ſpannen. Da dieß geſchehen war, rief er: „noch weiter!“ Hierauf abermals „noch weiter!“ Endlich: „ſo iſt's recht, jetzt fanget an zu graben.“ Wie ſtaunten nicht die Arbeiter, als ſie zehn Palmen unter der Erde auf ein feſtes Gemäuer ſtießen, auf welchem ſie nicht allein die ganze Evangelienſeite aufführen konnten, ſondern welches noch hinreichendes Material zu den übrigen Grundlagen und einem Theil des Gemäuers lieferte. Der Erzbiſchof von Florenz, Alexander Medici, nochmals Leo der Eilfte, legte am 17. September 1575 den Grundſtein. An Umtrieben und Gewalthandlungen, um den Fortgang des Baues zu hindern, fehlte es ſelbſt damals nicht; doch konnte am 3. Februar 1577 der erſte Gottesdienſt unter großem Volkszudrang in der Kirche gehalten, im April das Haus bezogen werden, zu deſſen Vergrößerung gleich darauf ein kleines Frauenkloſter gekauft wurde; andere nahe liegende Häuſer kamen als Geſchenk an die Kongregation; an Gaben, um den Bau zu beſtreiten, fehlte es eben ſo wenig. Reiche und Arme wetteiferten darin, mit achttauſend Goldſcudi ging Gregor der Dreizehnte Allen voran. Chiesa nuova iſt eine der ſchönſten, der reichſt ausgeſtatteten Kirchen Roms. Erſt am Cäcilientag des Jahres 1583 verließ Philipp ſein liebes San Girolamo, um in dem

neuen Sitz seiner Kongregation fortan die Wohnung aufzuschlagen, womit aber seine Lebensweise keine Veränderung erlitt; nach wie vor genoß er in einsamer Zelle sein spärliches Mahl.

Er besaß ein besonderes Geschick, unter den Gliedern der Kongregation die Einigkeit zu erhalten. „Niemand", pflegte er zu sagen, „begreift es, wie schwer es ist, freie Individuen in Eintracht zusammenzuhalten. Aber", fügte er bisweilen bei, „wer Gehorsam verlangt, muß nur nicht zu viel befehlen." Verwundert über den Gehorsam, den er wahrnahm, sagte ihm einst der heilige Karl: „Wie stellt ihr es denn an, daß die Bewohner Eures Hauses Euch so bereitwillig gehorchen? Ich habe es mit meinen Priestern nie dahin bringen können." — „Ich befehle wenig," versetzte Philipp. Auch war es nicht seine Art zu sagen: thue dieses, thue jenes; sondern: sei so gut und thue es; ich möchte Dir dieses gern auftragen, was sagst Du dazu? Sollt es Dir zu schwer scheinen, so will ich statt Deiner es thun. Auf diese Weise ward jeder seiner Wünsche befolgt.

Seine Kongregation diente als Vorbild für viele ähnliche, die auch in andern Ländern errichtet wurden. Selbst griechische Priester in Sicilien traten in eine solche zusammen.

Seine Liebe zu Gott, seine Inbrunst im Gebet, seine Ehrfurcht vor dem allerheiligsten Sakrament glich einem lebendigen Quell, der ringsum Fruchtbarkeit verbreitet. Wer ihm nahe kam, wer zu ihm in nähere Beziehung trat, fühlten dieselben in sich selbst übergehen. Dieß haben mehrmals, besonders solche an sich erfahren, welche sich angewöhnten, täglich ein Stück aus seiner Lebensge-

ſchichte zu leſen. Demuth und die Gabe der Thränen, beſaß Niemand in ſo hohem Grade, wie er. Dieſe offenbarte ſich, ſobald das bloße Wort Leidensgeſchichte des Herrn ausgeſprochen ward. Es iſt vorgekommen, daß ſeine innere Bewegung bei Erwähnung der Liebe Chriſti zu uns zu ſtark ward, um weiter ſprechen zu können. Wie er einſt krank zu Bette lag, brachte man ihm einen Becher köſtlichen Weins. Er nahm denſelben in die Hände und ſagte: „Du mein Chriſtus, du am Kreuz, hatteſt Durſt, und ſie gaben Dir nur einen Becher mit Eſſig und Wermuth! Und ich, im Bett unter ſo großer Gemächlichkeit, bedient von ſo vielen edlen Herren, die ringsum ſtehen!“ Da brach er ſo in Thränen aus, daß es ihm unmöglich geweſen wäre, zu trinken. Er war mit einem ungemeinen Geſchick ausgeſtattet, die Sünder vertraulich und nach Verzeihung begierig zu machen. Gewöhnlich ſprach er ſie an: „Erzähle mir, mein Kind, deine Uebertretungen, damit Gott ſie verzeihen wolle.“ Gewöhnlich verlangte er von den Beichtenden nichts weiter, als daß er vor Todſünden künftighin ſich hüte. Einen Jüngling von ſehr ſchlechter Aufführung beſſerte er dadurch, daß er ihm vorſchrieb, täglich ſieben Mal das Salve regina zu beten, ſodann die Erde zu küſſen und zu ſagen: „morgen könnte ich todt ſein!“ In Kurzem wendete ſich derſelbe zu einem muſterhaften Lebenswandel. Ein junger Neapolitaner, reich, geiſtvoll, körperkräftig fand ſich in San Girolamo ein, aber nur in der Abſicht, über die geiſtlichen Uebungen ſich luſtig zu machen. Einige gaben Philipp den Wink, dieſes nicht länger zu dulden. „Habt nur eine Weile Geduld und hegt keinen Zweifel,“ erwiederte er ihnen. Wie auch der Jüng-

ling Poſſen trieb, Philipp wollte nicht, daß ihm etwas bemerkt werde. Dieſe Geduld beſiegte denſelben; er begann auf Gottes Wort zu achten, faßte Reue, öffnete ſein Herz dem freundlichen Mann und endigte ſein Leben als Dominikanernoviz. Viele ſprachen noch auf dem Todbette: „Geſegnet ſei der Tag und die Stunde, da ich den Pater Philipp kennen lernte, er konnte die Seelen an ſich ziehen, wie der Magnet das Eiſen. Wer je einmal ihm gebeichtet hat, der iſt gezwungen, wieder zu ihm zu gehen.“ Ein römiſcher Kavalier bezeugte: mit der bewundernswertheſten Geduld habe er ihn von einem ſchlechten Lebenswandel zurückzuführen gewußt, über dreihundert Mal mit ihm zu Mittag gegeſſen, nur um ein geiſtliches Geſpräch auf die Bahn zu bringen; ein wahrer Nachfolger desjenigen, von dem es heiße: „er nimmt die Sünder auf und ſitzt mit ihnen zu Tiſch.“ Oft, ſelbſt zur Zeit noch, da er ſchon altersſchwach war, ſah man Philipp, von einer Schaar Knaben gefolgt und bald mit dieſem, bald mit jenem ſich unterhaltend, in's Freie hinausziehen, wo er ſie zu Spielen ermunterte. Bald aber zog er die Schaar unter einen Baum, an ein Buſchwerk, auf eine Erhöhung, und erzählte ihnen aus der Leidensgeſchichte, oder las ein Stück aus dem Evangelium vor; hatte einer etwa verabſäumt, zur Beichte zu kommen, ſo fragte er der Urſache nach; ermunterte andere, auf dem Pfad der Gottſeligkeit zu verharren, oder zu demſelben zurückzukehren. Bisweilen konnten ſie auch Speiſen mitnehmen. Dann ſagte er zu ihnen: „eßt ihr Knaben, macht Euch kein Bedenken; mir dient es zur Erquickung, euch eſſen zu ſehen.“ Nach dieſem ließ er ſie in's Gras ſich ſetzen und munterte ſie zu aller Tu-

gend auf, vornehmlich die Novizen; denn mehrere Klöſter geſtatteten dieſen die Theilnahme an ſolchen Erholungen. Die Geduld, die er gegen dieſe Jünglinge erwies, feſſelte ſie um ſo mehr an ihn. Er duldete ſelbſt vor ſeiner Zelle ihr Ballſpiel, ſo daß einſt Baronius ganz ärgerlich über das ſtörende Getümmel heraustrat und ſie hart anfuhr, Philipp aber ſie nur etwas näher gegen ſein Gemach zog. Niemand, wurde damals bezeugt, habe es beſſer verſtanden, die Juden von Laſtern ferne zu halten, als Philipp. Liebe und Milde waren die Grundzüge ſeines Charakters. Sie zeigten ſich nie anmuthiger, als wenn eines ſeiner Beichtkinder erkrankte oder dem Tode ſich nahte. Da ließ er es an Beſuchen nie fehlen, blieb oft ganze Nächte, tröſtete, ſprach Geduld ein, betete. Beſonders wußte er diejenigen zu beruhigen, die von Anfechtungen zu dulden hatten. Man nannte ihn deßwegen den Beſchützer der Sterbenden. Er theilte auch über deren Behandlung einige Gedanken mit. „Man muß ſich hüten,“ ſagte er, „bei Kranken den Propheten zu machen und Tod oder Geneſung auszuſprechen. Es iſt beſſer, ihnen mit Gebet als mit Zuſprüchen beizuſtehen; dieſe, zumal wenn ſie zu weitläufig ſind, richten nicht auf, ſondern ermüden.“

Es gehörte auch zu der Mannigfaltigkeit ſeines geiſtlichen Wirkens, daß er ſolchen beiſtand, welche unter Anfechtungen und Verſuchungen litten, wozu eine unausſprechliche Milde ihn beſonders geſchickt machte.

Das Gleiche geſchah bei Trübſinn oder Gewiſſensſkrupeln. Ein Arzt war in ſo tiefen Trübſinn verfallen, daß alle Mittel ſeiner Kunſt nichts auszurichten vermochten. Da faßte er das feſte Vertrauen, Philipp werde

ihn heilen können. Dieſer empfing ihn mit ſeiner gewohnten Freundlichkeit und ſagte bloß: „Zweifle nicht, ich werde Dich heilen.“ Schon dieſes Wort richtete den Tiefgebeugten wieder auf, und bald war ſeine Krankheit gewichen. Einen aus der Kongregation entriß er der düſterſten Stimmung dadurch, daß er ihn aufforderte, einen Spaziergang mit ihm zu machen.

Dieſe Geſinnung gegen Alle offenbarte ſich gegen die Armen durch Thaten. Beſuchte er einen dürftigen Kranken, ſo verſah er ſie nicht allein mit Geld, ſondern mit anderm, was demſelben zur Erquickung dienen konnte. Er fragte den Umſtänden, den Wohnungen der Armen nach und ſuchte ſie auf; er verwendete ſich für ſie bei andern, reichte bei Päpſten und Kardinälen Bittſchriften für dieſelben ein. Geſchenke, die ihm gemacht wurden, verkaufte er unverweilt, um den Erlös den Armen zu geben. Verſchämte Arme von guter Herkunft, verlaſſene Frauen und Mädchen, dürftige Bettelklöſter, Verhaftete waren Gegenſtand ſeiner Theilnahme, und man fragte ſich ſtaunend: wie war es ihm möglich, die anſehnlichen Summen, die er monatlich hiefür verwendete, auch nur aufzubringen?

Sollte es nach dieſem Allen noch nothwendig ſein, ſeiner zarten Herzensgüte Erwähnung zu thun? Dieſe ward rege, wo und auf welche Weiſe er eines Unſchuldigen ſich annehmen, einem Bedrängten zu Hülfe eilen konnte. Des römiſchen Edelmannes Tiberius Aſtelli Leben ſtand durch die Anklage auf Todtſchlag in Gefahr. Philipp, von deſſen Unſchuld überzeugt, eilte zu dem Papſt und entriß ihn durch ſein Wort der Todesgefahr. Ein Prieſter hatte die Erweiſe ſeiner Unſchuld gegen die An-

ſchläge Mächtiger; Zigeuner, die auf eine Galeere verurtheilt werden ſollten, hatten ihre Befreiung, die er von Pius dem Fünften erwirkte, nur ihm zu verdanken. Zwei franzöſiſche Uhrenmacher, die er als fleißige Arbeiter kannte, ermunterte er Uhren von verſchiedener Form zu fertigen, und verwendete ſich dann bei Wohlhabenden, daß ſie dieſelben kauften; das ſchönſte Mittel, jene in den Stand zu ſtellen, ihre zahlreichen Haushaltungen zu ernähren. Einſt fand ſich ein armer Cichorienverkäufer in San Girolamo ein. Während deſſen fiel ein ſo heftiger Regen, daß der arme Mann nicht weiter gehen, ſomit auch ſeinen Vorrath nicht verkaufen konnte. Um ihn zu tröſten, kaufte ihm Philipp einen Theil ſeiner Waare ab und ermunterte die andern, das Gleiche zu thun, ſo daß der Arme vergnügt von dannen ging. Selbſt auf Thiere erſtreckte ſich ſein Mitleid. „Grauſamer! was hat dir das arme Thierchen zu Leid gethan?“ rief er einem der Kongregation zu, welcher eine Eidechſe mit dem Fuße wegſchleuderte. Einer Katze, die ihm nach Vallicella nicht folgen wollte, ließ er bis zu ihrem Tod täglich die Nahrung nach San Girolamo bringen. Fuhr er ja in einem Wagen, ſo befahl er jedesmal dem Kutſcher, ihn ſo zu fahren, daß weder Menſchen noch Thiere dadurch beunruhigt oder beläſtigt würden.

Unzählige Züge ſolcher Art haben ſich in lebendigem Andenken erhalten. Die gewiſſenhafte Sorge um die eigene Reinheit hatten ihn zum treueſten Rathgeber für alle diejenigen gebildet, welche von ſündlichen Begierden ſich enthalten, oder derſelben frei werden wollten, als auch ſeinen Blick in Bezug der Beobachtung oder Verletzung dieſer Gabe geſchärft. Eines Morgens im Jahr

1587 trat ein fremder Prieſter in die Kirche; er kannte Philipp, Philipp ihn nicht. Kaum, als er eingetreten war, nahm ihn Philipp bei Seite und bemerkte ihm: einem Prieſter ſtehe es nicht wohl an, mit Frauensperſonen zu ſcherzen, er möge ſich künftig vorſehen. Der Prieſter betroffen, bekannte ſeine Schuld und beſſerte ſich, erzählte auch den merkwürdigen Vorfall mehreren Perſonen. Eben ſo enthaltſam war er auch in Speiſe und Trank. Er nahm des Morgens eine Brodſchnitte, trank einen kleinen Becher Weins (doch mehr Waſſer) dazu, und verwendete dann den ganzen Tag darauf, Seelen zu ſuchen, ſie entweder in das Oratorium zu führen, oder Beichte zu hören. Nahm er je zu Mittag etwas, ſo war es wieder nur ein Biſſen Brod und ein Schluck Wein, dieſen oft bloß ſtehend, knieend, ſelten ſitzend; Abends fügte er einige Kräuter, Oliven, Hülſenfrüchte, mit Salz und Eſſig gekocht, bei. Milchſpeiſen genoß er nie, Fiſche ſelten, Fleiſch noch ſeltener. Eben ſo hielt er es mit der Kleidung. Der Erzbiſchof von Montreal wollte ihm einſt ein beſſeres Gewand machen laſſen; da öffnete Philipp einen Schrank und ſagte: „Ihr ſeht, daß ich Kleider genug habe, Ihr alſo meinetwegen Euch nicht in Koſten verſetzen dürfet.“ Freudig überließ er den väterlichen Erbtheil ſeiner älteren Schweſter; auch ſonſt wollte er durch Vermächtniſſe ſich nichts zuweiſen laſſen.

Jahresgehalte, Pfründen, Kanonikate, Bisthümer in Menge wurden ihm angeboten, alles ſchlug er aus. Gregor der Dreizehnte wollte ihm ein Kanonikat an St. Peter ſo zu ſagen aufdringen; „aber“, ſagte Philipp ſcherzend zu dem Papſt, „ich wüßte ja nicht einmal die Cappa Magna zu tragen oder in Chorherrenkleidung einherzu-

gehen!“ Gregor der Vierzehnte wollte ihn zum Kardinal erheben, ſetzte ihm bei der erſten Aufwartung ſein eigenes Barett auf's Haupt und ſagte: „Wir machen Dich zum Kardinal“, und befahl ſogleich ſeinem Sekretär, das Breve darüber auszufertigen. Philipp raunte dem Papſt etwas in's Ohr, zog die Sache in's Scherzhafte und ging davon. Der Papſt aber nahm es ernſt und ſchickte ihm das Barett in's Haus. Er durfte es nicht ausſchlagen, vereitelte aber des Papſtes Abſicht dadurch, daß er ihn bat, die Sache bis zu der Zeit zu verſchieben, da er zu der Annahme dieſer Würde vorbereitet wäre. Klemens der Achte war nicht glücklicher, wenn er ihm gleich bei der erſten Aufwartung ſagte: „jetzt werdet Ihr Euch des Kardinals nicht länger ſträuben können“. Auch dießmal drehte Philipp die Rede in einen Scherz. Des Papſtes Antwort auf eine Denkſchrift desſelben, in welcher er es beklagt, daß er die angebotene Kardinalswürde nicht habe annehmen wollen, iſt noch vorhanden.

Darf nach dieſem Allem von ſeiner Demuth noch beſonders gehandelt werden? Ein vornehmer Herr ſagte ihm einſt: „Große Dinge, mein Vater, wirken die Heiligen“. — „Nicht ſo“, verſetzte Philipp, „dürfet Ihr ſagen, ſondern: große Dinge wirkt der Herr durch ſeine Heiligen“. Er duldete es nie, daß die Seinigen ihn Pater Propſt, oder Pater Rektor nannten, nicht einmal das Wort Pater war ihm genehm. Eben ſo wenig wollte er Gründer der Kongregation genannt werden. „Das“, ſagte er, „habe ich nie beabſichtigt; Gott in ſeiner Güte hat ſich meiner als Werkzeug bedient, damit ſeine Macht deſto heller glänze.“ Seinem Cäſar Baronius machte er Vorwürfe wegen einiger Lobſprüche, die er ihm ertheilt

hat. Er, der ganze Nächte im Gebete zugebracht, lange bevor der heilige Ignatius nach Rom gekommen war, ſagte doch: „Meiſter Ignatius hat mich beten gelernt“. Er hütete ſich ſo ſehr, von ſich ſelbſt zu ſprechen, daß man niemals das Wort von ihm hörte: „Das habe ich geſagt“, oder, „das habe ich gethan“. So groß als ſeine Demuth, war ſeine Geduld. Sie wurde auf mancherlei Art und von verſchiedenen Perſonen auf harte Proben geſtellt. Er pflegte oft zu einem ſeiner Gefährten zu ſagen: „Welche Geduld trug nicht Chriſtus, der Herr Himmels und der Erde, mit ſeinen Apoſteln; wie ertrug er nicht deren Ungeſtüm und Kleinmuth, als armer und ſchwacher Sünder. Um wie viel alſo mehr müſſen wir Geduld mit unſerm Nächſten tragen, wenn er uns barſch behandelt?“ Viele ſeiner Verfolger, ſagt die Kanoniſationsbulle von ihm, hat er einzig durch ſeine Geduld wieder zu Gott zurückgeführt. Ein römiſcher Edelmann hatte, wenn er Widerwärtigkeiten oder Unbilden ertragen ſollte, von ihm folgende Vorſchrift erhalten: erſt ſoll er feſt auf Gott vertrauen, dann jeden Tag für die Perſonen, die ihn verfolgten, ein Credo, ein Paternoſter und ein Avemaria beten. Nie ſah man ihn trübſinnig; heiter ſtand er ſtets von ſeinem Lager auf, ruhig fand man ihn den Tag über. Die Seinigen pflegten zu ſagen: „mag man unſern Philipp beleidigen durch Worte oder durch Thaten, nichts bringt ihn außer Faſſung.“ Einſt wurde ihm hinterbracht, Jemand habe ihn einen Plapperer genannt, was er in Scherz zog und beſondere Luſtigkeit darüber an den Tag legte. Eben ſo war es, als man ihm berichtete, ein Ordensgeiſtlicher habe ihn einen blödſinnigen Greiſen genannt. Er ließ

den Geiſtlichen kommen, umarmte ihn und überhäufte ihn mit Liebkoſungen. Selbſt der Bericht, es ſei gegen das Inſtitut des Oratoriums gepredigt worden, konnte ihn nicht in Aufregung bringen. Bei Krankheiten, die ihn beinahe jährlich mit großen Schmerzen heimſuchten, ſo daß er vier Mal die letzte Oelung empfangen hatte, hörte ihn Niemand klagen, verrieth ſein Blick niemals, was er zu leiden hatte, mit Niemand, als mit dem Arzt ſprach er von ſeinem Uebel; auch verlangte er nichts, fiel Niemand beſchwerlich, er ſpottete ſogar ſeiner Krankheit. Einzig hörte man ihn ſagen: „Herr, willſt du mich? Siehe ich bin bereit!“ Oder auch: „Herr mehre den Schmerz, mehre zugleich die Geduld.“ Verboten es ihm die Aerzte nicht, ſo hörte er ſelbſt krank Beichte.

Im März des Jahres 1594 ward Philipp von dem dreitägigen Fieber, im Mai von ſo heftigen Nierenſchmerzen befallen, daß der Puls beinahe aufhörte, er keine Nahrung mehr zu ſich nahm, und kaum noch verſtanden wurde, wenn er ſprach. Unerwartet, nachdem er mit heller Stimme rief: „wer etwas anderes verlangt, als Gott, der täuſcht ſich; wer etwas anderes liebt, als Gott, der irrt“, brach er wiederholt in das Lob der heiligen Jungfrau aus, als ob ſie vor ſeinen leiblichen Augen ſtünde; und das Fieber war gewichen, er erholte ſich wieder; er ſchrieb dieſe unerwartete Wendung der heiligen Jungfrau zu.

Am letzten März des Jahres 1595 ſtellte ſich das Fieber wieder mit aller Heftigkeit ein und dauerte den ganzen April durch. Aber am 1. Mai ward ihm die Gnade zu Ehren der heiligen Apoſtel Philipp und Jakob die Meſſe leſen zu können, doch unterwarf er ſich

nachher der Anordnung des Arztes, die drei folgenden Tage ſich deſſen zu enthalten. Am zwölften wurde er von einem Blutſturz befallen, welcher Anfangs nur das heilige Oel ihm zu geben erlaubte. Erſt ſpäter wagte es der Kardinal Friedrich Borromeo, die Wegzehrung zu bringen, bei deren Anblick Philipp in die Worte ausbrach: „da kommt meine Liebe; in ihm habe ich mein Gefallen, er nur iſt mir theuer. Reicht mir meine Liebe, reicht mir ſie ſo ſchnell ihr könnt.“ Und mit welcher Inbrunſt wiederholte er das: „Herr, ich bin nicht würdig.“ Dann rief er: „komm, o Herr! komm meine Liebe!“ Nach dem Empfang jauchzte er: „jetzt habe ich den wahren Arzt meiner Seele gefunden.“ Abends wiederholten ſich die Blutſtürze; Philipp aber blickte freudig auf und ſagte: „Gott ſei geprieſen, daß ich einigermaßen dem Blut durch Blut vergelten kann“. Da er einen der Seinigen in Betrübniß ſtehen ſah, rief er ihm zu: „Haſt du Furcht, ich habe nicht die mindeſte.“

Darauf ſtellte ſich ein heftiger Huſten ein, der ihn zu erſticken drohte, ſo daß er öfters, immer aber heiteren Blickes, ſagte: „ich glaube, ich ſterbe“. Die Aerzte wendeten Umſchläge an, ſetzten Schröpfköpfe auf. „Geht“, ſagte er zu ihnen, „ich habe wirkſamere Mittel. Heute früh habe ich in verſchiedene Gotteshäuſer Almoſen geſchickt, daß ſie für mich Meſſe leſen und Gott anrufen; das hat geholfen, ich fühle mich leichter, ſo zu ſagen hergeſtellt“. Wirklich mußten die Aerzte zu ihrem größten Erſtaunen bekennen, daß dem ſo ſei. Bis zum 26. konnte nun Philipp täglich die Meſſe leſen, täglich ſein Brevier beten. Aber doch zwölf Tage vor ſeinem Hinſcheiden ſagte er zu Nero del Nero: „Jetzt bin ich ge-

ſund und leide durchaus nicht. Wiſſe aber, daß ich in wenigen Tagen ſterben werde. Niemand wird daran denken; mein Tod wird eintreten zwiſchen ſehen und nicht ſehen.“ Wenige Tage vor dem Frohnleichnamsfeſte mußte der P. Germanikus Fideli nach Corbognano gehen, wo die Kongregation einige Bücher beſaß. Vor der Abreiſe verlangte er von Philipp den Segen und fügte hinzu: „ich gehe nicht gerne, aber Eur. Hochwürden müſſen mir verſprechen, daß ich Sie geſund und lebend wieder treffe.“ — „Wie lange bleibſt du fort?“ fragte ihn Philipp. — „Längſtens am Tage vor dem Frohnleichnamsfeſt werde ich wieder hier ſein“, war die Antwort. — „Geh! und halte Wort!“ erwiederte Philipp. Dieß geſchah wirklich. Germaniko kehrte am Morgen vor dem Feſt zurück. Alsbald mit ſeinem Eintreffen ſtellte er Philipp ſich vor. „Du haſt gut daran gethan“, ſagte dieſer, „daß du zurückgekehrt; du würdeſt ſehr geirrt haben, hätteſt du ſäumen wollen.“

Am gleichen Tage vor dem Frohnleichnamsfeſt ließ er den Pater Conſolino auf ſein Zimmer rufen und befahl ihm die heilige Meſſe zu leſen. Derſelbe bemerkte ihm, er habe ſie ſchon und zwar für ihn geleſen, und es ſcheine ihm, er befinde ſich beſſer. Philipp erwiederte: „die Meſſe, die ich verlange, iſt nicht eine, wie du ſie zu leſen gewohnt biſt, ſondern eine Todtenmeſſe.“ — Wie den Tod, ſo ſagte er auch die Stelle ſeines Begräbniſſes voraus. Johann Baptiſt Querra, Oberaufſeher des Baues ſagte einſt zu ihm: „Jetzt iſt der Beſtattungsort für die Väter und Brüder der Kongregation fertig.“ — Haſt du auch denjenigen für mich beſtimmt?“ verſetzte Philipp. — „Ja Vater, er iſt unter

der Epiſtelſeite des Hochaltars.“ — „Dort wirſt du mich nicht laſſen können,“ fuhr Philipp fort. — „Allerdings werde ich dich dort laſſen.“ — „Hinbringen“, ſagte er, „wirſt du mich, aber nicht laſſen.“ — Er ſah richtig, die Kardinäle Borromeo und Medici ordneten nachher, daß er in der anſtoßenden Kapelle beigeſetzt wurde. Alle Tage las Philipp freudigen Geiſtes die Meſſe; am Frohnleichnamstage, der im Jahre 1595 auf den 25. Mai fiel, früh am Morgen, um deſto bälder in den Beichtſtuhl zu kommen. Allen, die ſich einfanden, legte er als Buße auf, nach ſeinem Tode einen Roſenkranz zu beten. Darauf betete er in gewohnter Andacht ſein Brevier. Zwei Kardinäle beſuchten ihn bei der Rückkehr von der Prozeſſion. Er unterhielt ſich mit ihnen bis zur Mittagseſſenszeit von geiſtlichen Dingen. Nach dieſer gönnte er ſich einige Ruhe, betete ſodann die Vesper und die Komplet, immer im Angeſicht des nahen Todes, aber ruhig und gleichmüthig wie jeder Zeit. Nachdem er ſich einiges aus dem Leben der Heiligen vorleſen ließ, kamen zwei Stunden vor Nacht abermals einige Prälaten, mit denen er die Metten des kommenden Tages betete. Beim Eintritt in ſein Schlafgemach begegnete ihm ſein Arzt. „Ich beſuche Euch nicht als Arzt“, ſagte derſelbe, „ſondern als Freund,“ und äußerte ſich gegen einige Umſtehende: „ſeit zehn Jahren habe ich Philipp nie ſo wohl gefunden wie heute.“

Seiner Gewohnheit gemäß ſpeiste er allein zu Nacht, und hörte darauf noch die Beichte derjenigen Prieſter, welche am folgenden Morgen die erſte Meſſe zu leſen hatten. Das geſchah keine vier Stunden vor ſeinem Tode. Andern, die gewöhnlich um dieſe Zeit in ſolcher Abſicht

zu kommen pflegten, gab er noch den Segen. Drei Stunden in der Nacht (zehn Uhr), nach den gewöhnlichen geiſtlichen Exerzitien, legte er ſich zu Bette, ohne Unwohlſein, ohne das mindeſte Zeichen des nahenden Todes. Doch blieben einige an ſeinem Lager. Bald darauf ſprach er: „wir alle müſſen ſterben“, und fragte, welche Stunde es ſei. Als er hörte: die dritte, ſagte er drei und zwei fünf, drei und drei ſechs. Dann zu ihnen ſich wendend: „Geht jetzt zur Ruhe.“ Die Seinen ſollten es nicht ahnen, daß er ſich dem Tode ſo nahe glaube; auch gingen ſie, an keine Gefahr denkend. „Um ſechs Uhr, als kaum der Schlaf meine Augen geſchloſſen hatte“, erzählt einer ſeiner Schüler, „hörte ich unſern Vater durch die Kammer gehen, die über der meinigen ſich befand. Erſchreckt, kaum halb angekleidet, eilte ich hinauf und traf ihn auf dem Bette ſitzend, den Mund voll Schleim und Blut, daß Erſtickung drohte. Auf die Frage, was ihm zugeſtoßen ſei, erwiederte er: „„die letzte Stunde iſt gekommen, ich ſterbe.““ Unfähig, ihm allein Hülfe zu leiſten, rief ich einen andern und ſchickte zugleich nach dem Arzt. Wir wendeten Reibungen, andere zur Hand ſtehende Mittel an; er ließ Alles geſchehen. Nach einer Viertelſtunde wurde der Schlund frei von Blut, er konnte wieder leicht und vernehmlich ſprechen, wir achteten ihn der Gefahr entronnen. Denn bald ſagte er: „„habt ihr keine andern Mittel als dieſe, ſo laßt ſie, bereits beginnt der Todeskampf.““ Das waren ſeine letzten Worte; er richtete ſich in ſeinem Bette auf, gleich als wollte er den Tod herausfordern. Schon war er am Aeußerſten, als alle Väter herbeikamen und um ſein Bett knieten, alle in Thränen beinahe zerfließend. Schluchzend ſegnete ihn

Cäſar Baronius. Der Arzt, der nach ſeinem Puls griff, verſicherte, er ſei ſterbend, da ſprach noch Baronius mit lauter Stimme: „„Vater willſt du uns verlaſſen, ohne ein Wort noch zu ſprechen? Mildere wenigſtens unſern Schmerz. Gib nur, wir bitten dich, deinen Segen.““ Philipp konnte nur noch die Augen himmelwärts wenden, dann auf ſeine Söhne den Blick heften. So verſchied er.“

Ganz Rom wurde erſchüttert durch die Kunde von dem Hingang eines ſolchen Mannes. Noch in der Nacht wurde er in prieſterlicher Kleidung, unter Pſalmengeſang, von den Vätern in die Kirche getragen. Wie man am Morgen dieſelbe öffnete, ſtrömte Alles hinein, Kardinäle, Erzbiſchöfe, Biſchöfe, Prälaten, Ordensgeiſtliche, große Herren, vornehme Frauen, warfen ſich vor ſeiner irdiſchen Hülle nieder, Niemand wagte zu ſtehen. Man küßte die Todtenbahre, ließ Roſenkränze ſeinen Leichnam berühren, derſelbe wurde mit friſchen Roſen überſtreut, viele ſchnitten von ſeinem Haare oder ſeinem Gewande ab; Alle vergoſſen Thränen, Manche konnten ſich von dem theuren Todten gar nicht trennen. Viele Damen legten ihre Ringe auf den Leichnam, hunderte hörte man das Wort: „ein Heiliger“, ausſprechen. Am 27. Mai wurde er beigeſetzt. Paul der Fünfte erklärte ihn am 25. Mai 1615, zwanzig Jahre nach ſeinem Tode, ſelig; ſieben Jahre ſpäter, den 12. März 1622, am Tage des heiligen Papſtes Gregors des Großen, ſprach ihn Gregor der Fünfzehnte heilig. Noch heutzutage finden ſich der Papſt und alle Kardinäle am 25. Mai, dem Feſttage des Heiligen, zu dem großen Hochamte ein, das in der Chieſa nuova gehalten wird; noch heutzutage ſteht bei Prieſterthum und Volk der heilige Philipp Neri in gleich großem

Anſehen, wie zu jener Zeit, da er der Reformator Roms im ſchönſten Sinne dieſes Wortes war, deßwegen auch die ſeltene Auszeichnung erhielt, der Apoſtel Roms genannt zu werden.

4.

Johann Stanislaus Althuber, Pfarrer zu Lienz in Tirol.

Ein Prieſterbild.

Johann Stanislaus Althuber wurde am 7. Mai 1768 zu Taiſten im Puſterthale geboren. Seine Eltern lebten in jenem glücklichen Mittelſtande, wo Ueberfluß nicht zur Thorheit, Mangel nicht zu niedriger Geſinnung verleitet. Das häuslich anſprechende, einträchtig behagliche Leben im Vaterhauſe gab ihm jene tiefe Kindlichkeit, die er im Weltgewühl nie verlor, und die ſein Herz für alles Gute, namentlich der innigſten Theilnahme an fremdem Leid empfänglich machte. Er kam noch ſehr jung zum Studiren, und machte ſich durch Geiſt und Liebe für ſeinen Beruf unter ſeinen Mitſchülern bald bemerkbar. Mit tiefer Rührung erzählte er einſt, wie er durch nichts ſo zur Tugend bewegt worden ſei, als durch Wort und Bild ſeiner kernhaft frommen Mutter. „Die Schule hat unſtreitig ihr großes Verdienſt“, ſagte er, „aber ſo ergriffen hat mich nichts, als die Lehre meiner Mutter. Noch jetzt in den Fünfzigen fühle ich mich innigſt in der Seele verwundet, wenn ich an ihre Ab-

ſchiedsworte denke, mit denen ſie mich jedes Mal zum Studiren entließ.“ Er fiel mit ſeiner höhern Ausbildung in die Regierungszeit des Kaiſer Joſephs des Zweiten. Das Aufregende der damaligen Zeit wirkte heilſam auf ſein lebhaftes Gemüth, und weckte in ihm den Durſt nach wiſſenſchaftlicher Thätigkeit, die ihn nur mit dem Tode verließ. Das Gefährliche der gährenden Zeitrichtung ſtreifte leicht und ſchadlos über ihn hinweg, weil er von Haus aus durch gründliche Frömmigkeit geſchützt war. Die Zöglinge des Prieſterſtandes wurden damals im ſogenannten Generalſeminar zu Innsbruck unterrichtet. Es iſt bekannt, daß dieſe Anſtalt ſich manche Vorwürfe gefallen laſſen mußte. Althuber ſprach davon ſtets mit Achtung, ohne eine gewiſſe Sinnesrichtung zu loben, die vorzüglich begünſtiget wurde. Die allſeitige Regſamkeit für das Studium gefiel ihm. Der Franziskaner Herkulan war ſein Gewiſſensfreund und Rathgeber, der ſelige Michael Feichter ſein Studiengenoſſe. Während er ſich in allen Fächern der Theologie auszeichnete, betrieb er nebenbei auch die italieniſche und franzöſiſche Sprache, um ſich das Verſtändniß in die theologiſchen Werke dieſer Nationen zu öffnen. Wie Feichter, glaubte auch er, man könne in der Jugend nie zu viel lernen, und alles Wiſſen recht gebraucht, vermehre die Gewandtheit und Tüchtigkeit des Mannes. Das rührend innige Verhältniß, welches ſich hier zwiſchen ihm und Feichter entſpann, währte beiderſeits bis zum Tode unverſehrt fort und kann als Muſter des prieſterlichen Wechſelverkehrs zur Förderung alles Guten gelten. Schon im Jahre 1787 erhielt er die niederen Weihen. Vier Jahre darauf bei zufälliger Erledigung des Biſchofsſitzes zu Brixen, wurde

er am 26. September 1791 zu Augsburg zum Prieſter geweiht. Er trat zuerſt als Gehülfe zu Welsberg in die Seelſorge ein und erwarb ſich in Kurzem dergeſtalt die Liebe des Volkes, daß man zu den ſchönſten Hoffnungen für ſeine prieſterliche Wirkſamkeit berechtigt war. Als daher zwei Jahre darauf der altersſchwache Vinzenz Raggen zu Triſtach nicht mehr im Stande war, ſein Pfarramt allein fortzuführen, wurde ihm Althuber als Pfarrverweſer beigegeben. Noch ſteht ſeine Nachſicht mit dem kränklichen Vorſtande, ſeine Schonung der ſchwierigen Verhältniſſe und ſeine beſcheidene raſtloſe Thätigkeit in geſegnetem Andenken. Die Gemeinde gewann ihn ſo lieb, daß ſie beim Zurücktritte des alten Pfarrers ihn als Seelſorger verlangte, und erhielt. Er wurde am 21. Juni 1802 in ſein Amt eingeſetzt. Ragger mit einem Jahresgehalt aus dem Religionsfonde begnadet, blieb bei ihm bis zu ſeinem Tode 1803.

Althuber fiel mit ſeiner pfarrlichen Amtsthätigkeit in die wirren Zeiten der Fremdherrſchaft, wo die Mittelſtellung der Seelſorger ſehr ſchwierig war. So wurde vom Jahre 1806 bis 1809 von der weltlichen Behörde das Abhalten gewiſſer Feiertage bei Geldſtrafe verboten. Die Bauern in der Gegend von Lienz, ohnehin rühriger als anderwärts und durch die Zeitumſtände noch mehr aufgeregt, ließen ſich ſelbſt von geliebten Prieſtern nicht viel einreden und beharrten bei ihrer alten Weiſe. So oft daher in Triſtach die Vorſchrift übertreten wurde, mußte der Pfarrer die Strafe zahlen. Althuber that es, ohne auch nur mit einem leiſen Wörtchen ſich bei der Gemeinde darüber zu beſchweren. Die Beamten des Landgerichts hielten weniger an ſich. So erfuhren die Triſt-

acher die Aufopferung ihres Pfarrers und fügten sich gerührt in genaue Einhaltung der obrigkeitlichen Vorschriften. Diese uneigennützige Weise hielt er für die wirksamste Klugheitsmaßregel in der Seelsarge und gewann dadurch die Gemüther auf dem kürzesten Wege für Gehorsam und Nachgiebigkeit. Wie schwer das Jahr 1809 auf Lienz lastete, weiß jeder, der mit den Ereignissen jener Tage nicht ganz unbekannt ist. Rusca rückte an der Spitze einer französischen Heeresabtheilung im Sommer dieses Jahrs aus Kärnthen nach Lienz vor. Da er nicht vermochte die Lienzer Klause zu durchbrechen, und die scharfe Abwehr der ringsum thätigen Bergschützen zu überwältigen, so ließ er in einer Anwandlung von Grausamkeit alle Dörfer rings um Lienz herum anzünden. Auch nach Tristach setzte sich ein französischer Streifzug in Bewegung, um das Dorf einzuäschern. Alle Häuser standen leer; die Leute waren auf die Berge geflohen. Nur Althuber hielt auf seinem Posten aus. Und als sich die Brandleger näherten, ging er ihnen allein entgegen, das Brevier in seiner Hand, und legte Fürbitte ein für seine Pfarrangehörigen, mit „dem Bischen Französisch, das er von Innsbruck mitgebracht hatte.“ Und in der That nicht vergeblich. Der feindliche Offizier war weich geworden durch die Thränen des noch jungen Mannes, der sich mit solcher Entschlossenheit für sein Volk verwendete. Althuber lud ihn und seine Mannschaft in den Widum ein, und bewirthete sie mit den kargen Resten von Wein, Brod und Fleisch, das in jener bedrängten Zeit übrig geblieben. Selbst der feindliche Anführer, als er sich persönlich von dem geringen Eßvorrathe und der Armuth des Pfarrers überzeugt hatte, sagte mit Rüh-

rung: „Das ſind wahrhaftig ſchlechte Zeiten; aber Sie, Herr Pfarrer, ſind ein braver Mann!“ Mit dieſen Worten zog er wieder mit ſeiner Mannſchaft von Triſtach ab und ließ das Dorf unverſehrt. Im Dezember desſelben Jahres ſetzten die durch falſche Nachrichten mißleiteten Bauern der vorrückenden franzöſiſchen Heeresmacht an der Lienzer Klauſe einen verzweifelten Widerſtand entgegen. Das am rechten Ufer der Drau gelegene Dorf Amblach ſeelſorglich zur Pfarre Triſtach gehörig, mit ſeinem nahen Walde ein wichtiger Punkt zur Sprengung der Klauſe, wurde ebenfalls ein Gegenſtand, um welchen ſich der hitzigſte Kampf zwiſchen den Schützen und den Franzoſen entſpann. Einige Bauern und Franzoſen fielen gleich beim erſten Zuſammenſtoß. Althuber eilte mit Gefahr ſeines eigenen Lebens auf den Kampfplatz, und brachte den Sterbenden ohne Unterſchied die Tröſtungen der Religion. Sogar die Feinde konnten ihm hohe Achtung nicht verſagen. Die Folge der zweckloſen blutigen Angriffe der Bauern auf die im tiefen Winter eingeſchloſſenen Franzoſen rief in dieſen glühenden Rachedurſt hervor gegen die vermeintlichen Anſtifter des Unheils. Zu den letztern wurden auch einige Prieſter gezählt, denen man Schuld gab, das Volk durch Predigten aufgereizt zu haben. In der damaligen Verwirrung der widerſprechendſten Nachrichten war ein ſolcher Mißgriff von Seite der Geiſtlichkeit auch leicht möglich, obgleich er ihr oft angedichtet, oder treulos vergrößert und entſtellt wurde. Auf ſolche Gerüchte hin wurden der Pfarrer Sigmund von Birgen und ſein Kooperator Martin Unterkircher am 23. Dezember eingezogen und vor ein Kriegsgericht geſtellt. Selbſt Dechant Jäger von Lienz entging dem Ver-

dachte der Theilnahme und des Einverſtändniſſes nicht. General Brouſſier drohte mit den grauſamſten Strafen. Am 9. Januar 1810 erfolgte der Spruch. Dadurch wurden die zwei erſt genannten Prieſter zum Tode, und Dechant Jäger zu fünfjährigem Eingeſperrtſein verurtheilt. Sigmund und Unterkircher ſanken unter den Schüſſen ihrer Feinde, und wurden auf ungeweihter Stelle eingeſcharrt. Jäger wanderte in's Exil nach Botzen. In dieſer kritiſchen Lage übernahm Althuber nach dem Befehle des Biſchofs die Führung der Dekanatsgeſchäfte, und entſprach vollkommen der Erwartung, die man von dem noch jungen Manne gefaßt hatte. Seiner Umſicht und Mäßigung gelang es, die erbitterten Gemüther auszuſöhnen, und den Sinn der Franzoſen zur Milde umzuſtimmen. Jäger ſelbſt wurde ſchon Anfangs Juli 1811 wieder frei und übernahm unter großen Freudenbezeugungen des Volkes ſein früheres Amt wieder, mit der Erklärung an das Ordinariat, daß Althuber während ſeiner Amtsverwaltung ſich große Verdienſte um die Kirche erworben, und ein lobenswerthes Talent in der Geſchäftsführung an den Tag gelegt habe. Als er im Jahre 1814 zur Propſtei Botzen befördert wurde, trat Althuber am 18. September 1815 als wirklicher Pfarrer und Dechant von Lienz an ſeine Stelle, und verſah bis 1822 auch den Antheil Windiſchmatrei, welcher von dieſer Zeit an ein eigenes Dekanat bildete.

So wirkte er mit großem Eifer, von Jedermann geliebt bis zum 19. Oktober 1835, wo er zum großen Leidweſen der Prieſter und des Volkes, erſt 67 Jahre alt, aus dem Zeitlichen ſchied. So einförmig der kurz angedeutete äußere Lebensverlauf Althubers war, um ſo

reicher prägte ſich die Innerlichkeit dieſes vortrefflichen Mannes für die Mitwelt in ſeiner Umgebung aus. Er hatte ein ſehr einnehmendes Geſicht mit lebhaften Augen. Er trug ſeine Haare nach älterem Zuſchnitt lang auf die Schultern herabhängend, und nahm ſich dadurch ſehr ehrwürdig aus. In ſeinen Zügen lag die gewinnendſte Freundlichkeit, die all ſeinen Handlungen in ihrer Wirkſamkeit auf die Herzen vorarbeitete, eben ſo fern von einer anſüßelnden Manier, als kriechender Allerweltsdienerei. In ſeinem Anzuge mied er allen Schmutz und jede auffallende Nachläſſigkeit, obgleich an ihm keine Spur affektirter Zierlichkeit zu ſehen war. Er erlaubte ſich nicht ſelten über jene Glätte prieſterlicher Aeußerlichkeit zu ſcherzen, aus der allzuviel Abſichtlichkeit hervorleuchtete. Er liebte heitere Geſellſchaft, beſonders mit ſeinen eigenen Standesgenoſſen, die er gern um ſich ſah, und wußte durch Geiſt und geſelliges Talent alle zu erfreuen. So ſehr er Amtsgeheimniſſe zu bewahren wußte, war er doch in Bezug auf ſeine Perſon nichts weniger als rückhaltig. Freude und Schmerz ſchlugen unverholen aus ſeinem Herzen ohne Falſch und Winkelzüge. Er ſprach ſich ſelbſt ſtets klar und deutlich aus, und nur der in Worten fixirte Gedanke gab ſeinem Herzen vollen Genuß oder möglichen Troſt. Dumpfes Schweigen an ſeiner Umgebung war ihm zuwider, und er bemerkte oft, im wechſelſeitigen Austauſche der Gedanken beſtehe das Leben, und das Mittel zur wahren Bildung, um aller Einſeitigkeit vorzubeugen, welche das ſchönſte Talent oft fruchtlos vorübergehen läßt. Er neckte gern, um Andere zum Sprechen zu bewegen und irgend eine nützliche Verhandlung über intereſſante Gegenſtände in Anregung zu

bringen. Daher gewährten die Gesellschaften in seinem Hause und seine gastfreundliche Tafel ebenso viel Belehrung als Anregung zum Denken und Handeln. Empfindlichen Naturen war seine durch Witz und das Aufgebot aller Redemittel herausfordernde Art oft unerträglich, ungeachtet er sich die derbste Erwiederung von jeder Seite stets mit ungemeinem Gleichmuth gefallen ließ. Er unterhielt sich gern mit den Leuten auf dem Wege, oder bei zufälligem Zusammentreffen. Mit ganz eigener Kunst ging er in Scherz und Ernst mit Liebe und Strenge in ihre Verhältnisse ein, und wußte ihre unbewachten und geheimsten Gedanken aus dem Herzen hervorzulocken. Der gemeine Mann dankte ihm für die Aufmerksamkeit am meisten, und hing ihm mit dem unbedingtesten Zutrauen an. Auch hier bewährte sich der gute Kern seiner billigen und redlichen Natur. Er ließ Alle zum Worte kommen, hörte ihre Gegenstände, und trug selbst auf diese Gedankenäußerung an. So vermied er den Schein der Willkür und des Alleinrechthabens, woran so oft die Seelsorge der besten Menschen scheitert. Jeder ging ihm gern zu, stand bei ihm an und tausend Fragen, sonst unglücklichem Selbstentscheide oder jahrelanger Verworrenheit überlassen, kamen vor sein Mitwissen, und größtentheils vor sein Endurtheil. Er hielt unendlich viel auf die Vorsicht, seine Ansichten und Räthe als zufällig und gelegenheitlich erscheinen zu lassen, um einerseits den menschlichen Eigensinn nicht zu wecken, andererseits das im gemeinsten Manne oft am meisten zärtliche Schamgefühl nicht zu beleidigen. Ein Kinderfreund im edelsten Sinne des Wortes, zog er alle mit erfinderischer Liebe an, sagte ihnen eine kurze, ihren Lebensverhältnissen an-

gepaßte Lehre, und trug ihnen Grüße an ihre Eltern auf. Er empfing ſie auch in ſeinem Hauſe gern und freundlich, und machte ſeine liebevollen Ermahnungen durch Geſchenke nachhaltig für's Leben. Beſonders vertraut ſtand er in den Schulferien mit den Studenten ſeines Bezirkes. Er ſuchte ſie ſelbſt auf und zog ſie oft und gern an ſeinen Tiſch. Er wurde ſelbſt jung in ihrem jugendlichen Beſtreben. Auf ſeinen Spaziergängen hatte er ſie mit Vorliebe zu ſeinen Begleitern, und ließ ſich theilnehmend in ihr ganzes Leben und in ihre Studien ein, überall mit Rath, Lehre und tiefeingreifenden Bemerkungen thätig. Selbſt gegen ihre oft jugendlich ſchiefen Anſichten ging er nie polemiſch zu Werke. Mit voller Anerkennung des Rechtes, im Studenten eine eigene Meinung zu haben, entwickelte er ſeine Gründe auf eine ſo maßhaltende und liebenswürdige Weiſe, daß er die flüchtigſten Geiſter zur geſunden Lehre heranzog. Er blieb mit ihnen auch abweſend im beſtändigen Briefwechſel, und trug die Portogebühren ſtets allein. Er blieb überhaupt auf keinen Brief die Antwort ſchuldig und benützte dieſe Gelegenheit in weiteſter Ausdehnung für heilſame Lehren und Rathſchläge. Sein Styl war äußerſt bündig, klar und eindringlich, und noch jetzt leſen ſich ſeine Briefe eben ſo lehrreich als angenehm. Handwerker, Kaiſerjäger, auswärts dienende Dienſtmägde und Landfahrer wendeten ſich aus weiter Ferne an ihn um Rath und Beiſtand, und es war ſtets rührend, ſeine innige väterliche Theilnahme für dieſe abweſenden Kinder ſeiner Seelſorge zu bemerken. Oft rannen ihm die hellen Thränen über die Wangen, wenn er hörte, daß ſich ſeine Pfarrkinder durch Fleiß und gutes Betragen in eine vor-

theilhafte Lage gebracht. Seine Mildthätigkeit kannte keine Grenzen. Sein gaſtfreundlicher Tiſch, nie überſchwenglich, aber allezeit ſehr anſtändig beſetzt, war ſelten von Gäſten leer. Aus ſeiner Küche zogen Arme und Kranke regelmäßig ihre beſte Erquickung. Der freigebige Geiſt des Mannes ging auch auf ſeine Hausgenoſſen über. Daher fand man an ihnen allenthalben und im reichſten Maße Wohlwollen, Entgegenkommen, aufopfernde chriſtliche Liebe. Es war ein rührendes Wechſelverhältniß zwiſchen den Pfarrkindern und des Pfarrers Dienſtleuten, und das gute Einverſtändniß zwiſchen beiden erleichterte die Handhabung chriſtlicher Hausordnung ungemein. Das meiſte Pfarreinkommen floß aus Zehnten und Grundzinſen, beſonders des Iſelthales, wo Armuth und Mißwachs zu Hauſe ſind. Althuber bewies gegen ſeine Zinsleute die größte Schonung, ſchenkte oft ganzjährige Rückſtände, und richtete mit ſeinen Troſtworten die gedrückten Gemüther auf. Das eingegangene Getreide ließ er zu mäßigen Preiſen, oder für künftige Zahlung an Hausarme ab, und ſchickte Zahlungsunfähigen ſogar Getreide umſonſt in's Haus. Er wurde hiebei oft von Nichtswürdigen betrogen, aber ſein liebevolles Herz ermüdete nicht, Gutes zu thun, und nie entwiſchte ihm ein ſtrenges Wort gegen die Untreue Vieler, um die Herzen der Guten nicht zu kränken. Ein beſonderes Augenmerk richtete er auf arme Kranke. Er beſuchte ſie aus eigenem Antriebe, und ſchied nie von ihnen, ohne ein Stück Geld auf die unſcheinbarſte Art zurückzulaſſen. Mit gleicher Hingabe nahm er ſich des Pfarrgottesdienſtes an. Als Nachfolger des Dechants Jäger fand er denſelben theils durch die Zeitverhältniſſe, theils durch ältere Uebung wenig beſucht. Man ging lieber

in die Franziskanerkirche, wo auch die Christenlehre von Ordensmitgliedern gehalten wurde. Die Beichtgeschäfte in der Pfarrkirche waren kaum nennenswerth, und beschränkten sich größtentheils auf die nächste Landumgebung. Mit Althubers Eintritt gewann Alles eine andere Gestalt. Er predigte oft und gut. In seinen Vorträgen sprach mehr das Herz als der Verstand, mehr die Eindringlichkeit der eigenen Ueberzeugung, als der Schwung gewählter Rhetorik. Eine volle umfangreiche Stimme von ungemeiner Lieblichkeit stand ihm zur Verfügung. Wenn er Zeit hatte, schrieb er alle seine Predigten fleißig auf, und prägte sie fast wörtlich dem Gedächtnisse ein, selbst im höhern Alter. Durch solche Uebung war er dergestalt fertig geworden, daß er im Nothfalle mit großer Geläufigkeit nach kurzem Nachdenken, oder wohl gar aus dem Stegreife sprechen konnte. Und manche Vorträge dieser letztern Art gehörten zu den schönsten, die er jemals gehalten. Er klagte aber jedesmal nach einer solchen Anstrengung über Schwäche, und rieth selbst den fähigsten Köpfen, davon nicht leicht Gebrauch zu machen. Ich denke noch jetzt mit Freuden an die auferbauliche und begeisterte Theilnahme, die ein zahlreiches Volk selbst im tiefsten Winter, wo die fern gelegene Pfarrkirche die Stadtbewohner abschrecken konnte, seinen Predigten schenkte. Er hatte eine vorzügliche Gabe, in seinen Vorträgen übersichtlich zu sein. Deshalb merkten sich auch gemeine Leute viel daraus. Er sprach nie zu lange, und rieth allen Predigern kurz zu sein, um aller Uebersättigung und Langeweile vorzubeugen. Die Christenlehre für die Kinder übernahm er zuerst selbst, hielt sie jedoch in der Franziskanerkirche, weil sie für die Stadt bequemer gelegen

war. Wie dieſer Zweig des Volksunterrichts durch ſeine muſterhafte Thätigkeit in Aufnahme kam, weiß man in Lienz noch gut. Bei allem Eifer für die Seelſorge verlor er doch nie ſeine warme Liebe zu wiſſenſchaftlicher Fortbildung in den Fächern ſeines Berufs. Er verwendete jährlich eine bedeutende Summe für die Anſchaffung neuer Bücher. Keine wichtigere Erſcheinung in der theologiſchen Literatur blieb ihm fremd. Er verbreitete die brauchbarſten Werke unter ſeinen Mitbrüdern, und machte ſie oft zu Gegenſtänden ſeiner Geſpräche. Aus dieſem raſtlos thätigen Eingehen in die literariſchen Früchte des Tages, ſchöpfte er jene Friſche und Kraft der Gedanken, die ſeine Predigten ſo ſehr auszeichneten, und ihn beim Vortrage der alten Wahrheit immer neu erſcheinen ließen. Er war auch ein ſehr beſuchter und geliebter Beichtvater. Beſonders vertrauten ſich die Mütter ſeiner Gemeinde ihm gern an. Sein Einfluß war unberechenbar auf die Erziehung der Kinder, Schlichtung häuslicher Mißſtände und chriſtliche Hausordnung. Seine innige Frömmigkeit drückte das Siegel der Vollendung auf alle ſeine ſeelſorglichen Handlungen.

Als er ſtarb, ſetzte er die Armen der Stadtpfarre Lienz zu Univerſalerben ein, und es war rührend zu ſehen, wie faſt alle andere Sorge aus dem Herzen gewichen war, als die, daß nur recht viele Hausarme nach ſeinem Tode froh würden mit den Reliquien ihres Seelenhirten. Die Stadt ſetzte ihm dafür in der Pfarrkirche ein Denkmal und nannte ihn auf demſelben den unvergeßlichen Freund der Kinder, den Vater der Armen. So lebt er noch ſegensreich fort unter den Seinigen, die er im Leben ſo innig geliebt.

5.

Anton Cöleſtin Nigg, weiland Generalvikar zu Augsburg.

Anton Cöleſtin Nigg war auf der Plattenmühle bei Oberaſchau im nördlichen Tirol geboren am 31. Auguſt 1734. Er war der Erſtgeborne von ſieben Kindern, von welchen eine Schweſter Cöleſtina, Kloſterfrau aus dem Orden der Franziskanerinnen, das hohe Alter von achtzig Jahren erreichte und ihn überlebte. Von Kindheit an fromm und lernbegierig, war er bald der Liebling ſeiner Eltern, ſowie ſeiner Lehrer. Er hob ſich über ſeine Mitſchüler durch Fleiß und Talent, und wurde ihnen oft zum nachahmungswürdigen Muſter vorgeſtellt. Den erſten Grund zu ſeinen Studien legte Nigg bei den Franziskanern in Reutte, dann in den Gymnaſien zu Hall und Innsbruck. Nicht zufrieden mit dem, was damals in den höhern Lehranſtalten öffentlich gelehrt wurde, bemühte er ſich aus eigenem Antriebe, ſich auch in anderen nützlichen Gegenſtänden zu bilden, lernte die italieniſche und franzöſiſche Sprache, und erlangte darin beſondere Fertigkeit, welche ihm in ſeiner weitern Laufbahn große Vortheile gewährte.

Da Nigg von jeher große Vorliebe für den geiſtlichen Stand hatte, und ſein Geburtsort damals noch zum Kirchenſprengel Augsburg gehörte, vollendete er an der Hochſchule zu Dillingen ſeine theologiſchen Studien mit ausgezeichnetem Ruhme, und erhielt aus der Theologie und dem kanoniſchen Rechte den Doktorgrad, welcher ihn in der Folge befähigte, in dem hohen Domſtifte zu

Augsburg ein Kanonikat zu erhalten, wozu früher gewöhnlich nur ein durch eine lange, ununterbrochene Ahnenreihe zu erhärtender Adel den Eintritt gestattete. In Dillingen war er Hofmeister der beiden Söhne des Reichshofraths von Steeb aus dem benachbarten Schwaben, welcher ebenfalls an dieser Universität den Grund zu seinen ausgebreiteten Kenntnissen gelegt hatte. Nigg wurde 1757 zum Priester geweiht und las in der Pfarrkirche seines Geburtsortes die erste heilige Messe. Hierauf ging er, wahrscheinlich durch seine beiden Zöglinge und den Vater derselben aufgefordert, nach Wien, um sich unter den damaligen Lehrern des Rechtes auszubilden, und unter der Anleitung des obengenannten Reichshofrathes von Steeb, bei welchem er täglichen Zutritt hatte, noch mehr praktische Kenntnisse zu verschaffen. Trotz dieser Beschäftigungen vergaß er niemals, daß er Priester sei und daß ihn dieser wichtige Beruf, dem er sich einmal geweihet hatte, zu noch viel wichtigern Pflichten verbinde, als die in der Kanzlei des berühmtesten Rechtsgelehrten. Nach zwei Jahren kam der vielseitig gebildete Gelehrte von der großen Kaiserstadt zurück, um sich nun dem wichtigsten Geschäfte des Priesters, der Seelsorge zu widmen. Er hatte sich bereits die Achtung seiner Vorgesetzten in so hohem Grade erworben, daß er schon im Jahre 1760 die Spitalpfarrei zum heiligen Geist erhielt, und zugleich Regens im Institute der Bartholomäer, wie auch Kanonikus an der Stiftskirche zu St. Peter in der fürstbischöflichen Residenzstadt Dillingen wurde, eine Auszeichnung, welche gewöhnlich nur ältern, verdienstvollen Priestern, öfters nur jenen aus dem Adelstande gewährt wurde, die ihm um so mehr Ehre machte, weil

er ſie nicht ſelbſt geſucht hatte; denn es lag in ſeinen Grundſätzen bis an ſein Lebensende, nichts zu ſuchen.

Bald warteten noch höhere Auszeichnungen auf den gelehrten und frommen Nigg. Schon im Jahr 1768 wurde er von ſeinem Fürſtbiſchofe zum geiſtlichen Rathe, Konſiſtorial-Aſſeſſor und Siegler ernannt, und 1771 als Kanonikus in die berühmte Stiftskirche zu St. Moritz feierlich eingeführt, welche ſich ſehr darüber erfreute, ein ſo ausgezeichnetes Mitglied in ihrer Mitte zu haben. Auch in dieſer neuen Sphäre wurden ihm bald die wichtigſten Geſchäfte anvertraut.

Noch vorher wurde Nigg zur Schlichtung mehrerer kirchlichen Angelegenheiten am heiligen Stuhle, welche mit vieler Klugheit behandelt werden mußten, von dem Fürſtbiſchofe Joſeph, einem Prinzen von Heſſen-Darmſtadt, nach Rom geſchickt, wo er ſich nicht minder auszeichnete, mit den angeſehenſten und gelehrteſten Männern in nähere Verbindung kam, und ſich einen neuen, ſehr reichen Vorrath an Kenntniſſen ſammelte. Eben damals wurde Nigg auch zum erſten biſchöflichen Kommiſſär zur Unterſuchung des Lebenswandels der in Kaufbeuren im Rufe der Heiligkeit geſtorbenen Kreszentia Höß ernannt, und traf zu ihrer Seligſprechung in Rom die nöthigen Einleitungen. Was er aber in der Eigenſchaft als geiſtlicher Rath und Siegler, dem zugleich die ganze Adminiſtration oblag, geleiſtet, beweiſen die unzählbaren Akten hinlänglich, welche in den Archiven noch vorliegen. Es wurde kein Geſchäft von Wichtigkeit verhandelt, wobei Nigg nicht Mitarbeiter, oft wohl gar Alleinarbeiter war; keine Berathung unternommen, wobei nicht Alle auf Nigg's Meinung geſpannt waren, welche beinahe immer

den Ausschlag gab; kein Plan der Verbesserung entworfen, zu welchem nicht Nigg den ersten Impuls gegeben, oder wenigstens Nigg's umsichtsvolles Urtheil eingeholt und befolgt wurde; gab es Rechtsfälle zu schlichten, so war er der Mann, welcher das unbegrenzte Zutrauen beider streitenden Parteien besaß; gleich gründlich erfahren im Zivil-, wie im kanonischen Rechte war ihm keiner an scharfem und schnellem Ueberblicke, an bündigem Vortrage, an Kraft und Präzision des Ausdruckes, an Gründlichkeit und Kürze in den Motiven, so wie an wichtigem, aus den Motiven von selbst hervorleuchtendem Urtheil gleich; sein Ausspruch glich einem Orakelspruche. Indessen war er bei allen diesen Eigenschaften nichts weniger als stolz und anmaßend; er hörte mit Aufmerksamkeit und Gelassenheit Jeden an, der seiner Meinung nicht beistimmen zu können glaubte; er zeichnete sich bei allen Anlässen durch bescheidene Demuth und Herzensgüte aus, wodurch er nothwendig immer mehr an Achtung für sich gewinnen mußte. Damals hatte der Fürstbischof und das Hochstift manche Streitigkeiten mit dem mittel- und unmittelbaren Reichsadel über Patronatsrechte, Zehnten u. s. w. am kaiserlichen Reichshofrathe; die Schlichtung aller dieser Prozesse wurde dem Rechtsgelehrten Nigg anvertraut, und in allem trug er an diesem hohen Reichsgerichte die Siegerpalme davon; er verlor niemals einen Prozeß. Er war im vollen Sinne des Wortes ein wahrer Rechtsvertheidiger, und als solcher allgemein anerkannt. Rabulisterei haßte er als ein den weltlichen, noch vielmehr aber den geistlichen Mann infamirendes Vergehen; aber jede Vertheidigung, die er übernahm, war schon in der Einleitung von ihm

ſo geſtellt, daß der Richter das Urtheil mit Sicherheit hätte fällen können, ehe er mit der Durchleſung aller Akten am Ende war. Selbſt ein proteſtantiſcher Reichshofrath in Wien äußerte ſich gegen einen in Augsburg lebenden Gelehrten: „Dr. Nigg iſt der rechtlichſte und vortrefflichſte Advokat, den ich kennen gelernt habe.“

Nigg's höhere Beförderung war gleichſam zum Bedürfniß geworden, und Belohnung ſeiner Verdienſte zur Pflicht. So dachte Kurfürſt Klemens Wenceslaus, welcher in ihm nicht nur einen treuen Diener und unermüdeten Geſchäftsmann beachtete, ſondern ihn auch als einen vorſichtigen Rathgeber und wahren Freund zu ſchätzen wußte, wovon er ihm im Jahre 1795 die ſprechendſten Beweiſe gab. Er ernannte ihn zu ſeinem Generalvikar, und noch im nämlichen Jahre zum Domherrn an ſeiner Kathedralkirche in Augsburg. Die Art der Ernennung zu dieſer Würde verdient der Vergeſſenheit entriſſen zu werden.

Der Kurfürſt hatte vom päpſtlichen Hofe für ſeine Perſon das Indult erhalten, eine im päpſtlichen Monate erledigte Domherrnſtelle ſelbſt zu vergeben, jedoch mußte die Ernennung dem heiligen Vater auf offiziellem Wege kund gemacht werden. Der Fall war eben eingetreten, und Clemens ließ ſeinen Generalvikar allein zu ſich in's Kabinet rufen, um das Ernennungsinſtrument an den Papſt zu Papier zu bringen. Als Nigg den Namen des zu Ernennenden ſchreiben ſollte, ſchwieg der ſanft lächelnde Kurfürſt; endlich fragte Nigg ehrfurchtsvoll: „Wen darf ich hinſchreiben?“ und der Fürſtbiſchof diktirte ihm laut in die Feder: Anton Cöleſtin Nigg. Dieſer ſprang von ſeinem Sitze auf und rief: „Ew. Durchlaucht!

eines gemeinen Müllers Sohn, ohne Verdienste, als seine Schuldigkeit gethan zu haben?“ — Schreiben Sie nur: Anton Cölestin Nigg, erwiederte der gute Clemens; „Sie sind Domherr; sollten auch einige Einwendungen vom Kapitel gemacht werden, so bleiben Sie doch Domherr.“ Es wurden wirklich gar keine gemacht, weil Nigg's Verdienste vom ganzen Kapitel eben so gut anerkannt waren, wie von seinem Bischofe. Der neue Domkapitular war von allen seinen Kollegen eben so geachtet, als wenn er mit ihnen ebenbürtig gewesen wäre. Niemals erlaubte sich einer die mindeste Anspielung auf seine bürgerliche Abkunft.

Der sämmtliche gutdenkende Klerus war über diese doppelte, in so kurzer Zeit auf einander folgende Standeserhöhung des verdienstvollen Mannes höchlich erfreut; aber Niemand konnte vielleicht innigeren Antheil daran nehmen, als der heilige Vater, Leo der Zwölfte, wirklich nahm. Er hatte ihn sehr bald nach seiner Ankunft als Nuntius in Augsburg mit seinem vollen Zutrauen beehrt; Nigg mußte stets um ihn sein, und wurde von ihm in die geheimsten Unterhandlungen eingeweiht. Späterhin, als sich der Horizont über die deutsche Kirche immer mehr trübte, äußerte er sich gegen Jemand folgendermaßen: „Hätten doch alle Bischöfe in Deutschland so gelehrte und rechtliche Rathgeber, wie der ehrwürdige Nigg ist, es würde mit den Angelegenheiten der deutschen Kirche gewiß anders aussehen, als es jetzt aussieht.“ Ein ander Mal nannte er ihn Virum doctum, justum, rectique tenacem. — Diese Aeußerungen übertreffen wohl jede Lobrede.

Hie und da hatte wohl auch Nigg mit Menschen zu

thun, die ihm entgegen arbeiteten; aber welcher Mann von hohem Verdienſt und ausgezeichnetem Talent hat nicht Feinde, die ihn beneiden, oder aus böſen Abſichten entgegen ſtehn? — Niemals vom geraden Wege nur einen Schritt abweichend, Intriguen nur erfahrend, niemals ſie einſchlagend, ging er doch meiſtens als Sieger vom Kampfplatze in dem unglücklichen Zeitpunkte, wo es ſchwer war, denſelben nicht zu unterliegen. Er verbeſſerte den Emeritenfond um viele tauſend Gulden, und rettete ihn durch ſeine Feſtigkeit, als auch ihm wie ſo manchem andern wohlthätigen Inſtitute von der damaligen Organiſationskommiſſion eine andere Beſtimmung angedroht war. Er hatte früher vor der Umwälzungsepoche den Plan zu einem zu errichtenden Verſorgungshaus für untauglich gewordene — und zu einer Korrektionsanſtalt für ſtrafwürdige Prieſter in dem zwei Stunden von Augsburg entlegenen Dorfe Inningen entworfen, und die Ausführung, die ſchon weit gediehen war, wurde nur durch eine mächtige Oppoſition gehindert; aber niemals ganz abweichend von dem, was er einmal für nothwendig oder erſprießlich nach reifer Ueberlegung erachtet hatte, ſah er ſeinen Plan doch in dem nahen und ſchönen Göggingen realiſirt; er leitete ſelbſt den Bau von der Grundlegung bis zur Vollendung, und gab dem Inſtitute einen Vorſtand, der es ganz vortrefflich verwaltete; aber leider wurde dieſe ſchöne, großen Theils auf Koſten des verewigten Clemens Wenceslaus errichtete Anſtalt ſchon im Jahre 1804 in den Säkulariſationsſchlund hineingezogen, das prächtige und bequeme Gebäude zum Sitze des königlichen Landgerichtsperſonals, und die hart daneben ſtehende alte Kirche in eine Frohnfeſte verwandelt. Ueber-

haupt hat dieſe der Kirche ſo nachtheilige Zerſtörungsepoche dem Ehrenmanne nicht allein unbeſchreibliche Arbeit und fruchtloſe Vorſtellungen, ſondern auch unendlich vielen Verdruß und immerwährenden Kummer verurſacht. Aber der Mann ſtand immer unerſchütterlich in Mitte der Wogen, die an ihn anſchlugen, und ward oft furchtbarer denen, die ihn durch Drohungen und Kabalen einſchüchtern wollten. Der in ſeinen Grundſätzen unerſchütterliche Generalvikar ſuchte nur das Recht, niemals Ehrenſtellen oder einträgliche Belohnungen durch Verletzung des Rechts; er fand ſeine Beruhigung nur in der Erhaltung desſelben, nicht in der Gunſt der Machthaber, die ihm doch in ihrem Innern die Schätzung nicht verſagen konnten, wenn ſie auch ſeinen Widerſpruch erfuhren, den er immer mit Schonung und gebührender Achtung vorzutragen wußte. Rigg hatte durch ſeinen hehren Wuchs ein impoſantes Aeußere; ſo ernſthaft aber ſeine Miene ſchien, ſo war ſie doch nichts weniger als zurückſchreckend; er war vielmehr zuvorkommend und ohne allen Stolz. Gegen ſeine, meiſtens armen Verwandten, welche großen Theils Maurer waren, ſtets wohlthätig, gegen Jedermann gefällig, und gegen die Großen ehrerbietig, ohne zu kriechen, war er der Mann, welcher die allgemeine Achtung in vollem Maße genoß. Sein Eifer in geiſtlichen Verrichtungen war grenzenlos, und niemals verſäumte er die Pflicht, die ihm die Religion oder ſein Standpunkt auferlegt hatte, wenn er auch noch ſo ſehr von Geſchäften umlagert war. Seine einzige Unterhaltung war es, in kleiner, guter, anſtändiger Geſellſchaft nach der Scheibe zu ſchießen, worin er die ſeinen Landsleuten eigene Geſchicklichkeit bewies; doch betrieb er dieſe

Unterhaltung niemals leidenſchaftlich, wie dieſes ſo oft der Fall iſt. Kartenſpiel und Jagd waren niemals ſeine Sache. In Geſellſchaften erſchien er nur ſelten, oder dann, wenn ſeine Verhältniſie ihm es zur Pflicht machten; aber dann war er heiter, unterhaltend und manchmal mit Anſtand ſcherzend. So war Nigg bis an ſein Ende, welches nach einem ſehr ſchmerzhaften Krankenlager den 21. Oktober 1809 eintrat. Er ſtarb als ein frommer Prieſter, welcher nach Empfang der heiligen Sterbeſakramente dem Tode mit heiterem Blicke entgegen ſah, höchlich betrauert von ſeinem Fürſtbiſchofe und dem geſammten Klerus der großen Diöceſe Augsburg. Schriftſteller war er nicht, obgleich er nach der vielſeitigen Bildung und Leichtigkeit des Ausdruckes alle Eigenſchaften dazu hatte; aber die vielen von ihm vorliegenden Arbeiten ſind die ſprechendſten Beweiſe ſeiner glücklichen Geiſtesentwickelung. Eine ſehr reichhaltige Bibliothek legirte er in ſeinem Teſtamente dem biſchöflichen Vikariat zum Andenken.

Bemerkenswerth iſt es, daß ſein Nachfolger im Generalvikariate ein Landsmann von ihm war, nämlich der am 9. Juni 1826 verſtorbene Domdechant, Dr. Joſeph Ignatz Heinrich Lumpert, aus dem Lechthale gebürtig, ein Mann, der mit ſeinem Vorgänger ungemein viel Aehnlichkeit hatte.

6.

Peter Pascal Rubert.

Als Manuela Lozano, die glückliche Mutter des Peter Rubert, mit ihm gesegnet und eines Tages zur Beichte ging, rief sie der Priester zu sich, hörte sie Beicht und sagte zu ihr: „Sorgt recht für das, was ihr im Schooße traget, es liegt etwas daran.“ Wirklich lag der ganzen Menschheit an dem Leben eines Mannes, welcher durch sein Verhalten die Verläumdung Lügen strafte, daß die Menschen nur aus Zwang, aus schmutzigem Eigennutz oder sinnlicher Lust handeln. Es lag Spanien an einem Bürger, welcher durch Wort und Beispiel das Volk aufrecht erhielt und es durch seine Autorität unter diesen furchtbaren Erschütterungen leitete. Es lag der Kirche an einem Religiosen, an welchem die Bosheit des Jahrhunderts, die gegen die Orden und Klöster vor Wuth glüht, nicht eine Thatsache, nicht ein einziges Wort aufspüren konnte, um ihre Bissigkeit daran zu üben.

Petrus Pascal Rubert wurde den 21. Oktober 1764 zu Valencia geboren. Das Verdienst eines Menschen besteht in der Ausübung der Tugenden und nicht in den Wundern, und wenn die Enthaltsamkeit Ruberts, der als Kind an Freitagen die Mutterbrust nicht nahm, unglaublich erscheinen sollte, weil sie wunderbar ist, so ist die, welche er als Knabe bewies, indem er sein Abendbrod zur Schule wohl mitnahm, aber unter die Armen vertheilte, desto gewisser und verdienstlicher. Es ist zum Bewundern, wie er schon in zarter Jugend die erhabensten Maximen unserer heiligen Religion ausübte. Nie

vertheidigte er ſich gegen eine Verläumdung, nie rechtfertigte er ſich. Wenn die Lehrjungen ſeines Vaters irgende etwas Unrechtes thaten, kamen ſie immer ungeſtraft durch, indem ſie's auf Peter Pascal ſchoben. Seine Sanftmuth, Demuth und Geduld zeigte ſich beſonders in folgendem Falle. Sein Vater ſchickte ihn eines Tages in einen Laden, um etwas zu holen. Ein Junge, der zugleich mit ihm in den Laden trat, verſetzte ihm eine Ohrfeige. Eine Frau, die es ſah, ſagte: Warum gibſt du ihm nicht wieder eine dafür? Und Peter Pascal antwortete: „Mein Vater lehrt mich, daß ich den andern Backen hinhalten ſoll, wenn man mich auf den einen geſchlagen hat.“ Die irreligiöſe Weisheit lacht vielleicht und ſagt, eine ſolche Erziehung habe in Rubert eine niedrige Seele bilden müſſen. Glückliches Spanien, wenn die Seelen dieſer angeblichen Weiſen ſo erhaben und heldenmüthig wären, wie die ſeinige!

Eben ſo wenig ſind nach dem Geſchmacke dieſer verkehrten Philoſophen, die ſich zu Lehrern aller Menſchen aufwerfen, ſein beſtändiger Aufenthalt in den Kirchen, ſeine Liebe zur Einſamkeit, ſeine Ehrfurcht gegen das Alter; ſie werden ſagen, ſo bilde man Fanatiker, Misanthropen, lichtſcheue Menſchen.

Doch wir wollen der Erzählung nicht vorgreifen, ſondern Rubert als Jüngling betrachten. Jene Epoche des Lebens, wo der Menſch ohne Erfahrung das Gähren der Leidenſchaften zum erſten Mal fühlt, iſt die gefährlichſte, und nicht Wenige leiden Schiffbruch in derſelben. Seine jungfräuliche Unſchuld ging über Schlangen und Baſilisken hin und trat auf Löwen und Drachen, ohne Schaden zu nehmen. Nie ging aus ſeinem Munde ein

unreines Wort, nie aus ſeinem Auge ein unreiner Blick hervor, nie gewahrte man an ihm eine unanſtändige Gebärde. Er war mit einem lebhaften und ſcharfſinnigen Talent begabt; allein bei ſeiner Schweigſamkeit lernten es nur Wenige kennen, und ſobald er in die Welt hineinblickte, erkannte er mit Hülfe jener Gnade, die er ſo ſorgfältig pflegte, die Eitelkeit und Nichtigkeit derſelben, er beſchloß, ſich dem einzigen Geſchäfte ſeiner Heiligung ganz zu widmen, und zog in dem Alter von 14 Jahren das Kleid des königlichen Militärordens von U. L. Frau von der Gnade an.

Von dieſem Augenblick an war Peter Pascal ein wahrer Religios. Es wird verſichert, ein Pater dieſes Ordens habe prophezeit, Fr. Rubert werde das Muſter und die Erbauung des ganzen Konventes werden. Sein Novizenmeiſter erzählte den andern Patres mit Staunen, daß er an Fr. Rubert nichts zu verbeſſern finde. Seine Offenheit, ſeine Demuth, ſeine Pünktlichkeit in allem, was ihm befohlen wurde, erregten bei Allen Bewunderung und jene Hoffnungen, die er nachher ſo glücklich erfüllt hat.

Mit ſechszehn Jahren legte er Profeß ab und ſein Name wurde in den großen Katalog der Helden eingetragen, welche der berühmte Orden von der Gnade zu allen Zeiten hervorgebracht hat. Sogleich zeigte er jenen unermüdeten Fleiß, der ihn ſtets in ſeine Zelle eingeſchloſſen hielt, die er nur verließ, wenn er mußte. Er nahm an den anſtändigen Rekreationen ſeiner Ordensbrüder nie Antheil. Man wurde an ihm jenen innern Seelenfrieden gewahr, den Widerwärtigkeiten nie trübten; jene evangeliſche Armuth, die ihm nie erlaubte,

andere als höchſt gewöhnliche und arme Möbel und Wäſche zu gebrauchen; kurz jene Liebe zur Einſamkeit, welche bloß jenen Seelen eigen iſt, die Gott wahrhaft dienen wollen. So bereitete ſich zum Altar ein Prieſter vor, welchem die gottloſen Mäuler der Libertiner nichts anhaben konnten, die wenn ſie bedächten, aus welcher Maſſe wir Menſchen ſammt und ſonders gemacht ſind, einſehen würden, daß ein ſolcher Nachkomme Adams ein Wunder, ein Werk Gottes iſt zu ihrer Beſchämung.

Nachdem er zur prieſterlichen Würde erhoben, und zum Lektor der Philoſophie und Theologie ernannt war, verwendete er die Zeit, welche ihm dieſe Beſtimmung und die andern Exerzitien des Ordens übrig ließen, auf das Nachdenken über Materien der Moral und Myſtik, die Lektüre der heiligen Schrift und der heiligen Väter und das Studium unſerer beſten Autoren, welche über Religion in unſerer Sprache geſchrieben, insbeſondere des Lins von Granada.

Wer vermag ſeine Nachtwachen, ſeine apoſtoliſchen Arbeiten, ſeinen Eifer für die Rettung der Seelen zu beſchreiben? Er war zur Verkündigung des Wortes Gottes beſtimmt. Seine Predigten waren, wenn ſie ſich auch nicht durch elegante Wendungen auszeichneten, doch in einem korrekten und reinen Styl abgefaßt, und verriethen die geſunde Lehre und ſeine Denkkraft. Er ſuchte dabei nicht Volksgunſt noch irdiſche Intereſſen, ſondern geiſtlichen Gewinn. Er bewies dieß bei mehrern Gelegenheiten, insbeſondere bei einer, wo er, nachdem er ſchon eine Predigt zugeſagt, noch um eine andere an demſelben Tag angegangen wurde. Pater Rubert erklärte, er könne ſie nicht mehr übernehmen; derjenige aber, der ſie beſtellte,

ſagte: Ich weiß, daß Ew. Hochwürden für dieſen Tag ſchon eine Predigt verſprochen haben, aber ich weiß auch, daß wenig dafür bezahlt wird; überlaſſen Sie dieſelbe einem andern Pater und halten Sie die, für welche Sie eine Unze Gold bekommen. Pater Rubert entgegnete mit der Mildigkeit, womit er das, was er nicht gewähren konnte, zu verſüßen pflegte: „Ich übernehme die erſte Predigt, die die Vorſehung mir verſchafft, und halte ſie ohne Eigennutz.“ Er konnte nicht leiden, wenn er gelobt wurde, auch ging er vom Predigtſtuhl nie zum Gaſtmahl. Wenn er in benachbarten Orten gepredigt hatte, aß er an dem armſeligen Tiſche des Konvents. Am Frohnleichnamsfeſte hielt er in Sollana die Feſtpredigt, und Abends wohnte er wieder der feierlichen Prozeſſion in Valencia bei, obgleich jener Ort über drei Stunden Wegs von der Stadt liegt. Durch ſolche Anſtrengungen zog er ſich ein Uebel zu, das ihn ſehr plagte, wenn er etwas in Eifer gerieth; aber darum ließ er in ſeinem glühenden Eifer für das Wohl des Nächſten nicht nach, und erlaubte ſich nicht die Uebertretung einer einzigen Faſten des Ordens. Ein evangeliſcher Arbeiter, der ein ſo treuer Nachahmer unſers göttlichen Lehrers war, mußte nothwendig in die Scheunen des Herrn reiche Ernten einführen. Je öfter er predigte, deſto zahlreicher und eifriger ſtrömten die Zuhörer herbei, und ſchüchterne Seelen wie hartnäckige Sünder fanden in ihm das lebendige Bild jenes guten Hirten, welcher das verirrte Schaf auf ſeinen Schultern heimträgt. Und mit welcher Salbung wußte er im Beichtſtuhle die Scheu der Einen zu beſeitigen, den Muth der Andern zu beleben, die Wege unſers Herrn zu ebenen, damit Alle ſie wandelten!

Obgleich seine Aemter und das Ansehen, in welchem er stand, ihm die Thüren der Vornehmen aufschlossen, so betrat er deren Schwellen doch selten und nur aus christlicher Liebe. Seiner armen und dürftigen Mutter brachte er täglich selber das Essen, das er sich am Munde absparte, und gab nie zu, daß andere Religiose es für ihn thaten. „Meine Mutter zu ernähren", sagte er, „steht mir ganz wohl an, und ich thue es recht gern." Das, ihr modernen Philosophisten, das ist Aufklärung, das ist Vorurtheilslosigkeit, das heißt über den elenden Leidenschaften der Schwachen und Dummen erhaben stehen!

Man glaube aber nicht, daß Pater Rubert ein beschränkter Mensch war; ich sagte schon, daß er mit einem hellen Verstande beständiges und tiefes Studium verband; zum Beweise dessen will ich anführen, daß, als im Provinzial-Kapitel zu Orihuela 1796 der Religios, der die theologischen Sätze, welche bei solcher Gelegenheit aufgestellt zu werden pflegen, vertheidigen sollte, plötzlich erkrankte, und die Patres in große Verlegenheit geriethen, sie sich an Pater Rubert wendeten, der trotz seiner Bescheidenheit sich endlich dazu verstand und mit Ehren vertheidigte. Eine Regierung, welche dem Verdienste gerecht sein wollte, konnte so ausgezeichnete Gaben nicht ohne Belohnung lassen. Zwei Provinziale erwählten ihn nach einander zu ihrem Sekretär, und er nahm dieß Amt gern an, weil er keine Verantwortlichkeit dabei hatte, und nicht wegen der Einkünfte, die er daraus zog, diese verwendete er zur Unterstützung seiner armen Mutter und selbst des Konvents, dem er bei mehreren Gelegenheiten über zwanzigtausend Realen zufließen ließ, und

einmal ließ er aus dem Einnahmbuche ſogar ſeinen Namen ſtreichen, damit man nicht wiſſen ſollte, wer der mildthätige Geber war.

Ein ſo großes Licht konnte nicht unter dem Schäffel verborgen bleiben. Im Jahr 1805 ernannte ihn der Pater Meiſter Dominikus Fabregat zum Komthur des Kloſters zu Valencia; ein ſchwieriges Amt, welches er ſo ſehr fürchtete, daß er zu ſeinem Beichtvater zu ſagen pflegte: „Ach, Pater! ich kann nicht Prälat ſein, ich will lieber der letzte Religios in dem ärmſten Konvent der Provinz, als Prälat ſein. Es fehlt mir Alles zum Gebieter, insbeſondere der Verſtand.“ In Folge dieſer demüthigen Sinnesart verzichtete er im offenen Kapitel auf die Prälatur, bat, flehte, weinte, fiel faſt in Ohnmacht, und er mußte dem Gehorſam das ſchmerzliche Opfer bringen und die ſo furchtbare Laſt auf ſeine Schultern laden. Allein er ſchrieb nie an den General des Ordens, ohne ihn dringend zu bitten, ihm die Prälatur wieder abzunehmen. Doch wir wollen ſehen, wie er ſein Amt verwaltete.

Er wußte, daß das geiſtige Leben aus dem Gebet entſteht, durch das Gebet ſich erhält und bis zur höchſten Vollkommenheit wächst. Um ſeinen Konvent nun zu reformiren, begann er damit, daß er die Zahl der gewöhnlichen Gebetsſtunden vermehrte. Seine vielen Geſchäfte hielten ihn nie ab, bei allen Exerzitien des Konvents an der Spitze zu ſtehen. Er war unermüdbar, die vielen Religioſen zu ermahnen, wo er Fehler gewahr wurde. Fiel ein Religios in einen leichten Fehler, ſo erwartete er eine Gelegenheit, ihn allein zu ſprechen, hielt ihm die Sache in Liebe vor, hörte jede Entſchul-

digung an, und bat ihn, es nicht wieder zu thun. Fehlte ein Religios hundertmal an einem Tage, ſo mahnte er ihn hundertmal mit derſelben Liebe, und wenn dieſer zu fallen fortfuhr, ſo griff er zu neuen Ermahnungen und Bitten. Weder der Faſtenpredigten, die er zu halten pflegte, noch anderer Geſchäfte wegen unterließ er ſeine glühenden Anreden im Konvent. Trotz dieſer vielen und ſchwierigen Geſchäfte war er immer bereit, den Frieden in den Familien herzuſtellen, den Betrübten mit Rath und That beizuſpringen, die längſten und läſtigſten Beichten mit unſäglicher Geduld anzuhören; er machte ſich Allen zu Allem, um ſie Jeſu Chriſto zu gewinnen.

Während Pater Rubert ſo mit ſeiner und Anderer Heiligung beſchäftigt war, kam der 23. Mai 1808, der in den Annalen von Valencia ewig denkwürdige Tag. Daß ein heroiſches Volk, mit dem man ein ſo unwürdiges Spiel getrieben, ſich in den Schranken der Mäßigung halten würde an dem Tage, wo es Rache zu nehmen beſchloß, war nicht anzunehmen. Deßwegen erließen die Häupter ſowohl der politiſchen als kirchlichen Gewalt ein Schreiben an die Klöſter, daß die Geiſtlichen herauskommen und die Ordnung und perſönliche Sicherheit aufrecht erhalten möchten, und hätte man dieſe Maßregel nicht genommen, ſo wären an dieſem Tage mit den Unſchuldigen, viele von jenen aufgeklärten Politikern, welche nicht aufhören, gegen die angebliche Nutzloſigkeit der Klöſter zu deklamiren, umgekommen. Bei jener allgemeinen Unordnung erblickte man den Pater Rubert aller Orten, und ſah ihn dem öffentlichen Geiſte die rechte Richtung geben.

Da kamen die Gräuel des 2. Juni. In jener furcht-

baren Nacht rief Pater Rubert einige verſtändige Patres. Wir hörten, wie man Drohungen gegen uns ausſtieß, uns Verräther nannte, welche auf Befehl Murat's das Volk beſchwichtigten. Wir eilten nach der Zitadelle. An dem Thore fanden wir einige Volkshaufen, welche die Neugierde herbeigelockt hatte; ſie wußten nicht, was vorging; Entſetzen malte ſich auf ihren Geſichtern; ſie ſchwiegen nicht; aber man vernahm kein lautes Wort. Wir traten hinein, und ſchon nach einigen Schritten vernahmen wir das Todesröcheln der Einen, welche den letzten Athemzug thaten, den Schmerzensruf Anderer, die noch mit dem Tode rangen oder die Todeswunde empfingen. Gräßlich! Noch heute ſchallt mir das Krachen der Knochen unter dem Hiebe des grauſamen Beiles im Ohr! Kalten Schweiß auf der Stirne führte uns Pater Rubert näher, und beim Scheine eines ſchwachen Lichtes erblickten wir jene Ungeheuer mit den Waffen in der Hand, die noch vom Blute der unſchuldigen Schlachtopfer rauchten, und mit Mienen, welche an die Furien der Hölle erinnerten, jeder mit gräßlicher Stimme etwas Anderes befehlend, nur einig, Blut und mehr Blut zu vergießen. Pater Rubert wagt ſich ihnen näher und räth ihnen mit den rührendſten Vorſtellungen von ihrem Vorhaben ab. Da ſchreit Einer: Wenn wir nicht mit den Mönchen anfangen, ſo richten wir nichts aus. Pater Rubert behält die Faſſung. Beſeelt von jener Liebe, welche das Leben für den Nächſten hinzugeben vermag, nicht ſich, ſondern nur die Gefahr des Vaterlandes, ja der Mörder ſelber und die der Unglücklichen, welche ſämmtlich barbariſch niedergemetzelt zu werden auf dem Punkte ſtanden, im Auge, entwindet er endlich den

bluttriefenden Händen dieſer Bluthunde den Dolch. Solch unerſchütterliche Ruhe, ſo heroiſche Feſtigkeit, ſolche Seelenſtärke gibt die Religion!

Liebe zum Frieden führte den Pater Rubert in die Zitadelle, Muth und Gerechtigkeit führte ihn auf die Wälle, als Marſchall Moncey am 28. Juni 1808 anrückte. Pater Rubert flößte, ein Kruzifix in der Hand, Allen Muth ein und rettete, ein zweiter Capiſtran, die Stadt. Nach dem begnügte er ſich nicht, ſeine Religioſen dem Dienſte, den das Vaterland forderte, zu widmen; er ſelber iſt der Erſte, Patronen zu machen, die Thore zu bewachen, die Runde in der Stadt zu machen, in den Gräben zu arbeiten und für die Bedürfniſſe des Staats von ſeinem und des Kloſters Gelde beizuſteuern. Man glaube aber nicht, daß er bei der Erfüllung dieſer heiligen Pflichten von ſeiner Strenge in Erfüllung der Pflichten ſeines Berufes nachließ. Er las keine Zeitung, ſprach nicht von Neuigkeiten, ſein Mund öffnete ſich nicht ohne Noth. Die geiſtlichen Funktionen ſeines Standes vor Allem im Auge haltend, erfüllte er pünktlich die Pflichten, welche er als Spanier der gemeinen Sache zu leiſten hatte.

Die im Mai 1811 zum Provinzial-Kapitel in Sollana verſammelten Väter konnten nicht umhin, die ausgezeichneten Gaben zu würdigen, welche in Pater Rubert glänzten, ſie erwählten ihn einſtimmig zum Provinzial, Er lehnte das Amt ab, wendete ſich mit Thränen und Seufzern an den Patergeneral und andere Väter und bat ſie, ſich ſeiner und der Provinz zu erbarmen, und nicht einen „jungen Menſchen ohne Erfahrung, Tugend und Kenntniſſe“, wie er ſich nannte, an deren Spitze zu

ſtellen. Die Väter erblickten in dieſem Schritte nur einen Beweis mehr, daß ihre Wahl den rechten Mann getroffen habe, und verlangten bei dem Gehorſam, welchen er am Altar gelobt, daß er das Amt übernehme. So nahm er das Provinzialat gezwungen an.

Als der General Blake zum Generalkapitän des Königreichs Valencia ernannt wurde, wurden im Volke verſchiedene Anſichten über dieſe Wahl laut. Dieſer General war in allen Schlachten, die er geliefert, unglücklich geweſen, und das Volk fürchtete, er möchte das Unglück, welches ihn ſtets verfolgt hat, auch nach Valencia bringen. Der Ausgang hat dieſe Beſorgniſſe gerechtfertigt. Nachdem er durch den Verluſt der unſeligen Schlacht von Puzol das ſo bedeutende Sagunt in die Hände des Feindes geliefert, ließ er dieſen bis in die Nähe von Valencia vordringen und hier ſich feſtſetzen. Obgleich ſich ausgezeichnete Militärs und muthige Patrioten angeboten, die Arbeiten des Feindes zu verhindern, ſo gab er, umfaſſende Plane vorſchützend, doch nie ſeine Einwilligung dazu. Nachdem der Feind neue Verſtärkungen an ſich gezogen, ſetzte er über den Fluß und ſchloß Valencia ein. Vom Heere verlaſſen, ohne Lebensmittel und nach drei Jahren beſtändiger Niederlagen wollte die Stadt lieber von der Erde verſchwinden, als ſich dem Tyrannen unterwerfen. Aber was ſollte ſie unter ſolchen verzweiflungsvollen Umſtänden thun? Sie ſteht zwiſchen Sklaverei und Tod, erblickt Feinde in und außerhalb der Mauern; ihr ganzes Vertrauen ruht auf Pater Rubert; wenn dieſer ſie nicht rettet, ſo hat ſie nichts mehr zu hoffen. So groß war die Meinung, welche ſie von ihm hegt! Es treten dem-

nach die Regidoren und Stadtverordneten und andere Repräſentanten des Volkes zuſammen und ſchlagen dem Gouverneur, General Don Carlos Odonell, vor, daß eine Kommiſſion (Junta) aus den tugendhafteſten und patriotiſchſten Männern gebildet werden ſolle, um Valencia zu retten. In der Nacht vom 30. Dezember wurde dieſe Kommiſſion inſtallirt und Pater Rubert, durch allgemeine Akklamation gewählt, Mitglied derſelben. Armer Pater Rubert! Als es ſich nicht mehr darum handelte, Valencia zu vertheidigen, ſondern nur, wie es zu übergeben ſei, reißen ſie dich aus deiner Einſamkeit und ſetzen dich auf den Stuhl, damit du die Zornesthränen des Volkes und die wilden Schläge des Feindes empfingeſt. Pater Rubert ſieht das wohl, er kennt die Umtriebe und Ränke derjenigen, welche ſich Politiker nennen, weiß, daß er ſterben muß; allein, was thut's? Konnte er mit ſeinem Leben nicht die Leiden des Vaterlandes verſüßen? Iſt es Gottes Wille? Dieß war ihm genug, ſich freudig allen Gefahren auszuſetzen, ja ſelbſt dem Tode.

Er war in der Kommiſſion eben mit Erledigung von Geſchäften beſchäftigt, als plötzlich Einer eintrat und ſagte: „Wir ſind verkauft; die Linie iſt verlaſſen und dem Feinde preisgegeben; wenn die Herren ſich von dem, was ich ſage, überzeugen wollen, ſo gehe ich ſelber mit ihnen und ſetze meinen Kopf zum Pfand.“ Alles gerieth in Aufregung, und zur Beſchwichtigung der Gemüther wurde eine Kommiſſion ernannt, welche die Linie rekognosziren und berichten ſollte. Pater Rubert, auf dem das Vertrauen des Volkes ruhte, wurde in dieſe Kommiſſion gewählt. An dem Thore de Serranos wurde

ihr der Ausgang verweigert, am St.Josephsthore kam sie durch und rekognoszirte die vor demselben liegende Batterie. Es waren sehr wenige Soldaten da und der Offizier erklärte, sie müßte warten, bis er dem General Meldung gemacht hätte. Sie wurde hier mehrere Stunden aufgehalten und die ganze Zeit über hörte Pater Rubert nicht auf, seine Gefährten mit der ganzen Kraft seines Geistes zu ermuntern. „Alles ist Gottes Werk", sprach er, „zur Rettung unsers Vaterlandes; geben wir uns in seine Hände und erfüllen wir seinen Willen in Zeit und Ewigkeit; Alles soll zu größerer Ehre Gottes sein." Und zu Don Vicente Pla, einem der Mitglieder der Kommission, gewendet, fügte er hinzu: „Ich hoffe zur unendlichen Barmherzigkeit des Herrn, daß, gesetzt die Feinde kommen herein, sie nur sehr kurze Zeit in dieser Stadt und diesem Königreiche bleiben werden." So sprachen sie unter sich, als etwa um eilf Uhr Nachts ein Offizier ankam, der drohend fragte: Wo sind die Herren, welche die Dispositionen meines Generals rekognosziren wollen? Die Kommissäre präsentirten sich ihm und er befahl einer Kompagnie Soldaten, die er mitgebracht, sie in ihre Mitte zu nehmen und Jeden niederzustechen, der Widerstand leisten oder entwischen wolle, und verbot ihnen bei Lebensstrafe, auf dem Wege auch nur ein Wort zu sprechen. Zwischen zwei Linien zuchtloser Soldaten, die sie mit Beschimpfungen überhäuften, wurden sie nach Ruzafa geführt. Pater Rubert erfüllte trotz der Drohung des Offiziers ein Gebot von stärkerer Art, und sprach mit leiser Stimme zu Pla die christlichen Worte: „Erheben wir unsern Geist zu Gott!" In Ruzafa trat Pater Rubert mit dem Kapuziner

Guardian Pater Joſeph von Herica und noch einem Geiſtlichen, der dabei war, in die Wohnung des Generals. Blake empfing ſie mit ſtolzer Verachtung und behandelte ſie mit ſolcher Härte, daß ſie für ihr Leben zu fürchten anfingen; ſie vermochten ihn mit den ſanfteſten und ehrfurchtsvollſten Worten nicht zu beſänftigen. Nach geraumer Zeit erlaubte er ihnen jedoch, wieder heimzukehren. Um drei Uhr Morgens kamen ſie wieder im Stadthauſe an, wo der erlauchte Kongreß und eine immenſe Volksmaſſe mit ängſtlicher Ungewißheit auf ſie warteten. Ihre Klugheit ließ ſie über das tragiſche Schickſal, das die unglückliche Kommiſſion gehabt, ſchweigen, um das Volk nicht zu reizen und das Leben des Generals nicht zu gefährden.

Was Pater Rubert in jenen verhängnißvollen Tagen gethan, wäre Gegenſtand einer langen Geſchichte. Nur das will ich noch erwähnen, daß, als die Kommiſſion den General Blake vom Kommando abſetzen wollte, er ſich lebhaft widerſetzte. „Der Körper", ſprach er, „kann nicht leben, wenn man ihn von ſeinem Haupte trennt." Inzwiſchen begann das furchtbare Bombardement und Valencia fiel. So war es in den Rathſchlüſſen Gottes beſtimmt, unerforſchliche Rathſchlüſſe, welche Pater Rubert mit Dankſagungen verehrte, weil ſie von jener weiſen und wohlthätigen Vorſehung ausgingen, die Alles zu unſerm Beſten anordnet. Dieſe Geſinnungen vollkommener Ergebung in den Willen Gottes ſuchte er auch Andern einzuflößen. „Wenn die Franzoſen in Valencia einziehen", predigte er eines Tages in der St. Katharinenkirche, „ſo geſchieht es, weil Gott es will, und wenn Gott es will, ſo iſt's ein Zeichen, daß es zu unſerm Nutzen iſt,

und da müſſen wir uns demüthig in den Willen unſers Herrn ergeben.“

Marſchall Suchet rückte in die unglückliche Stadt ein. Am 15. Januar (1812) Nachmittags befahl er, daß alle Religioſen der Stadt ſich auf dem Franziskanerplatze verſammeln ſollten. Um fünf Uhr ließ ſie der General Baron Robert die Revue paſſiren und unter Bedeckung in das Dominikanerkloſter bringen. Wie mußte es fühlenden Herzen wehe thun, als ſie die unſchuldigen und demüthigen Ordensleute gleich Miſſethätern von rohen Soldaten, welche ſie mit Beſchimpfungen und Verachtungen überhäuften, fortführen ſahen! Welch' eine lange und trübe Nacht für dieſe Friedensgefangenen!

Am Morgen des folgenden Tages wurden die Unglücklichen ſämmtlich aus der Stadt gebracht. Ueber der Brücke wurden die Aelteſten und Gebrechlichſten von ihnen ausgemuſtert und in's Auguſtinerkloſter gebracht, die Uebrigen dagegen nach Murviedro abgeführt. Pater Rubert richtete ihren Muth von Zeit zu Zeit auf; da verbot ihm der kommandirende Offizier, ſich von ſeiner Seite zu entfernen.

Erſchöpft von Hunger, Ermüdung und Angſt kamen die Religioſen zu Murviedro an, und wurden hier in der Franziskanerkirche eingeſperrt. In gräßlicher Ungewißheit über ihr weiteres Schickſal brachten ſie hier den nächſten Tag zu. Den 18ten Morgens zwiſchen ſieben und acht Uhr wurden ſie, jede Ordensgenoſſenſchaft beſonders, aufgeſtellt, und der kommandirende Offizier rief die Prälaten vor, um ihnen zu eröffnen, daß auf Befehl des blutdürſtigen Suchet Pater Pascal Rubert,

Provinzial des Ordens von der Gnade, Pater Joſeph von Henrica, Guardian der Kapuziner, und die Lectoren Pater Gabriel Picho, Novizenmeiſter, Pater Fauſtinus Igual und Pater Vinzenz Bonet, ſämmtlich des Dominikanerordens, auf der Stelle erſchoſſen werden ſollten, und ließ dieſe ſonach aus der Reihe treten. Auf Pater Rubert machte dieſe Nachricht ſo wenig Eindruck, als die Ehrenbezeugungen und Beifallsäußerungen, womit ſein Orden und die Frömmigkeit der Gläubigen ihn überhäuft hatten, er warf einen ſtillen Blick auf ſeine Freunde und ſprach: „Was helfen uns die Lehren und Vorſchriften des Evangeliums, wenn wir uns jetzt von unnützer Furcht beherrſchen und meiſtern laſſen. Der Tod iſt ein unvermeidlicher Schritt, auf den wir immer, Tag und Nacht, von der Stunde unſerer Geburt an bereit ſein müſſen.“ Aufgerichtet durch dieſen Helden wurden ſie ſofort an die Ciſterne neben der Kloſtermauer geführt, wo die Exekution ſtattfinden ſollte. Es wurden ihnen, nachdem jede Rechtfertigung für vergeblich erklärt worden, für wenige Augenblicke Beichtväter ihres Ordens gewährt. Nachdem ſie ſich von dieſen verabſchiedet und einander mit ausdrucksvollem Schweigen umarmt hatten, knieeten ſie vor ihren Henkern nieder. Und Pater Rubert, der ſich immer geſehnt, für Jeſus Chriſtus ſein Leben hinzugeben, ſtreckte ſeine Arme aus, als wolle er in den Schooß ſeines Schöpfers fliehen, hob ſeine Augen, in denen die Glorie der Gerechten ſchon leuchtete, zum Himmel empor und rief mit Begeiſterung: „Herr, in dich ſetzte ich mein Vertrauen, du wirſt mich nicht zu Schanden werden laſſen; ſei mein Schutz, Gott der Wahrheit, denn du haſt mich erlöst!“

Kaum waren dieſe Worte von ſeinen Lippen, ſo traf ihn die mörderiſche Kugel und färbte die Erde mit ſeinem Blute. Sie ſtarben alle auf eine Weiſe, daß ſie würdig waren, einzugehen in den Himmel, wohin ihre guten Werke ihnen vorausgeeilt. Der Galgen verwandelt ſich in einen Altar, wenn ihn ein Unſchuldiger beſteigt.

7.

Laurentias Meininger, letzter Benediktiner von Seligenſtadt.

Am 7. Mai des Jahres 1844 wurde zu Seligenſtadt in der Diözeſe Mainz unter allgemeiner Theilnahme der Einwohnerſchaft der hochwürdige Pater Laurentius Meininger, im Leben Prieſter und Konventuale der aufgehobenen Abtei Seligenſtadt, beerdigt.

Geboren im Jahr 1766 zu Königheim, bei Biſchofsheim an der Tauber, von frommen, chriſtlichen Eltern, unterrichtet anfangs an dem Gymnaſium der genannten Stadt und ſpäter gebildet in den theologiſchen Wiſſenſchaften in dem Kloſter Seligenſtadt und theils an der damals ſehr berühmten Univerſität Mainz; trat er im Jahr 1786 als Mitglied in die Seligenſtädter Abtei, und erlebte zur unausſprechlichen Betrübniß ſeines Herzens deren Auflöſung, und wohnte ſeitdem, ohne ein beſonderes Amt zu übernehmen, in der Nähe ſeines Kloſters.

Merkwürdig war der Gehorſam, den er ſtets ſeinem Orden ſelbſt aufbewahrte. — Der Verewigte war, als das Kloſter noch beſtand, Sakriſtan geweſen; und auch nach der Aufhebung der Abtei bis zur Uebergabe der Kloſterkirche an die Pfarrgemeinde behielt er, obwohl ſelbſt Prieſter, freiwillig ohne irgend eine Art von Belohnung, das beſchwerliche Kloſteramt, täglich zu früheſter Morgenſtunde das Gotteshaus aufſchließend und ſeine Mitbrüder, beſonders ſeinen hochwürdigſten Herrn Abt, freudig und demüthig bedienend. Dieſem ſeinem Abte blieb er treu bis zu deſſen im Jahr 1815 erfolgten Tod; — er war in deſſen Leben ſein beſtändiger Gefährte, bei deſſen letzter Krankheit ſein liebender Verpfleger, in allen Stücken ſein folgſam ergebener Sohn; und nicht eher glaubte er der Pflicht des klöſterlichen Gehorſams entbunden zu ſein, als bis Niemand mehr für ihn vorhanden war, dem er ſolchen klöſterlichen Gehorſam leiſten, oder den er als ſeinen Vorſteher im Namen ſeines Ordens betrachten konnte. Immer aber blieb er im ſtrengſten Sinne des Wortes ein Ordensmann; darum hat mit dem Tode desſelben für Seligenſtadt ſein altehrwürdiges Kloſter erſt vollkommen aufgehört; denn die dem Benediktinerorden eigenthümlichen Gebete, von denen einſtens die Hallen des Tempels daſelbſt wiedertönten, wurden von ihm wenigſtens noch in ſeiner ſtillen Wohnung auf das Gewiſſenhafteſte verrichtet; die Regel des Ordens, ehedeſſen die Regel jenes palaſtartigen Kloſterbaues, wurde wenigſtens nach Möglichkeit noch im demüthigen Kämmerlein beobachtet; und wenn er an den feierlichſten Tagen des Kirchenjahrs in ſeinem Ordensgewande zum Hauſe Gottes

ging, dann erbaute ſich Alt und Jung an ihm, und die Großeltern zeigten ihn ihren Kindern und Enkeln, und ſagten: „Sehet, das iſt das Benediktinerkleid, ſo trugen ſich die Prieſter unſerer alten Abtei!“

Der Verblichene war auch ein Mann von gründlicher Frömmigkeit. Oft und viel ſah man ihn beten. In harter, rauher Winterzeit, wenn der Schnee ringsum Alles hoch bedeckte, wenn der ſchneidendſte Nordwind wehte, wenn auch die ſonſt Eifrigſten der Gemeinde zögerten: da konnte man den alten, mehr als ſiebzigjährigen Mann, am früheſten dunkeln Morgen, den Erſten an der Pforte der Kirche finden, während er zitternd in einer Hand das geöffnete Brevier, in der andern die Lampe hielt und betend die Eröffnung des Gotteshauſes erwartete, das er alsdann zuerſt betrat, und zuletzt, nach verrichtetem heiligem Meßopfer und vollbrachter mehrſtündiger Andacht, verließ. — Aber ſo viel man ihn auch beten ſah, ſo bemerkte man von ſeinen frommen Uebungen doch nur den kleinſten Theil; denn obwohl der Dahingeſchiedene den Spruch des Heilands kannte: „Laſſet euer Licht leuchten vor den Menſchen, damit ſie euere guten Werke ſehen und den Vater preiſen, der im Himmel iſt!“ ſo befolgte er doch noch lieber und öfter jene andere Lehre Jeſu Chriſti: „Wenn du beteſt, ſo gehe in dein Kämmerlein, verſchließ' deine Thür und bete im Verborgenen, und dein Vater, der in's Verborgene ſieht, wird es dir vergelten!“ Aber auch das verhältnißmäßig Wenige, was man von ihm ſehen durfte, die unvollſtändigen Blicke, die den Einwohnern von Seligenſtadt ſein äußerer Wandel in ſein inneres Leben verſtattete, ſie haben Jedermann er-

baut. Ja, wer konnte ihn beten ſehen, ohne gerührt, ohne beſſer zu werden? Wem mußte dabei nicht in die Gedanken kommen: „Wer ſo betet, wie muß der auch leben!“

Mit dieſer Liebe zu Gott vereinigte der fromme Benediktiner auch eine innige Liebe zu ſeinen Nebenmenſchen. Seine Wohlthätigkeit grenzt an's Unglaubliche. — Sein ganzes Einkommen belief ſich nur auf einige hundert Gulden im Jahr; aber dabei fehlte es ihm nie an Geld zur Unterſtützung der Dürftigen. Großartig ſind all' die bei ſeinen Lebzeiten gemachten Schenkungen und Stiftungen für Arme und Kranke, für Schulkinder und Studirende, für Anſchaffung von Kirchengeräthſchaften und Pfarreigründungen. Ueber dieſe nach menſchlicher Anſicht faſt unklug ſcheinende Freigebigkeit, die oft an's Unglaubliche grenzte, glaubte ihm der würdige Ortspfarrer einmal einige Bemerkungen machen zu müſſen; und was erwiderte der Edelſinnige? Seine Antwort lautete: „Ich bin ein Mönch, und will nicht reich ſterben! Ich mag es weder vor Gott verantworten, noch ſollen es einſt die Menſchen von mir ſagen, daß ich dem Gelübde meines Standes untreu, auf Erden Geld geſammelt hätte!“ — Und ſo war er denn arm für ſich, aber reich für Andere! — Hätte man bei der liebenswürdigen Taubeneinfalt des Verewigten an einer Nebenabſicht bei dieſer ſeiner Handlungsweiſe auch nur denken können, ſo hätte man vermuthen mögen, er wolle ſeinen Zeitgenoſſen ſtillſchweigend durch die That den Vorwurf machen: „Ihr habt Unrecht gethan, daß Ihr uns aufſtörtet aus unſerm ſtillen Kloſterfrieden! — Ihr habet uns üppiges Wohlleben aufgebürdet; aber ihr

müſſet doch geſtehen, daß ich im Kloſter etwas Beſſeres lernte! — Ihr habet uns ſelbſtſüchtige Anhäufung von Reichthümern vorgeworfen; allein ich will euch beweiſen, daß ein wahrer Mönch ſeine Habe nur für Andere beſitzt! — Ihr habet uns träger Unthätigkeit beſchuldigt; wohlan, ich will euch erbauen, für euch beten, will durch mein Beiſpiel auch eueren Sinn himmelwärts richten; — ihr werdet mir dann einſtens an meinem Grab immerhin das Zeugniß geben müſſen, daß ich nicht vergebens, nicht ohne wahren Nutzen in eurer Mitte geweſen bin!“

Erhebend war auch dieſes Gottesmannes Hinblick auf ſeine Sterbeſtunde. — Er bereitete ſich auf dieſelbe in jeder Hinſicht ſorgfältig vor. Um ſtets an dieſen entſcheidenden Augenblick erinnert zu werden, hatte er in der Flur ſeines Hauſes ſeinen Grabſtein ſchon frühzeitig aufſtellen laſſen, der ihm, als ein ſtets ernſter Mahner an die Ewigkeit ſich erweiſen ſollte. Dieſer Grabſtein war ſogar ſchon mit den erſten drei Ziffern des Todesjahres ſeines Eigenthümers verſehen und nur die Eine Ziffer des Todesjahres und der Monatstag mußten in demſelben noch eingegraben werden. Jeder Blick auf dieſen Grabſtein wurde dem greiſen Pilger zu einem: „Memento mori!“ und zugleich zu einem feierlichen: „Sursum cordu!“ — Und der Mönch, der hienieden ſchon im Himmel wandelte, konnte deßhalb auch mit Ruhe und Freude an ſeinem Sterbetage dem Ortspfarrer ſagen: „Ich bin nun ganz nah' an der Pforte der Ewigkeit!“ Und im Herzen ſeinen Gottheiland tragend ging er, der treue Knecht, freudig zu ſeinem Meiſter hinüber. — Und als man die ſchmerz-

liche Kunde von ſeiner Auflöſung vernahm, konnten ſich Viele, im Andrang ihrer Rührung der Worte nicht enthalten: „Mit dieſem Manne möchte ich auch geſtorben ſein!“

Wahrlich, der Verblichene hat ſeinem Orden keine Schande bereitet! Der heilige Benedikt, der Stifter ſeines Ordens, und Eginhard, der Gründer der Benediktinerabtei zur Seligenſtadt, machten ihm, dort oben ihn aufnehmend unter die Zahl der würdigen Söhne und Nachfolger, gewiß nicht den Vorwurf, daß er die lange Reihe der Benediktiner in Seligenſtadt auf unwürdige Weiſe beſchloſſen habe!“

Auf dem Kirchhofe von Seligenſtadt erhebt ſich ein ſteinernes, von der Einwohnerſchaft vielfach verehrtes Bild der heiligen Mutter Gottes. In der Nähe dieſes frommen Bildes hatte Pater Laurentius Meininger ſelbſt ſeinen Ruheplatz auserſehen, und dort gab man ihm denſelben auch. Und wer an dieſer ehrwürdigen Stätte vorübergeht, der feiert unter Gebet und Thränen ſein Gedächtniß und denkt wohl: daß nicht leicht ein frömmerer, liebevollerer, wohlthätigerer, demüthigerer und anſpruchsloſerer Chriſt und Prieſter jemals hier wird begraben werden, als — dieſer letzte Benediktiner der aufgelösten Abtei Seligenſtadt war!

7.

Melchior Kaufmann, Propſt zu Luzern.

Kaufmann wurde zu Kriens, einem Dorfe unweit Luzern, von ſchon betagten Eltern 1793 geboren. Das Haus ſeiner Geburt war eine etwas vom Dorfe entfernte Mühle, im engen Thale am Fuße des Sonnenberges. Seine Eltern waren wohlhabende, brave Leute, die es herzlich freute, als der körperlich ſchwächliche, aber geiſtig ſehr regſame Knabe Vorliebe zum Studiren zeigte. Die Schulen in Kriens boten ihm bald Nichts mehr, was ihn feſſeln konnte, und ſo wanderte er tagtäglich mit dem Ränzchen auf dem Rücken den murmelnden Krienbach entlang die Stunde weit zuerſt in die deutſchen Schulen, dann in das Kollegium von Luzern, welches unter den Profeſſoren Widmer, Geiger, Salzmann in ſchönſter Blüthe ſtand. Immer mehr entwickelten ſich ſeine Fähigkeiten und der bedächtige, Alles wohl überlegende Kaufmann überflügelte nach und nach ſeine mehr verſprechenden Mitſchüler. Feſt ſtand ſein Sinn, ſich dem geiſtlichen Stande zu widmen, und er blieb dabei, als ſeine Brüder jung ſtarben und er ein beträchtliches Vermögen erbte. Er vollendete ſeine theologiſche Bildung an der Univerſität Landshut, wo Sailer durch ſeinen Ruf und mehr noch durch die Theilnahme, die er den ſchweizeriſchen Studirenden zuwandte, die ganze theologiſche Generation an ſich zog. Eine Reiſe nach Wien mehrte ſeine Welt- und Menſchenkenntniß. Als er nach Luzern zurückgekehrt, 1816 die

Prieſterweihe empfangen hatte, fühlte er ſich mehr zum Lehrerberuf als zur Seelſorge hingezogen und nahm gern die ihm angebotene Profeſſorſtelle am Gymnaſium zu Luzern an. An dem Kampfe der ſtreng-katholiſchen Richtung gegen die Weſſenberg'ſche, der damals in Luzern entbrannte und vorzüglich von den Profeſſoren der Lehranſtalt ausgefochten wurde, nahm Kaufmann großen Antheil. Als in Folge desſelben Troxler (1828) zur Niederlegung ſeiner Profeſſur der Philoſophie genöthigt wurde, erhielt Kaufmann deſſen Stelle und wurde 1827, nach dem Tode des geiſtreichen Gügler, Profeſſor der Dogmatik. Er mußte auf dem Katheder der Philoſophie dem Pater Girard Platz machen, von dem ſich Staatsrath Eduard Pfyffer und ſeine gleichgeſinnten Freunde in ihrem Sinne mehr verſprachen, als von der verhaßten ultramontanen Richtung und der konſervativen Zähigkeit Kaufmann's. Indeſſen wurde ihm im nämlichen Jahre als eine Art Genugthuung ein Kanonikat an der Stiftskirche St.Leodegar übertragen. Als nach der Verfaſſungs- und Regierungsveränderung von 1830 die liberale Partei, Pfyffer an der Spitze, die Gewalt in Händen hatte, waren die Profeſſoren Widmer, Schlumpf und Kaufmann ein Dorn im Auge und mußten auf jeden Fall dem Zeit- und Luzernergeiſt weichen. Widmer, noch im kräftigſten Wirken, wurde Altershalber penſionirt. Schlumpf hängte man einen Preßprozeß an, der ihn vertrieb, und Kaufmann zu lieb beſchloß der Regierungsrath in ſeiner Sitzung vom 25. Oktober 1834 eine Reorganiſation der theologiſchen Lehranſtalt, in welcher alle Profeſſorſtellen mit den frühern Inhabern beſetzt wurden, nur Kaufmann ausgenommen, für den ein

Dr. Fiſcher aus München berufen wurde, deſſen Erbärmlichkeit in Wiſſenſchaft und Leben bald zu Tage trat, und der zu guter Letzt ſich nach Amerika flüchtete. So wurde der Verewigte, an deſſen Lehrtalent, an deſſen Pflichteifer ſelbſt ſeine Gegner nichts auszuſetzen hatten, einer einflußreichen Wirkſamkeit entzogen und auf ſein Kanonikat beſchränkt. In dieſer Stellung verwendete er die meiſte Zeit, die er nicht den gottesdienſtlichen Verrichtungen widmete, auf die Stiftsverwaltung und bekleidete die Aemter eines Depoſitus und Sekretärs. Daneben beſchäftigte er ſich mit literariſchen Arbeiten. Durch ſeine Schriften, durch ſeine politiſch-kirchliche Thätigkeit, durch die Anfeindungen der Radikalen gegen den als Prieſter tadelloſen überzeugungstreuen Mann wurde Kaufmann's Name populär bei'm Luzernervolke und ſein Einfluß legte großes Gewicht in die Waagſchale, als 1847 in ruhiger Volksabſtimmung die radikale Regierung geſtürzt und eine konſervative an ihre Stelle geſetzt wurde. Durch dieſelbe und mit ihr wurde der Verewigte zu den hohen Kirchenwürden eines nichtreſidirenden Domkapitulars des Bisthums Baſel (1841) und des infulirten Propſtes an der Kollegiatkirche und biſchöflichen Kommiſſarius für den Kanton Luzern (1846) und zu dem wichtigen Amte eines Mitgliedes des Erziehungsrathes (1841) erhoben. In dieſer Behörde kam bald die Jeſuitenfrage, dieſer Zankapfel der ſchweizeriſchen Politik, zur Sprache. Kaufmann ſtand an der Spitze derjenigen, die alles Heil für den Kanton und die katholiſchen Intereſſen der Schweiz in der Berufung der Jeſuiten nach Luzern ſahen, da er der jüngeren Geiſtlichkeit nicht die nothwendige Entſchiedenheit zum Kampfe

gegen das radikale Element zutraute und in ihnen den einzigen Damm sah, der das Umsichgreifen des Unglaubens und des damit verbundenen Sittenverderbnisses halten könnte. Schon früher hatte er zur Gründung des Jesuitenkollegiums in Schwyz durch seine Thätigkeit und beträchtliche Geldopfer beigetragen; nun arbeitete er mit dem später ermordeten Rathsherrn Leu unverdrossen an der Berufung dieser Ordensmänner an die theologische Lehranstalt von Luzern und kam deßwegen in Opposition mit seinem umsichtigeren, nicht so für die Jesuiten eingenommenen Freunde Widmer. Kaufmann verfaßte das Minoritätsgutachten des Erziehungsrathes, das mit aller Energie auf die Berufung drang und auch im Drucke erschien; er unterzeichnete es mit drei andern Erziehungsräthen, und nach dem endlichen günstigen Großrathsbeschlusse unterhandelte er über die Ausführung mit dem Bischofe und dem Orden. Aber eben diese rücksichtslose unermüdliche Verwendung für die Jesuiten zog ihm den Haß und die Verfolgung der Gegenpartei in hohem Grade zu, als nach den verunglückten Freischaarenzügen und dem Sonderbundskriege die konservative Regierung gestürzt wurde. Mit ihr war er gestiegen, mit ihr fiel er. Nicht Ehrgeiz hatte ihn getrieben, da es ihm durchaus nicht um seine Person, wohl aber um seine Grundsätze zu thun war, um so mehr ergriffen ihn die Folgen des Sonderbundskrieges. Von dieser Zeit ist sein aufgeregter Geist, ist der bereits alternde Leib der Ueberlast des Kummers, der steten Angst, in der er lebte, der Theilnahme um sein geliebtes Vaterland und seine verbannten Freunde, ja persönlicher Verfolgung unterlegen. Als im Sommer

1848 das Dekret des Großen Raths wegen Aufhebung der Klöſter St.Urban und Rathhauſen erſchien und ein Theil des Volkes das Veto gegen dieſe durch keine Gründe gerechtfertigte Maßregel ergriff, gab ein Brief Kaufmann's an einen Landpfarrer, dem er als biſchöflicher Kommiſſär Weiſungen in Betreff ſolcher ertheilte, welche Kirchengüter an ſich bringen würden, Veranlaſſung zu Verfolgung. Die Regierung, die Kunde von dieſem Briefe erhielt, glaubte ein Komplott entdeckt zu haben und benützte den Anlaß, ſich des verhaßten Kommiſſärs zu entledigen. Am Morgen um fünf Uhr begehrten vier Landjäger Einlaß in die Propſtei; der Propſt wurde geweckt und es wurde ihm ein Verhaftsbefehl vorgewieſen. Geduldig ließ er ſich in Mitte der ſcharf bewaffneten Polizeimänner durch die Stadt transportiren. Er wußte nicht, warum er verhaftet worden, und da er glaubte, es ſei eine allgemeine Verfolgung gegen alle der Regierung nicht genehmen Prieſter ausgebrochen, ſo ſagte er beim Eintritte in ſein Verhaftslokal, im ehemaligen Franziskanerkloſter: „Da bin ich jetzt auch!“ Mehrere Tage blieb er eingeſperrt. Endlich wurde er freigelaſſen ohne richterlichen Entſcheid, ohne öffentliche Anerkennung ſeiner Schuldloſigkeit, aber auch ohne weiter beſtraft oder beunruhigt zu werden. Nur verlor er dabei das biſchöfliche Kommiſſariat, das der Biſchof, wohl dem Frieden und auch der Ruhe des alternden Mannes zu lieb, einem jüngeren, aber auch kirchlich entſchiedenen Kanonikus übertrug. Von da an waren Kaufmann's Nerven zerrüttet. Ein kurzer Sommeraufenthalt im Jahr 1850 auf dem freundlichen Kurort Selisberg im Kanton Uri ſchien ſeine Geſundheit wieder etwas hergeſtellt zu haben; allein das Uebel nahm

bald wieder zu, und er ging zusehends der baldigen Auflösung entgegen, welche am 6. Februar 1851 Morgens sechs Uhr erfolgte. Gottergeben, wie sein Leben, war auch sein Hinscheiden. Kaufmann war ein Charakter, wie sie in unserer Zeit immer seltener werden. Recht und Wahrheit galten ihm als unverbrüchliche Richtschnur des Handelns, und da wollte er vom klug sein oder klug gehen wollen nichts wissen. Er pflegte Jene, die nach seiner Ansicht von diesem geraden Pfade abweichen wollten, mit den Worten zurechtweisen: „Wenn ihr Recht und Wahrheit scheuet und nicht dazu zu stehen waget, so steht es schlimm um euch und um die Sache! Wo er immer an eine Stelle gesetzt war, da arbeitete er mit unermüdlichem Eifer, mit unbestechlicher Gewissenhaftigkeit und eiserner Willenskraft. Bei ihm gingen wissenschaftliche Kenntnisse und demüthiger Glaube Hand in Hand. Er war nicht nur ein gründlicher Theolog, auch in staatlichen Dingen besaß er umfassende Kenntnisse und nicht weniger Scharfsinn; daher durchschaute er die verworrensten Verhältnisse und wußte mit ruhiger Ueberlegung die verwickeltsten Faden zu lösen. Er war so eigentlich ein Mann des Rathes; sein Rath wurde vielfach gesucht, und man hatte selten Ursache, zu bereuen, daß man seinem Rathe gefolgt war. Auf kirchliche Rechte und die Wahrung derselben hielt er mit unerschütterlicher Entschiedenheit; die Lüsternheit der Staatsgewalt nach dem Gute der Kirche entrüstete ihn und er sah darin eine Quelle des Unsegens für das Land. Er wollte aber auch seinerseits nicht in die Rechte des Staates eingreifen und gerne dem Kaiser geben, was des Kaisers ist, wie es besonders aus seiner Schrift:

„Die Stellung der Kirche und des Staates“ deutlich erhellt. Großmüthig im Geben, ohne damit zu glänzen, übte Kaufmann besonders gegen geistliche Mitbrüder Gastfreundschaft in reichem Maaße. Er ließ seine geistige Ueberlegenheit, die Würde seines Amtes nicht fühlen; doch ließ er sich bisweilen durch Widerspruch, den er nicht gut ertragen mochte, zu Empfindlichkeiten reizen. Allein er kannte sich auch hierin und sah bald seinen Fehler ein.

Als in der letzten Zeit seines Lebens der Druck der Leiden bei seinem immer mehr geschwächten Körper ihn hin und wieder mißstimmte, klagte er sich schmerzlich an und gab sich alle Mühe, alle diese Gebrechlichkeiten niederzukämpfen. Er zeigte bis in den letzten Stunden, wie in seinem ganzen Leben, was ein männlich kräftiger Geist über einen schwächlichen Körper und im Kampfe für seine Ueberzeugung vermag.

9.

Abbe Friedrich Terlaing.

Am 2. Januar 1852 starb in Paris der Abbe Friedrich Terlaing, Vikar zu St. Anton. Sein Leben wird in den Annalen der Kirche von Paris in unaufhörlichem Andenken stehen.

Geboren zu Besançon im Jahre 1795 beschäftigte er sich viele Jahre mit der Erlernung und dem Betrieb des Parfümeriegeschäftes. Erst in seinem fünfunddreißigsten Jahre (1839) trat er als Alumnus in's

Seminar von St.Sulpice, fünf Jahre ſpäter, im Juni 1843 erhielt er die heiligen Weihen und eine Vikarſtelle in der Vorſtadt St.Anton. Seit dieſer Zeit war ſein Leben ein fortgeſetztes Heldenthum der Arbeit und der Liebe, ſo daß er ſich den wohlverdienten Namen eines zweiten St.Vinzenz von Paula erwarb.

Man weiß, daß die Vorſtadt St.Anton faſt größtentheils von Arbeitern bevölkert iſt, die mit genauer Noth ſich das Leben friſten. Ihre Töchter ſind von der Zeit an, wo ſie aus der Schule treten, allen Verführungen preisgegeben und ohne alle Ueberwachung. Da kam dem frommen Manne der Gedanke, man könnte dieſe Armen in ein frommes Verwahrungshaus zuſammenbringen, um das Werk der Schule hier ſo lange fortzuſetzen, bis ſie fähig wären, in einen Dienſt zu treten und ſtark genug, ihre Unſchuld gegen die Stimme der Verführung zu ſichern. Gedacht, gethan. Der Koſtenpunkt, vor dem zweifelnde Gemüther ſo ſchnell zurückſchaudern und ſich von ihren guten Entſchließungen wieder abbringen laſſen, war bald überwunden. Der gute Prieſter vertraute auf den Herrn und der half ihm über alle Bedenken hinaus. Erſt opferte er zu dieſem Zweck ſein geſammtes Vermögen und wendete ſich dann an fromme chriſtliche Leute, die er um milde Beiträge zu ſeinem Werke anging. Beſonders ſprach er bei den Bäckern am öfteſten zu, die er um Brod bat, um ſeine armen Pflegbefohlenen zu ſpeiſen. Er miethete für ſie in der Picpusſtraße ein Haus und widmete es dem heiligſten Herzen Mariä. Der Anfang war alſo gemacht. Gott gab ſeinen Segen dazu, öffnete die Hand milder Wohlthäter und das Herz der Miniſter, die die Anſtalt in

das Budget des Miniſteriums des Innern und des Unterrichts, ſo wie in das des Municipalrathes der Seine ſetzten, ſo daß ſie ſeit drei Jahren unter der Leitung der chriſtlichen Schulſchweſtern zu immer größerem Aufſchwung gelangte. In dieſer Bewahranſtalt von Mädchen, die dreizehn Jahre und darüber zählen, beſchäftigen ſich die jungen Leute mit der Einübung des in der Schule Gelernten, mit Nähen, Waſchen, Bügeln, Kochen und mit der Pflege der Kranken. Der Austritt ſteht zu jeder Stunde frei.

Ein anderes Liebeswerk gründete er im Jahre 1846. In dieſem Jahre kaufte er beiläufig dreihundert Paar alte Schuhe, die gleichwohl noch tragbar waren, um ſie zu verſchenken. Im nächſten Jahre ließ er ſie ausbeſſern und verſchenkte auf's Neue tauſend Paar. Im Jahre 1848 ſtieg die Zahl der verſchenkten Schuhe auf vierzehnhundert u. ſ. w. Er trug ſie ſelbſt in die Häuſer der Armen, ließ ſie probiren, ſchnitt Hühneraugen aus, wenn ſie der Bequemlichkeit der Schuhe hinderlich waren. Dieſe Werke der Wohlthätigkeit verband er mit rührenden Ermahnungen zur Gottesfurcht, zum Gebete, zur Arbeitſamkeit, und wer möchte zweifeln, daß ſie den Weg in die Herzen jener Armen fanden, deren Noth und Elend dem liebevollen Prieſter ſo viel zu ſchaffen machten.

Er war unerſchöpflich in der Liebe wie ſein Vorbild, der heilige Vinzenz. Man wußte nicht, wo er's nahm, aber er gab in manchem Monat für mehr als dreihundert Gulden Brod ſeinen Armen, in den Monaten April, Mai, Juni und Juli 1847 legte er zwölfhundert Franken dafür aus. Für Holz gab er in den

Wintermonaten oft mehr als achtzig Franken des Monats, noch im Januar 1852, als er bereits auf dem Todbette lag, wies er fünfundvierzig Franken an, um sie den Dürftigen zu spenden. Im Jahre 1848 kleidete er binnen acht Tagen zwanzig kleine Mädchen und dreizehn andere ein wenig später. Er besuchte keinen Kranken, ohne an die Bettstätte ein Kruzifix zu heften. Gebet- und Erbauungsbücher, Bilder, Medaillen und Rosenkränze theilte er unzählige aus. In der jüngsten Zeit dachte er ernstlich an die Gründung einer christlichen Werkstätte für unverdorbene Lehrlinge und an die Errichtung eines Hauses für alte Männer der Vorstadt. Dazu kamen zahlreiche Bemühungen im Beichtstuhle, auf der Kanzel, in der Schule, in den Familien, besonders zur Auflösung unehrbarer Verbindungen. Was Wunder, wenn die Armen von St.Anton seine Leiche haufenweise begleiteten!

10.

Papst Pius der Neunte zu Gaeta. *

Aus den Tagen der Revolution.

Während der furchtbaren Erstürmung des apostolischen Palastes auf dem Quirinal waren die Botschafter und Gesandten der christlichen Mächte zum Schutz und

* Diese Geschichte ist in einer besondern Schrift von der Gräfin Spaur erzählt worden, doch dürfte alle Leser obige Darstellung aus dem Juden von Verona interessiren, einem Buche, das die

Schirm der geheiligten Perſon des Papſtes herzugeeilt, nämlich der Herzog d'Harcourt, Botſchafter Frankreichs, Martinez de la Roſa, Botſchafter Spaniens, Graf Spaur, bevollmächtigter Miniſter von Baiern, de Migueis-Benda-da-Cruz, bevollmächtigter Miniſter von Portugal, Graf von Boutenef, bevollmächtigter Miniſter von Rußland, Herr Liedekerke, bevollmächtigter Miniſter von Holland, Herr Figueiredo, Geſchäftsträger von Braſilien, Herr de Maiſtre, belgiſcher, und Herr von Kanitz, preußiſcher Legationsſekretär; dieſe gaben beim Anblick der auf das Thor gerichteten Kanone und der in grauſenhafter Raſerei wüthenden Haufen dem Papſte den Rath, um dem Aeußerſten, wozu die Rebellen offenbar bereit ſtanden, Einhalt zu thun, ihnen dasjenige, zu gewähren, was ſie in verabſcheuungswürdiger Weiſe ſeiner Hand entreißen wollten. Der heilige Vater wandte ſich mit feſter Stimme und entſchloſſener Miene an die genannten Botſchafter, die ehrfurchtsvoll einen Kreis um ihn bildeten, und ſprach zu ihnen: „Signori, Sie ſehen die freche Gewalt, die mir von den Rebellen angethan wird; gezwungen bloß gebe ich den ungerechten Forderungen nach, um größeres Blutvergießen zu verhüten. Ich betheure vor Ihnen und Ihren hohen Souveränen feierlichſt, daß ich nur in der treuloſeſten Art gewaltſam dazu genöthigt es thue.“

Am folgenden Tage, nicht zufrieden mit ſolcher Heiligthumsſchändung, machten die Treuloſen in ihrer Ra-

Zierde unſerer Literatur iſt und durch eine ſehr gute Ueberſetzung (Schaffhauſen, 1855, 2 Bände) auch allen deutſchen Lehrern zugängig gemacht wurde.

ſerei bekannt: „Die Schweizer ſind als Garde des Palaſtes abgeſetzt; die Bürgerwehr hat ſie abgelöst; es brachte das Volk auf, daß es nicht würdig ſein ſoll, ſeinen Fürſten zu bewachen; Rom kann das nicht dulden.“ — Die treuen Schweizer, nachdem man ihnen Uniform und Waffen genommen, wurden in den Vatikan eingeſperrt, und die Bürgerwehr hatte die Frechheit, nicht bloß an allen Thoren des Palaſtes, ſondern auch am Fuße der Treppe und bis zu den Vorzimmern des Papſtes hin ſich aufzupflanzen, nach Art und Weiſe der Spione, ja der Schergen, welche den Statthalter Chriſti in den heiligen Gemächern ſeiner Privatwohnung belagert hielten. Die Ablöſung der Wachen fiel immer auf den Abſchaum der boshafteſten und ſchlechteſten Verſchwörer, die voll Argliſt Alles ausſpionirten und den Rottmeiſtern auf das Genaueſte Bericht erſtatteten über Jegliches, was im Palaſte vorging.

Indeſſen gab der Papſt geheime Aufträge an die Kardinäle, ſich auf jede Weiſe gegen die argliſtigen Plane der Ruchloſen, die der äußerſten Grauſamkeit in Verletzung und Vernichtung der heiligen Kirche fähig ſeien, ſicher zu ſtellen. Hierdurch veranlaßt, ſuchten ſie mit Hülfe ihrer Untergebenen und Getreuen Wege und Mittel, Rom heimlich zu verlaſſen, ohne daß die Rebellen davon Nachricht erhalten und ihre Flucht hindern konnten. Es iſt nicht zu ſagen, wie man die Thore der Stadt bewacht, die Paläſte umzingelt hielt, und welchen Gefahren die Fürſten der Kirche ſich ausſetzten und der Argliſt dieſer Ungeheuer, die ihnen in ſo grauſenhafter Weiſe nachſtellten, zu entfliehen.

Da glaubten die Gesandten der christlichen Mächte nach Berathschlagung mit dem Kardinalstaatssekretär, keinen besseren und zweckdienlicheren Entschluß fassen zu können, als den, daß sie den heiligen Vater einer so entsetzlichen Lage entrissen, indem sie ihn heimlich anderswohin führten. Der Papst konnte sich nicht entscheiden; — auf der einen Seite fürchtete er, seine Abreise möchte die Verschwörer noch mehr zu jedem Uebermaße von Raub, Schrecken und Blutvergießen veranlassen; auf der anderen Seite war ihm bekannt, daß am 27sten ein neuer wilder Aufstand losbrechen sollte, um ihn zu zwingen, durch einen feierlichen Akt der weltlichen Macht des römischen Stuhles zu entsagen, und daß sein Leben in großer Gefahr schwebe; denn es wurde einem Hofbedienten bedeutet, daß mehr als hundert Meuchelmörder bereit ständen, den fluchwürdigen Schwur auszuführen.

Gerade als der heilige Vater in diesen peinlichen Ungewißheiten schwebte, kam ihm am 19. November aus Frankreich ein Brief des Bischofs von Valence zu, der am 15. Oktober geschrieben und dem ein Päckchen beigefügt war. Der ehrwürdige Prälat theilte ihm darin mit: „Das Päckchen enthalte das kleine Ciborium, welches der Papst Pius der Sechste mit dem allerheiligsten Sakramente am Halse getragen, womit er sich auf der beschwerdevollen Reise nach Valence gekräftigt habe. Auch seine Heiligkeit möge dieses Andenken genehm halten und davon Gebrauch machen, wenn Gott in seinen erhabenen Rathschlüssen füge, was zum Heile sei.“

Der Papst war von Bewunderung ergriffen bei diesem Ereignisse, das zufällig schien, aber nach dem

Plane der unerforschlichen Rathschlüsse der ewigen Weisheit sich zutrug, die da Zahl, Gewicht und Maß aller, auch der geringsten Begegnisse ordnet. Er trat einen Augenblick in seine Kapelle, warf sich vertrauensvoll vor dem heiligen Tabernakel nieder, betete, vergoß Thränen und stand mit dem festen Entschlusse auf, Rom zu verlassen. Graf Spaur fragte am 20sten bei dem Kardinalstaatssekretär Antonelli an, ob der Papst zur Abreise entschlossen sei. Und als er gehört, derselbe sei entschlossen, erbot sich der edle Graf, ihn nach Gaeta zu geleiten, wo seine Heiligkeit ein spanisches Schiff erwarten könne, das ihn, wie der Wunsch des heiligen Vaters war, nach den balearischen Inseln bringen werde.

Auf diesen Bescheid pflog der Graf mit dem Herzog d'Harcourt lange Verhandlungen und man verabredete die ganze Art und Weise der Ausführung des schwierigen Geschäftes, den Papst glücklich nach Gaeta zu geleiten. Es erheischte dieß das strengste Stillschweigen. Dann kam man mit Filipani dem geheimen Hausmeister Seiner Heiligkeit, einem Edelmann von unverbrüchlicher Treue und Liebe, der zugleich klug und umsichtig war, überein, daß er das zu der Reise durchaus nöthwendige Gepäck in Ordnung bringen und sogleich unter dem Mantel verborgen, dem Grafen übergebe, der es in einem Koffer seines Zimmers verschlossen aufbewahren solle, so daß Niemanden etwas davon zu Gesicht komme. Bereits am 21sten nahm der Graf seine Gemahlin bei Seite und sagte ihr unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit, wie er zugleich mit ihr erkoren sei, den Statthalter Christi aus den Krallen seiner treulosen Unterthanen zu retten, die gottvergessen, aller

Ehre und jeder menſchlichen Rechtſchaffenheit bar, ihn in ſeinen eigenen Gemächern gefangen hielten, Mordgedanken und Plane zur Vernichtung der Kirche in ihren grauſamen und verwilderten Gemüthern herumtrügen.

Inzwiſchen hatte der Botſchafter Spaniens ſeine Boten an das Meeresufer zwiſchen Nettuno und Terracina ausgeſchickt, um gleich bei dem Erſcheinen des Schiffes am Horizonte die Signale zu geben. Der Herzog d'Harcourt ſollte die Wachen täuſchen, indem er den Schein annahm, als ob er zu der gewöhnlichen Audienz des Papſtes ginge. Der Kardinalſtaatsſekretär ſollte mit Herrn d'Arnau, ſpaniſchem Geſandtſchaftsſekretär, mehrere Stunden voraus in fremder Kleidung abreiſen; Filipani, wie üblich, zum Palaſte gehen, um das Abendeſſen anzuordnen. So war Alles wohl vorbereitet auf den Abend des 24ſten.

Graf Spaur hatte bereits verlauten laſſen, daß er in Geſchäften ſeines Königs ſich an den Hof von Neapel begeben müſſe; die Gräfin Thereſia hatte in ihrer Familie und anderwärts geäußert, daß ſie am Morgen mit ihrem Sohne Maximilian und deſſen Hofmeiſter abreiſen und zu Albano den Grafen erwarten würde, der im Laufe des Tages etwelche Angelegenheiten des Herrn d'Ohms, deſſen Teſtamentsexekutor er war, erledigen wollte. Der Graf hatte ſeiner Gemahlin hinterlaſſen, daß er den Weg längs dem albaniſchen See einſchlagen und ſie von ſeiner Ankunft in Kenntniß ſetzen würde; ſie ſollte mit dem Reiſewagen vor Arricia zu ihm ſtoßen. Der Gräfin traten bei ihrer Abreiſe nicht eben leicht zu beſiegende Hemmniſſe in den Weg. Als nämlich einer ihrer Brüder, ein Nobelgardiſt, ſie allein mit ihrem Sohne und

dem Hofmeiſter abreiſen ſah, wollte er durchaus ſie begleiten. — „Du wirſt“, ſprach er, „nicht allein reiſen, zu dieſer wild aufgeregten Zeit; wie leicht könnte Dir irgend ein widriger Zufall begegnen.“ Sie bemühte ſich aus allen Kräften, Gründe und Entſchuldigungen hervorzubringen; doch es half nichts, bis ſie durch eine kühne Wendung auf gute Weiſe ſich ſeiner entledigte, indem ſie ſprach: — „ſie ſei Frau dafür, in jedem Falle die Piſtolen des Grafen wirkſam zu handhaben; er thue ihr ſchweres Unrecht, wenn er ſie für ein Weib ohne Muth halte!“ — Und ſo reiste ſie mit vier Poſtpferden ab.

Nachmittags Schlag fünf Uhr traf gemäß der Uebereinkunft im Quirinalpalaſte der Herzog d'Harcourt ein und ſtieg zur Audienz beim heiligen Vater hinauf; als er jedoch in das Kabinet des heiligen Vaters eingetreten war, ſetzte er ſich hin und las in den Tagesblättern; Seine Heiligkeit zog ſich in das Schlafgemach zurück, um die päpſtliche Kleidung abzulegen. Filipani, der ihn erwartete, hatte auf dem Bette das ſchwarze Prieſtergewand ausgebreitet. Der Papſt betrachtete es, erhob die Augen zum Himmel, zwei ſtille Thränen floſſen über ſein hehres Angeſicht, er ſank am Fuße des Bettes auf die Kniee und betete, das Haupt in beide Hände geſenkt. — Ach wie mußte in dieſem Augenblicke der Statthalter Chriſti zu dem ewigen Vater emporflehen: „Mein Gott, Du ſiehſt es, Deinem eingebornen Sohne, der für Wohlthun, Gnaden und Huld, welche er ſeinem Volke ſo reichlich geſpendet, keine andere Vergeltung fand, als Undank, Treuloſigkeit und Verfolgung und die Marter des Kreuzes, bin ich ähnlich geworden. Mein Jeſu, ſieh Deinen Statthalter, das Haupt, den Hüter und Vater Deiner

Kirche, der vor ſeinen Kindern, die voll Hinterliſt ſeinem Leben nachſtellen, flüchtig werden muß, um in fernem Lande ſein Daſein zu friſten. Stehe Du ihm bei, leite Du ihn, ſchirme Du ihn! Maria, Mutter des Herrn, ich übergebe mich in den Schutz und Schirm Deiner Liebe!"

Darauf erhob er ſich, und daſtehend fuhr er fort, zu beten, die fremde Kleidung unabgewandt zu betrachten und Thränen zu vergießen; aber Filipani ſtieß in ſanft an und ſprach zu ihm: „Muth, heiliger Vater, es kommt ſchon noch Zeit, zu beten, jetzt fliehet die Stunde!" Der Papſt that die Purpurſtola ab, küßte ſie und legte ſie gefaltet zu den Füßen des Gekreuzigten hin.

Nachdem er die ſchwarzen Kleider angezogen hatte, kehrte er zu dem Herzog d'Harcourt zurück, der ſich von Neuem zu ſeinen Füßen warf, und als er den Segen empfangen, zu ihm ſagte: „Reiſen Sie glücklich und ſicher, heiliger Vater, die göttliche Weisheit hat Ihnen den Rathſchluß eingegeben, die göttliche Macht wird ihn leiten und ausführen." Hierauf begab ſich der Papſt durch gewiſſe verborgene Gänge zu einer geheimen Thüre, die „Thüre der Schweizer" genannt, welche zur Treppe des großen Saales führt. Als man dort ankam und einem vertrauten Diener, der außerhalb Wache ſtand, das verabredete Zeichen gab, fand es ſich, daß man in der Verwirrung vergeſſen hatte, die Thüre aufzuſchließen. Bei dieſem unerwarteten Verſehen ſank der Muth des heiligen Vaters nicht, obgleich die Gefahr, hier überraſcht zu werden, am Tage lag. Filipani eilte zurück und als er den geſuchten Schlüſſel gefunden hatte, und ſogleich in's Gemach kam, fand er den Papſt in einer Ecke knieen und

ganz in's Gebet vertieft. Es koſtete einige Mühe, das Schloß zu öffnen, endlich wichen die Riegel; beide gingen hinaus, die Treppe hinunter und ſtiegen in den Wagen. Auch hier war der Finger der Fürſehung ſichtbar; denn einer der Palaſtdiener, der ſie begleitete, knieete nach vorgeſchriebenem Brauche, als er die Wagenthüre öffnete und den Tritt herabließ, unachtſamer Weiſe nieder; der Papſt jedoch ſprach einſteigend zu ihm: „Was machſt Du? Stehe auf, daß Dich die Wache nicht ſieht!“ Der gute Menſch erhob ſich ſogleich ganz beſtürzt über ſeine Unachtſamkeit. Auch im Palaſte wurden aus dringendſter Nothwendigkeit mehr als zwanzig Perſonen in das Geheimniß eingeweiht; alle, was einem Wunder gleichkommt, waren ſo treu und vorſichtig, daß kein Einziger der Verſchworenen etwas ahnte.

Der Papſt trug einen dunkeln Mantel, einen runden und niedern Hut und eine große braune Halsbinde um das Prieſterkollar. Filipani hielt einen dreieckigen Hut, ein Päckchen mit den geheimſten päpſtlichen Papieren, die Siegel, das Brevier, die päpſtlichen Pantoffel, etwas Weißzeug und eine Schachtel goldner Medaillen mit dem Bildniſſe des heiligen Vaters verborgen unter dem Mantel. Beim Hinausgehen aus dem Palaſte grüßte Filipani, wie er es jeden Abend zu thun pflegte, die beiden Offiziere der Bürgerwehr: „Gute Nacht, Freunde!“ „Gute Nacht, Filipani!“ „Addio.“ Weil jedoch überall Spione waren und er befürchtete, ein Verſchworener möge ihnen nachgehen, ſo ließ er den Kutſcher durch verſchiedene Straßen biegen, bis man in der Richtung des Foro Trajano durch die Via Aleſſandrina zum Coliſeo fuhr und von da über die Ebenen zur Kirche

der heiligen Petrus und Marcellinus, wo Graf Spaur in höchſter Beſorgniß wegen der langen Zögerung bereit ſtand. Dort wandte ſich der Papſt nach dieſer Kirche hin, die ehedem ſein Kardinalstitel war, ſandte einen lauten Seufzer zu dieſen großen Märtyrern hinauf, ſtieg in den Wagen des Grafen, drückte dem Filipani innig die Hand und man ſchlug ſchweigend den Weg nach dem Lateran ein. Der Wagen gelangt indeſſen zum Thore San Giovanni. „Wer da!“ „Der bairiſche Geſandte!“ „Wohin?“ „Nach Albano!“ „Paſſire!“ Und der Papſt befand ſich außerhalb Roms; er wandte ſich um, betrachtete es, ſeufzte tief und ſetzte ſchweigend den Weg nach den albaniſchen Hügeln fort.

Die Gräfin war am Morgen nach Albano gekommen, und befand ſich in fieberhafter Aufregung zwiſchen Furcht und Hoffnung. Sie nahm den jungen Maximilian bei Seite und ſprach zu ihm: „Wirſt Du die Wachskerzen aus den Laternen unſers Wagens nehmen können, ohne daß Jemand es merkt?“ Maximilian bejahte es mit einem Kopfnicken, ging in den Hof, ſchaute da ringsum, wie Kinder zu thun pflegen, bis er eine gute Gelegenheit wahrnehmend, in den Schuppen ſchlich und die Kerzen aus den Mundſtücken herausnahm. Schon war es ſieben Uhr, ſchon war es halb acht und der Diener des Grafen erſchien nicht. Eine tödtliche Angſt ſchnürte der Gräfin das Herz zuſammen; ſie ſprach zu dem Hofmeiſter und ihrem Sohn: „Betet, betet! Wiſſet ihr, der Vater muß den heiligen Vater aus den Händen der Rebellen entreißen; ich erwarte ihn, die Stunde iſt ſchon vorüber und er kommt nicht; betet aus Herzensgrund!“ Beide ſtanden erſtaunt. Da trat ein

Beſuch ein, ein guter Herr, welcher die Ankunft der Gräfin in Albano vernommen hatte und kam, um ihr ſeine Aufwartung zu machen. Denket euch, dieſe gebildete Frau kam außer ſich unter dem Drucke dieſes Anſtandsbeſuches und konnte manchmal keine Antwort finden. Bei jedem Fußtritte horchte ſie auf, ob es nicht der Bote ſei. Zum Glück war der Beſuch ſehr kurz. Der Bote kam, die Pferde ſtanden bereit, die Gräfin fragte beim Einſteigen den Kammerdiener, warum er die Kerzen nicht angezündet habe. Der arme Menſch entſchuldigte ſich, daß er ſie nicht finde. Die Herrin gab ihm einen Verweis, ſetzte jedoch hinzu: „Laß nur; in Velletri wollen wir neue nehmen. Poſtillon, fahrt ab!“ Und ſie waren bald auf dem Wege.

Als der Graf Spaur vor Ariccia angekommen war, hielt er bei der Quelle, die ſich auf der Hauptſtraße nach Neapel nahe bei dem Heiligenbilde Galloro's befindet; er ſtieg mit dem Papſte aus, um die Familie zu erwarten; doch kaum hatten ſie einige Schritte gethan, da kamen fünf Karabinieri, welche hier die Runde machten; ſie hatten die beiden Reiſenden kaum erblickt, als ſie dieſelben fragten, wer ſie ſeien. Der Graf erwiederte: „Ich bin Graf Spaur, der baieriſche Geſandte, gehe in Geſchäften meines Königs nach Neapel und erwarte jetzt den Reiſewagen mit meiner Familie.“ Die Karabinieri ſagten zwar, die Wege ſeien ſicher, erboten ſich aber demungeachtet, ihn zu begleiten. Er dankte ihnen, ohne weiter zu gehen. Der Papſt hatte ſich an das Geländer, das am Rand des Grabens hinlief, angelehnt, ſtand mit ruhiger Miene da und wartete.

Endlich langte der ſechsſpännige Wagen der Gräfin

an, die nicht wenig erſchrack, als ſie den Papſt und ihren Gatten von Karabinieren umgeben ſah und nicht wußte, was ſie davon denken ſollte; und da ein Karabinier, mit dem Ellbogen auf das Geländer geſtützt in der Nähe des Papſtes ſtand, fiel ſie vor Angſt faſt in Ohnmacht. Doch der Wagen hielt ſtill, der Graf legte die obenerwähnten Kleinigkeiten hinein, und die Gräfin wandte ſich an den Papſt und ſprach in ungezwungenem Ton: „Wohlan, munter, Herr Doktor, ſteigen Sie ein!“ Der heilige Vater nahm an der Seite der Gräfin Platz, und der Graf ſtieg mit Friedrich, dem Kammerdiener, auf den Kutſcherſitz: Jeder von ihnen hatte für alle möglichen Fälle zwei geladene Piſtolen.

Im Wagen ſaß die Gräfin zur Rechten, ihr gegenüber ihr Sohn Maximilian, zur Linken ſaß der Papſt und gegenüber der Hofmeiſter, der Prieſter Sebaſtian Liebl; erſt herrſchte lange Zeit tiefe Stille, in Allen unterdrückte Ehrfurcht ſelbſt das Athmen. Die Beklemmung des Herzens, ſich in ſo unmittelbarer Nähe des Statthalters Chriſti zu ſehen, preßte ihnen Schweiß aus. Doch da brach der Papſt das Schweigen, indem er ſagte: „Muth, ich trage hier am Halſe das allerheiligſte Sakrament und zwar in dem nämlichen Gefäſſe, worin Pius der Sechste es trug, als er, ſeinem Schafſtalle entriſſen, nach Frankreich geſchleppt wurde. Chriſtus iſt bei uns, Chriſtus wird unſer Schild, unſer Schutz und Heil ſein!“

Bei dieſen Worten hätten Alle in plötzlicher Aufregung auf die Kniee ſinken mögen, und ſo ergriffen und erhoben, beharrten ſie und wagten kein Wort zu ſagen; aber der gütige Papſt ſprach ihnen von Neuem

Muth zu und begann von den Begegniſſen zu erzählen, die ihnen beim Ausgang aus dem Palaſte zugeſtoßen waren und von der beſondern Fürſehung Gottes, die alle Hinderniſſe überwunden und die Augen ihrer Feinde geblendet habe. Und in der That, während der Papſt frei nach Gaeta hinfuhr, gingen die Böſewichter, welche ihm bis in die innerſten Gemächer nachſtellten, die Muskete auf der Schulter und mit gezogenem Degen immer auf und ab, in dem Wahne, daß ſie ihn gefangen hielten und ihm ihren teufliſchen Wünſchen gemäß alle Marter bereiteten. Es rief ſogar ein Kammerprälat, der das geheime Pförtchen geöffnet ſah voll Beſtürzung: „Der Papſt iſt entflohen! Der Papſt iſt entflohen!“ Doch der Graf Gabriele ergriff ihn beim Arme und ſprach zu ihm: „Stille, ſtille, Monſignore, ſonſt wird man uns alle in Stücke hauen!“ Hierüber erſchrocken that er den Mund nicht mehr auf; und die Schildwachen, unbekannt mit dem, was geſchehen war, ſtanden die ganze Nacht vor dem Horſte des Adlers, der bereits ausgeflogen war und aus der Höhe auf ihre Narrheit herabſah.

Zu Genzano ſchickte der Graf Gabriele einen Poſtillon als Staffete voraus, um die Stellung der Poſtpferde zu beſchleunigen, und zu Velletri wurden die Wagenlaternen angezündet; der Papſt aber, nachdem er der Gräfin freundlich und ermuthigend zugeſprochen, wandte ſich an Don Sebaſtiano und ſprach mit ihm das „Itinerarium Clericorum“ und andere Gebete. Um Mitternacht genoß er einige Pomeranzenſtücke, die man ihm zur Erfriſchung anbot, und darauf, während man durch die pontiniſchen Sümpfe fuhr, ſchlummerte er ein wenig. Gegen fünf Uhr kam man nach Terracina und

eine halbe Stunde ſpäter gingen ſie frei über die Grenze, ohne einer vorwitzigen Patrouille oder zudringlichen Geleitsmännern in die Hände zu fallen.

Der heilige Vater jedoch erhob, ſo wie man die Grenze berührte, die Augen zu Gott und ſtimmte freudig das Tedeum an, das Alle wechſelweiſe abbeteten; hierauf betete er mit dem Prieſter das Brevier. So war er ſchon weit über die römiſchen Marken, bevor die treuloſen Verſchwörer, die den Palaſt umzingelt hielten, von ſeiner Abreiſe etwas ahnten. Indeß beharrten jene Verruchten in den boshaften und argliſtigen Planen gegen den Vater der Gläubigen, indem ſie Rath pflogen über die Art und Weiſe, ſchlechterdings ihm die Zügel der Staatsregierung zu entreißen, ihn aus dem Palaſt zu jagen und in das alte Kloſter auf dem Lateran einzuſperren als Biſchof von Rom.

Der Papſt hatte an den Hoffourier, Marcheſe Sacchetti einige Zeilen geſchrieben, worin er durch Galetti die andern Miniſter von ſeiner Reiſe in Kenntniß ſetzt, ihnen die Ruhe Roms an das Herz legt, und ihm den Schutz der apoſtoliſchen Paläſte anvertraut. Die Demagogen ſtanden bei dieſer Nachricht wie vom Blitze getroffen, ſahen einander wie Verrückte an, erkannten, daß es mit ihnen zu Ende ſei, daß ſie ſich wohl noch in ein verzweifeltes Unternehmen ſtürzen könnten, aber nur wie Einer, der ſich in den Schlund eines Strudels hineinſtürzt, von dem Wirbel dahingeriſſen noch einige Male nach oben kommt, endlich aber in die Tiefe unterſinkt und von dem Abgrunde verſchlungen wird. Rom war in einer ſtarren Betäubung; ein Jeder auf der Straße ſah den Leuten fragend in's Geſicht und miſchte ſich in das

Geplauder: „Ei der Papſt!“ „Was?“ „Er iſt aus Rom entflohen!“ „Wirklich?“ „Ja wirklich!“„ Aber wann und wie?“ „Eben in der letzten Nacht; doch wie? Wer kann das wiſſen?“ „Man ſagt, er ſei zu einem Fenſter der Bäckerei hinausgeſtiegen.“ „Das iſt nicht möglich; die Wache ſtand dort auf dem kleinen Hofe.“ „Nicht doch, er iſt in den Garten hinabgeſtiegen und durch das Thürchen des Gärtners in Gärtnerkleidung am Thore unter der Gallerie des Konklave hinausgegangen.“ „Bah! dort waren mehr Schildwachen der Bürgerwehr, als Fenſter und ſie faßten Alles ſcharf in's Auge.“ Und ein Landſtreicher ſagte: „Er iſt entflohen, indem er den Kutſcher des franzöſiſchen Geſandten machte.“ Andere fragten: „Wohin wird er geflohen ſein?“ Die Meiſten ſagten: „Nach Civitavecchia, um nach Frankreich zu fahren. Dieſe Nacht iſt der Herzog d'Harcourt abgereist, um ſich auf dem Tenare einzuſchiffen.“ (Dieß war wirklich ſo; doch nicht nach Marſeille, ſondern nach Gaeta.) Und dann lauter Irrthümer und ſeltſame Lügen.

Während wir dieſe Dinge zu Rom, auf den Straßen, in den Läden und Kaffeehäuſern ſchwatzen hörten, ſetzte der Papſt glücklich ſeine Reiſe fort; doch in Fondi angekommen, bemerkte man, das durch die ſchnelle Fahrt ein Vorderrad ſich entzündet hatte, und man mußte ein wenig verweilen, um Waſſer darauf zu gießen und die Naben zu ſchmieren. Und da er die Vorhänge ſchon weggezogen, die Brille und die braune Halsbinde abgelegt hatte, ſah dort einer der Umſtehenden den Papſt ſcharf an und ſagte zu ſeinem Nachbar: „Es ſcheint mir ganz der Papſt zu ſein.“ „Wie! Du träumſt!“ „Und ich ſage Dir, es iſt der Papſt. O, ich hab' ihn

ſo gut hundert- als einmal geſehen!“ Jetzt waren die Pferde ſchon bereit und man fuhr ab. Aber bei dem Volke ſtand es feſt, daß der Papſt vorüber gefahren ſei, ſo daß man am folgenden Tage, als die Prälaten Pacifici und Fioramonti zu Fondi eintrafen, dieſen ſagte: „Monſignori, Sie ſind vom Hofe des Papſtes, der geſtern Morgen hier vorbeifuhr und Sie wollen ganz gewiß ihn einholen.“

Als man ſich Mola di Gaeta näherte, kamen zwei Edelleute zu Seiner Heiligkeit. Der Eine derſelben war der Kardinal Antonelli in weltlicher Tracht, und der Andere der Ritter Arnau, Sekretär der ſpaniſchen Geſandtſchaft; ſie legten durch Zeichen ihre Freude über die glückliche Ankunft an den Tag und folgten dem Papſte zur Villa di Cicerone, wo er abſtieg. Dort kaum eingekehrt, dankte er der Güte und Fürſehung Gottes, die ihn beſchirmt und in ein ruhiges Reich und zu einem ſo hochherzigen und frommen Könige geführt hatte. Gegen Mittag wurde auf Veranlaſſung des Kardinals Antonelli in einem Nebenzimmer ein kleines Mahl ſervirt, indeß die Familie Spaur im Saale des Gaſthofes zu Tiſche ſaß. Darauf ſchrieb er einen Brief an den König Ferdinand, worin er ihm von der glücklichen Ankunft in ſeinen Staaten Nachricht gab und mittheilte, daß er ſich nach Gaeta zu begeben im Begriffe ſtehe. Dem Grafen Spaur wurde der Auftrag, das Schreiben Seiner Majeſtät zu überreichen, und der Graf ſtand ſogleich zur Abreiſe bereit.

Er nahm den kleinern leichten Wagen des Ritters Arnau, wie auch den ſpaniſchen Paß desſelben und überließ dem Ritter ſeinen Reiſewagen mit dem Auftrag,

bei dem Papſte ſeine Stelle zu vertreten, und als „Geſandter von Spaur“ ihn und die ganze Familie nach Gaeta zu begleiten. Der Graf reiste gegen zwei Uhr Nachmittags ab, kam bereits gegen zehn Uhr Nachts in Neapel an, da er mit größter Schnelligkeit gereist war, und ſtieg bei dem Nuntius Garibaldi ab, den er bat, ihn ſogleich in den Palaſt zu führen und dem Könige vorzuſtellen. Als dieß geſchehen und man den Brief des Papſtes Seiner Majeſtät zugeſtellt hatte, wurde der König ſo lebhaft ergriffen, daß er vor Schmerz und Freude in Thränen ausbrach, vor Schmerz über die große Bedrängniß, worin der Statthalter Chriſti von ſeinen treuloſen und undankbaren Unterthanen gebracht worden; vor Freude, ihn zu ſo großer Ehre als Gaſt in ſeinem Reiche zu haben. Und zögerte keinen Augenblick, ſondern eilte freudig in das Schlafgemach der Königin, die ſich ſchon zur Ruhe gelegt hatte und zu ſeinen Söhnen, die bereits ſchliefen. „Auf!“ rief er, „hurtig! wir haben den Papſt in Gaeta; dieſe Nacht noch müſſen wir zu ihm, um zu ſeinen Füßen ihm unſere Freude zu bezeigen!“

In der Villa de Cicerone war indeß der erhabene Pilger zur Abreiſe bereit, und da man beſorgte, die Wege von Burga möchten für den großen Wagen zu enge ſein, ſo nahm man zwei Miethkutſchen; in eine derſelben, die einen ſehr hohen Sitz hatte, ſtieg Kardinal Antonelli mit Ritter Arnau und dem Sohne des Grafen, in die andere der Papſt, die Gräfin und Herr Liebl. Als ſie bei den Thoren der Feſtung ankamen und die Päſſe abgaben, ward ihnen bedeutet, ſich unverzüglich dem Kommandanten vorzuſtellen; man fuhr

hinein zu einem Gasthause, „Gardinetto“ genannt (ein besseres gibt es nicht in dieser abgelegenen Zitadelle), richtete sich dort ein so gut es ging. Der Papst erhielt ein Stübchen für sich; der Kardinal und der Ritter zwei Betten in einer andern Kammer; der Gräfin, ihrem Söhnchen und Don Sebastino trat der Wirth zwei andere Familienkämmerchen ab.

Nachdem man also zurecht gekommen, begab sich der Kardinal mit dem Ritter von Arnau zu dem Kommandanten der Festung. Dieser war der schweizerische Brigadegeneral Groß, der während der sicilianischen Empörung Kommandant der Feste von Palermo war, ein Mann von strenger militärischer Disziplin, von eisenfestem Muthe und unantastbarer Treue, daß er die Feste, sich selbst und die ganze Garnison viel eher in die Luft gesprengt, als daß er sie den Rebellen übergeben haben würde, wenn nicht der König ihm befohlen hätte, sie zu verlassen und nach Neapel sich einzuschiffen. Als der König bei seiner Ankunft ihm sagte: „Ich bin sehr zufrieden mit Ihnen“ — erwiederte er: „Und ich bin nicht zufrieden mit Ihrer Majestät, daß sie von dem mir anvertrauten Platze mich abberufen haben.“

Ein Kommandant solcher Art war Herr Groß, dem die beiden Reisenden sich vorstellten. Als er in dem Passe gelesen hatte: „Graf Spaur, bairischer Gesandter, mit Familie und Gefolge“, wandte er sich in deutscher Sprache an sie. Denket, wie bestürzt beide bei dieser unerwarteten Anrede dastanden! Sie sahen einander betroffen an, und der Ritter Arnau erwiederte: „Herr Kommandant, ich verweile schon so geraume Zeit in Rom, wo ich immer italienisch oder französisch spreche, daß ich die

baierische Sprache gänzlich vergessen habe.“ — Hieraus schöpfte der erfahrene und scharfsichtige Mann Verdacht, daß jener weder der baierische Gesandte sei, noch zur baierischen Gesandtschaft gehöre; und der erste Gedanke, der in ihm aufstieg, war, alle beide als Spione einsperren zu lassen. Doch da er erwog, daß er mit Gemahlin, Sohn und Familie da sei, so nahm er für jetzt Abstand von der Verhaftung, stellte aber, als sie von ihm weggegangen waren, zwei tüchtige Soldaten an dem kleinen Platze vor dem Gasthause auf und schickte gleich darauf, unter dem Vorwande eines Besuches, zwei Offiziere der Polizei zu ihnen.

Als diese angemeldet wurden, zog sich der Papst in sein Stübchen zurück und die Gräfin, wie die Uebrigen unterhielten sich obenhin mit den beiden Herren, die tausend Dinge fragten über Neuigkeiten aus Rom, über das Befinden des Papstes über die Zügellosigkeit der Verschwörer. Sie entschuldigten sich wegen ihres Besuches, sagten aber, es seien einige Kardinäle verkleidet herüber gekommen und hätten deßhalb mit den gebührenden Ehrenbezeugungen nicht empfangen werden können, und es sei nöthig, in diesen für die Kirche sehr bedenklichen Zeiten auf alle ankommenden Personen ein wachsames Auge zu haben. Und hierbei überschauten sie die Gesellschaft mit scharfem Blicke, da sie aber nichts Verdächtiges fanden und das rechte Ziel nicht trafen, so gingen sie unbefriedigt weg und wurden vom Kommandanten, als wenig scharfsichtige Leute etwas spöttisch zurecht gewiesen.

Am Abend (es war ein Samstag) erbat man durch den Wirth für den morgigen Tag in der Kirche dell

Annunziata die heilige Meſſe um ſieben Uhr; der Papſt aber, um durch ſeine Perſon kein Aufſehen zu erregen, blieb mit Don Sebaſtiano zu Hauſe; es war ihm ſchwer, dem heiligſten Opfer nicht wenigſtens beiwohnen zu können, und er fand ſich beinahe geneigt, auf einer Kommode in ſeinem Zimmer die heilige Meſſe zu leſen. Es würde wie ein Beiſpiel aus den Zeiten der grauſamſten Verfolgung geweſen ſein, den Statthalter Chriſti, kraft der von Gott ihm übertragenen höchſten Gewalt in Seiner Kirche, das allerheiligſte Opfer darbringen zu ſehen, ohne heilige Gewänder, ohne Altar, ohne Lichter, ohne Meßbuch, mit einem Trinkglaſe ſtatt eines Kelches, und, wie Griechen, mit geſäuertem Brode. Bis zu dieſem Aeußerſten war die Kirche gekommen, daß ein Papſt in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts bei voller Freiheit des katholiſchen Kultus beinahe that, was die Päpſte Linus, Clemens und Cletus beim furchtbarſten Drange der Verfolgungen der allergrauſamſten Cäſaren in den Katakomben nicht thaten.

Und in Wahrheit, unſere gottloſen Verſchworenen brachten die römiſche Kirche zu jenem Aeußerſten, zu dem ſie in den Tagen Nero's, Decius und Diocletian's nicht gebracht ward. Denn wenigſtens in den tiefſten und dunkelſten Katakomben des Hermes, des Calixtus, des Hypolitus, des Pontianus und der übrigen Begräbnißſtätten der Märtyrer feierte die römiſche Kirche die ehrwürdigſten Geheimniſſe unſerer Erlöſung mit allem möglichen Glanze, wogegen nun Oſtern und Pfingſten 1849, unter den Schrecken der gottloſen Republik Mazzini's, die heiligen Baſiliken nicht nur den Papſt das heilige Opfer nicht darbringen

ſahen, ſondern auch keiner der Kardinäle, der Biſchöfe und beinahe ſelbſt der Kanonici (die entweder geflohen waren oder in den geheimſten Schlupfwinkeln ſich verborgen hielten) es wagte, den heiligen Dienſt zu verſehen. Alle Kirchen Roms waren verödet, nur mit Mühe und Noth bekam man an den Feſten eine heilige Meſſe, und das allerheiligſte Sakrament wurde von den Prieſtern, die ſich wie Laien kleiden mußten, in einem Schächtelchen am Halſe getragen. Wehe ihnen, wenn ſie als Prieſter erkannt wurden; ſie entgingen Kerker und Banden nicht.

In Gaeta machte gegen Mittag die Gräfin mit dem Kardinal und dem Ritter Arnau dem Kommandanten einen Beſuch; der Papſt blieb mit Don Sebaſtiano zu Hauſe, das ganze Offizium bis zur Komplet zu beten. Während man mit einander redete und die Gräfin dem Kommandanten erzählte, wie ihrem Gemahle zu Mola Depeſchen des Papſtes an den König zugegangen ſeien, welche ihn nöthigten, unverzüglich nach Neapel zu gehen, und wie er, um bequemer zu reiſen, das kleine Gefährt und den Paß des Ritters von Arnau genommen, worin die Irrung von geſtern ihren Grund habe, da kommt in Eile eine Ordonnanz und berichtet: „Herr Kommandant, die Feſtungswache gibt das Signal von der Ankunft dreier Dampfboote aus Neapel.“ Der Kommandant war darüber verwundert, weil nur höchſt ſelten größere Schiffe zu Gaeta Anker warfen; weßhalb er, wieder zu den Gäſten gewandt, ſie auf das Dringendſte fragte, was jene Depeſchen enthielten, welche Nachrichten aus Neapel und Rom ſie brächten. Man erwiederte, daß die Depeſchen verſiegelt geweſen, daß man

nicht aus Neapel, sondern aus Rom käme, wo der Papst in großer Bedrängniß wäre.

Nach wenigen Augenblicken verkündigt ein anderer Bote, daß auf einem der drei Schiffe das königliche Banner wehe. Der Kommandant thut Frage auf Frage und erhält auf keine den rechten Bescheid. Und während er den Herrschaften die Chokolade reichte, siehe da, ein dritter Kourier außer Athem: „Exzellenz, der König ist eben in dem Hafen eingelaufen!“ — Bei dieser Nachricht rief der Kommandant aus: „Meine Herren, was für Geheimnisse sind das? Verzeihen Sie, ich muß meinem König entgegeneilen!“ und ließ sie Alle sitzen. Der Kardinal und der Ritter folgten ihm zum Hafen — und schon stieg der König aus dem kleinen Boote auf den Hafendamm. Der Kommandant trat hinzu, ihm seine Huldigung darzubringen; doch der König, ohne ihm zu antworten, sprach zu ihm: „Nun, wo ist der Papst?“

„Der Papst?“ wiederholte bestürzt der Kommandant; „der Papst, Sire, ist nicht hier.“

„Wie, ist nicht hier? — Er muß hier sein.“

„Sire, er wird an Bord des französischen Dampfers sein (es war dieß eben der „Tenare“), der diese Nacht angekommen ist und verwegenerweise drei Salutschüsse abfeuerte gegen Brauch und Sitte, da nach Herablassung der Flagge nicht salutirt wird; und ich wollte es ihm schon vergelten, danke nun aber Gott es nicht gethan zu haben, da der Papst an Bord ist.“

Inzwischen war Kardinal Antonelli vorgetreten und enthüllte dem König das Geheimniß. Da wandte Seine Majestät sich lachend an den Kommandanten und sprach:

„Bravo, mein lieber Groß, Sie sind sehr wachsam! haben den Papst in der Festung und wissen nicht das Mindeste davon. O, ein gar wackerer Kommandant!“

Jeder denke sich die Bestürzung des Herrn Groß, der sich wie ein Träumender umsah. Indessen hatte der König Vorsorge getroffen, daß die Königin mit den königlichen Kindern sich direkt in den Palast begebe; er aber, um die Menge, die sich um ihn ansammelte, aufzuhalten, ging ganz langsam dahin, damit der Papst Zeit gewinne, sich auch in das Schloß zu verfügen. Schon war der Kardinal mit Ritter Arnau zu ihm zum „Gordinetto“ gegangen, der Papst setzte den dreieckigen Hut auf, nahm den Stock des Herrn Liebl und machte sich auf den Weg zum königlichen Palaste; kaum war er dort eingetreten, als auch der König ankam.

Wer könnte das edle und erhabene Schauspiel dieser Zusammenkunft mit Worten schildern? Der Papst, flüchtig vor der grausamen Wuth derjenigen seiner Söhne, die er mit den größten Wohlthaten überhäuft hatte, nimmt zu diesem hochherzigen, gekrönten Haupte seine Zuflucht; und der fromme Monarch, vor diesem hohen Gaste auf den Knieen liegend, bewegt von tausend Empfindungen und in Thränen gebadet, küsset, umfängt und drückt an sich die heiligen Füße des Statthalters Christi und gibt und weihet sich ihm ganz mit seiner ganzen Familie und seinem ganzen Reiche; keine Feder ist so glücklich, es auszudrücken, und nur ein edles, gottseliges Herz so glücklich, es fassen zu können.

Die Königin kniete mit ihren Kindern am Fuße der Treppe und wiederholte dem Vater der Gläubigen die Huldigung und die höflichen und herzlichen Anerbie-

tungen des Königs. Aber in das Haus hinauf geſtiegen öffnete ihm der König Ferdinand mit der glühendſten Beredtſamkeit, die kindliche Liebe und königliche Großmuth ihm eingaben, noch weit mehr ſein Herz. Er möge in Gaeta bleiben, und der Gefahr einer weitern Fahrt nach einem entlegenen Theile Italiens ſich nicht ausſetzen. Es werde Argwohn und Mißgunſt erregen, wenn er eine Nation der andern vorzöge und wende er ſich Einer zu, ſo ſtelle er ſie dadurch den Andern, die nach dem Glück und dem Ruhme, das Haupt der Chriſtenheit zu beſitzen, ſtreben werden, als Nebenbuhlerin entgegen. Gaeta ſei ein ruhiger und ſicherer Aufenthalt, nahe den römiſchen Staaten, in einem milden Klima, unter einem treuen Volke, in dem zuverläſſigen Schutze einer wohlbefeſtigten Felſenfeſtung mit einer Batterie von dreihundert Kanonen, und der König und das Heer ſtehe bereit zur Vertheidigung ſeiner geheiligten Perſon. Er möge bleiben, daß Italien von ihm geſegnet, recht bald zum Frieden zurückkehre, das Glück bewahre, den Papſt nie verloren, den Ruhm erwerbe, ihn für beſſere Zeiten beſchirmt zu haben, und ihn nach dem furchtbaren Sturme wieder, und erhabener als ehedem, auf dem Stuhl Petri im Vatikan ſitzen ſehe.

Durch dieſe von ſo erhabener Geſinnung eingegebenen Worte ließ der Papſt ſich bewegen, in Gaeta zu bleiben, indem er dem frommen und hochherzigen Monarchen die ganze Fülle ſeines dankbaren Herzens aufſchloß.

Der König gab ſogleich die nöthigen Aufträge zur Unterbringung der Kardinäle und Hofprälaten, ließ ſeinen Palaſt dem Papſte und begab ſich mit der Königin und den Prinzen, ſeinen Söhnen, zu ſpeiſen. Das

ſpaniſche Dampfboot hatte einige Zeit gezögert, in den Hafen einzulaufen, und da man erfuhr, daß der Papſt entſchloſſen ſei, in Gaeta zu bleiben, warf es Anker auf der Rhede und blieb dort mehrere Monate zugleich mit den andern Schiffen, die von allen chriſtlichen Mächten dort eintrafen, der Art, daß die ganze Rhede mit Schiffen bedeckt war, und einen Anblick gewährte, den man nicht ſchöner ſich denken kann. Da ich nach dem Einzuge der Franzoſen in Rom nach Gaeta gereist war, befand ich mich gerade dort, als ein großes amerikaniſches Schiff in der Bai Anker geworfen hatte und der Admiral ſammt allen Offizieren gekommen war, dem Papſte ſeine Huldigung darzubringen und die ehrfurchtsvolle Bitte vorzutragen, daß er dieſes Schiff mit einem Beſuche beehren wolle, wodurch es das beglückteſte ſein werde von allen, welche mit dem Banner der Vereinigten Freiſtaaten das Meer durchſegeln.

Der Papſt nahm die Bitte ſehr freundlich auf und ſogleich wurde die königliche Barke bereit geſtellt, um ihn hinüber zu fahren. Der Molo war von Menſchen ganz angefüllt; es war gegen Mittag in der größten Sonnenhitze und der König begleitete durch dieſe ſengende Glut den heiligen Vater auf dem ganzen Wege vom Palaſt bis zum Hafen mit unbedecktem Haupte; und wie ſehr auch der Papſt ihn bat und beſchwor, ſich zu bedecken, wollte er ſich doch nicht dazu bewegen laſſen; bei ihm war der Graf Trapani, ſein Bruder, ebenfalls mit unbedecktem Haupte, und beide hielten ſich in der Begleitung des heiligen Vaters einen Schritt hinter ihm. Als ſie in dem Hafen angekommen, ihn beim Einſteigen in die Barke unterſtützt hatten, wurde der König

eingeladen, ſich mit ihm in das Schiffshintertheil zu ſetzen; er that's aber nicht, ſondern ließ ſich und ſein Bruder ihm gegenüber auf einer Ruderbank nieder, beide, ohne ſich zu bedecken. Die große Ehrenbezeigung erregte bei den Umſtehenden die höchſte Bewunderung, ſo daß man bei dieſem Anblicke der Thränen ſich nicht enthalten konnte.

Kaum hatten die Ruder das Waſſer berührt, als die Schiffe alle, die im Hafen lagen, ihre Mannſchaften unter den Fahnen, in den Maſtkörben, an den Hauptſtangen, im Tau- und Segelwerke, und alle Schiffsſoldaten auf dem Vorderdecke in Ordnung ſtellten. Alle Maſten waren von oben bis unten mit Flaggen geſchmückt, die mit ihren verſchiedenen Farben und Deviſen feſtlich im Winde flatterten. Wo das Schifflein des Papſtes vorüberfuhr, gab man ganze Ladungen von Freudenſchüſſen, mit ſo geſchickten Wendungen und ſolcher Gewalt, daß es ein großes Seetreffen zu ſein ſchien.

Während ſolche Ehrfurcht, Verehrung und Ehrerbietung gegen den Papſt täglich glänzender ſich kund gab, bildeten die Geſandten und Miniſter aller chriſtlichen Höfe ſeine Umgebung und wetteiferten im Namen ihrer Herren, ſeine hohe Perſon zu ehren. Ein großer Theil der den Krallen der römiſchen Verſchwörer entflohenen Kardinäle hatte ſich an den päpſtlichen Wohnort begeben, um durch ihren Purpur, ihre Würde, ihre Tugend und Gelehrſamkeit deſſen Anſehen und Majeſtät zu erhöhen in den Augen der erſtaunten Welt, die dem göttlichen Glanze, welcher auch in der elenden Zufluchtsſtätte einer Feſtung, in dem verborgenen Winkel

der Trübsale, in der tiefsten Erniedrigung, Armuth und Bedrängniß der Verbannung das Haupt der Kirche Gottes umgibt, ihren Beifall zujauchzte.

Diese Ehrenbezeigungen, welche den heiligen Vater umgaben, waren wirklich ein leuchtender Gegensatz zu den Geringschätzungen und Zügellosigkeiten des Muthwillens, der Unverschämtheit und Thorheit von Seiten jener Schurken, welche zu Rom in schändlicher Weise sich abmüheten, die geheiligte Person ihres Befreiers und Vaters und den päpstlichen Stuhl, den sie wider den Rathschluß Gottes in den Koth zu stürzen und von der Erde zu vertilgen sich vorgesetzt, mit Hohn und Schmach zu überhäufen.

In jenen ersten Tagen der Verwirrung schickten sie Abgesandte zum Papste, die aber an den Grenzen zurückgewiesen wurden; sie versuchten heuchlerischerweise tausend Wege, ihn in den Schlingen ihrer falschen Versprechungen zu fangen, da sie jedoch sahen, daß der Papst ihnen kein Ohr lieh, fingen sie an zu schreien: „das Haupt der Kirche, der große Vater der Gläubigen, werde von dem Tyrannen gefangen gehalten; seine Handlungen, seine Proteste und die Nichtigkeitserklärungen, die er von Gaeta aus gegen alle Edikte, Gesetze und Statuten der Ursurpatoren der römischen Staaten erlassen habe, seien unterschoben und daher ohne Kraft, ohne Wirkung, ohne Ansehen und wehe dem, der es wage, ihnen zu gehorchen, ihnen Glauben und Achtung zu schenken.“

Und von Gottlosigkeit zu Gottlosigkeit, dem Abgrunde aller Treulosigkeit im Sturmschritte entgegenstürzend, verkündigten sie ein „Governo provisorio“, und darauf die „Constituente Romana“ und zuletzt die „Republik“,

— indem der Konsistorialadvokat, Carlo Armellini, feierlich erklärte und dekretirte:

„Der Papst hat alle Autorität, Herrschaft, Jurisdiktion und die weltliche Regierung des römischen Staates verloren, die dem römischen Volke zugefallen, das in Wahrheit sein eigener Herr, die Quelle jeder Autorität, der Ursprung jeder Herrschaft, der Grund aller Gesetze ist. Die Republik erkennt das Volk als seinen Gott an, weihet sich ihm mit allem religiösen Kultus, wird ihm dienen als ergebene Magd; die Padri coscritti werden für dasselbe bis zum letzten Tropfen ihr Blut, ihr Leben opfern.“

In dieser Zeit, als Rom von so scheußlichen und sinnlosen Lästerungen wiederhallte, die Schurken von den öffentlichen Rednerbühnen herab dieselben ausriefen, vom Kapitol sie verkündigten, brachte die ganze katholische Welt dem Statthalter Christi, dem Pilger in Gaeta, die höchste Verehrung und die tiefste Huldigung aller gläubigen Herzen dar und erklärte feierlich, daß sie ihn nicht bloß als Haupt der Kirche, sondern auch als souveränen Herrn des römischen Staates anerkenne und verehre. An den glorreichen Verbannungsort Pius des Neunten liefen Briefe ein aus den entlegensten und weitesten Ländern des Ozeans, wo immer das Kreuz des Erlösers ehedem war aufgepflanzt worden unter den Menschenfressern der Marquesasinseln, Australiens und Neu-Caledoniens, um den bedrängten Papst in seinen Leiden zu stärken, ihn zu verherrlichen in seiner Erniedrigung, ihn zu ehren in den Unbilden und der Schmach, womit zu Rom seine grausamen, niederträchtigen und gottlosen Söhne ihn überhäuften. China, die Tartarei,

Indien, Armenien, Mesopotamien, der Libanon, die Moldau, Serbien, Egypten, Algerien, die amerikaniſchen Staaten von Canada bis nach Chili, Europa vom äußerſten Norwegen bis nach Cadix und Liſſabon, alle prieſen und erhoben in allen Sprachen der Welt das unüberwindliche Oberhaupt der Kirche, indem ſie die Ehrfurcht und Liebe ihrer Herzen ihm kundgaben zur Sühnung des Haſſes und der Verhöhnungen der römiſchen Verſchwörer, die Gott der Verachtung, dem Abſcheu und dem Fluche der ganzen Welt überantwortete.

11.

Die Wallfahrtskirche zu Altötting.

In einer der ſchönſten, reizendſten und fruchtbarſten Ebenen Oberbaierns, unweit des Innſtromes liegt ehrwürdig durch hohes Alterthum prangend mit prächtigen Gebäuden, ausgezeichnet durch Wohlſtand der Einwohner, berühmt ſeit Jahrhunderten ſelbſt im fernſten Auslande, jährlich beſucht von vielen Tauſenden aus allen Kreiſen des Königreiches, aus Oeſterreich, Böhmen, Ungarn, Schwaben, Franken, welche nach ihrer frommen Ueberzeugung erleichtert und geſtärkt in ihre Heimat zurückkehren, das deutſche Loretto — die Wallfahrtskirche Altötting.

Es war das Jahr 696 als der fränkiſche Mönch Rupert, gelehrt und vom heiligen Lebenswandel, von Worms nach Regensburg berufen wurde und von dieſem

frommen Jünger Benedikts der Herzog Theodo der Zweite mit Kindern und den Edelſten des Volkes das Wort des Glaubens und die heilige Taufe empfing. Dieſem Beiſpiele folgte bald das Volk. — So wurde das Chriſtenthum in Baiern eingeführt und begründet. Rupert war es denn auch, der den heidniſchen Tempel in Altötting zur Ehre der allerſeligſten Jungfrau Maria einweihete. Die Gedächtnißfeier dieſer Einweihung wird ſeit dem grauen Alterthum am Mariägeburtsfeſte begangen.

Unter der Regierung der Agilolfinger und Karolinger war Oettingen in blühendem Zuſtande und ein unmittelbares Kammergut der Herzoge und der karolingiſchen Könige. Der Herzog hatte hier ein Schloß, es war der Sammelplatz des karolingiſchen Hauſes und Karl der Große hielt hier im Jahre 803 ſein Hoflager; ebenſo deſſen Urenkel, Karlmann, welcher hier 876 ein Kloſter für Benediktiner ſtiftete und der heiligen Kapelle viele Reliquien ſchenkte. Auch Karl der Zweite, ſowie der nachmalige Kaiſer Ludwig der Vierte machten der heiligen Kapelle bedeutende Schenkungen.

Man darf als unläugbar vorausſetzen, daß Altötting durch die von da ausgegangene Verbreitung des Chriſtenthums in den umliegenden Gegenden, durch oftmalige Anweſenheit der kaiſerlichen Hoflager und den dadurch veranlaßten Zuſammenfluß der Großen und Edeln weltlichen und geiſtlichen Standes aus ganz Deutſchland, auch beim baieriſchen Hauſe verwandter und fremder Fürſten und ihren Geſandten, durch dort gehaltene Fürſten- und Volksverſammlungen, Hof- und Gerichtstage, durch der Gläubigen Andacht zur heiligen Kapelle

und die Gottesdienſte im Benediktinermünſter einen hohen Grad von Wohlſtand und einen nicht geringen Umfang erhalten habe. Noch ſieht man weit umher alte Mauern, Wälle, Gräben und andere Ruinen als Beweiſe ehemaliger Größe.

Die geſchichtlichen Ereigniſſe Deutſchlands haben aber in ihren Folgen auch zerſtörend auf das Schickſal Altöttings eingewirkt.

Im Anfange des zehnten Jahrhunderts nahmen die feindlichen Einfälle der Ungarn in Deutſchland ihren Anfang. Unſtät, unter Gezelten hauſend, den Ackerbau und bürgerlichen Fleiß verachtend, begehrten ſie nur Raub und Krieg, lebten von Pferdefleiſch und Stutenmilch, waren der Gottesverehrung fremd und faſt fremd dem menſchlichen Gefühl. Wohin ihre Kriegsſchaaren drangen, da ward das Land zur Wüſte. Bei ihrem erſten Einfalle in Deutſchland verwüſteten ſie das Land auf fünfzig Meilen in der Länge und Breite. Am 17. Juli 907 erlitt der heldenmüthige Markgraf Luitpold, der Baiern Herzog und der Wittelsbacher Stammvater, welcher den größten Theil des deutſchen Heeres befehligte, an der Ensburg nach einer dreitägigen Schlacht den ſchönen Tod fürs Vaterland; der deutſche König Ludwig entkam nur mit Mühe gegen Paſſau. Von der Ens bis zum Lech verbreitete ſich nun Schrecken und Jammer. Allenthalben hörte man das Jammergeſchrei der Geplünderten, Mißhandelten, in die Sklaverei — die Weiber und Jungfrauen mit ihren Haarzöpfen zuſammengebunden — Hinweggeſchleppten und der an ihren Wunden Verblutenden. Weder Alter noch Geſchlecht und Stand fanden die mindeſte Schonung.

Ueberall verbreiteten die von den ausgeplünderten und verbrannten Burgen, Klöstern — zwanzig an der Zahl — Kirchen, Städten, Flecken, Weilern und einzelnen Höfen auflodernden Flammen ein fürchterliches Licht! Glücklich waren die Wenigen, welche durch schnelle Flucht und Zurücklassung ihres Vermögens in Wälder, Gebirge und unwegsame Gegenden sich retten konnten.

Um diese Zeit wurde auch Altötting, der kaiserliche Palast, die Kirche und das Münster der Benediktiner, alle übrigen Gebäude in den weiten Umgebungen geplündert, zerstört und verbrannt, Bischöfe, Aebte und Grafen, Mönche und Einwohner fielen unter dem Schwerte oder wurden als Sklaven abgeführt. Eine an das Wunderbare grenzende Erscheinung ist es, daß in diesem allgemeinen Brande und auch in den nachfolgenden fünfzig Jahren, während welcher die Alles verwüstenden Hunnenzüge fortdauerten, die heilige Kapelle und das der Verehrung Mariä geweihte Bild allein verschont blieb!

Im Jahre 955 machte Kaiser Otto der Große den verheerenden Ungarnzügen durch die große Vernichtungsschlacht auf dem Lechfelde ein glorreiches Ende.

Man sieht zwar noch Ungarn, aber nur solche, welche nach einer wochenlangen Wallfahrt vor dem Altare der heiligen Jungfrau und ihres göttlichen Kindes mit inbrünstiger Andacht knieen und ihre fromme Gaben opfern.

In der Nähe der heiligen Kapelle bildeten sich bald wieder neue Ansiedlungen. Schon der Umstand, daß 1053 Kaiser Heinrich der Dritte das Weihnachtsfest, 1060 Kaiser Heinrich der Vierte das Fest der heiligen drei Könige daselbst feierte und daß der baierische Her-

zog Heinrich der Vierte 1130 hier einen Hof gehalten, beweist das Wiederaufblühen dieſes Ortes und die Heilighaltung der Wallfahrt.

Der Zudrang der Gläubigen zur Wallfahrtskapelle ſteigerte ſich immer mehr und damit zugleich das Bedürfniß mehrerer Wallfahrtspriester und größerer Kirchenräume. Herzog Ludwig der Erſte, Otto des Großen Sohn, bauete 1228 zu Ehren der heiligen Apoſtel Philipp und Jakobus eine neue Kirche und 1231 ein Kollegiatſtift, wodurch dem beſtandenen Mangel der Prieſter für die heilige Kapelle abgeholfen wurde.

Trugen die Stiftungen Herzog Ludwigs des Erſten weſentlich zur Beförderung der Wallfahrt bei, ſo konnte dennoch ſchon Ende des fünfzehnten Jahrhunderts die Stiftskirche nicht mehr die Menge der Herbeieilenden faſſen, und ſo wurde 1499 aus den Mitteln der heiligen Kapelle und den zahlreichen Opfern der Grundſtein zu einer größeren Stiftskirche gelegt und dieſelbe den 28. und 29. September 1511 von Berchtold, Biſchof von Chiemſee, eingeweiht.

Um dieſe Zeit begannen die Wallfahrten nach Altötting an Bedeutſamkeit zu gewinnen. Aus allen Gegenden Deutſchlands und fremden Ländern kamen ganze Städte und Ortſchaften in Prozeſſionen zur Verehrung der heiligen Mutter mit bedeutenden Geſchenken für den Altar der Kapelle.

Durch die vielen Schenkungen von fürſtlichen und andern Perſonen, dann die Opfer verſchiedener Städte und Gemeinden hat ſich der Schatz der Kapelle in einer Reihe von Jahrhunderten außerordentlich vermehrt. Wir wollen hier die koſtbarſten Opfer an Schmuck und

werthvollen Geſchenken, welche am Altare der Gnadenmutter niedergelegt wurden, beiſetzen.

Als die koſtbarſten Kleinodien derſelben werden diejenigen bezeichnet, welche Ludwig der Bärtige 1413 mit aus Frankreich brachte. Auf einem Poſtamente mit drei Abſätzen ſitzt Maria mit dem Kinde, unter ihr knieen die Heiligen Johannes der Täufer und Johannes der Evangeliſt. Ein Laubwerk von Diamanten, Saphiren und Perlen verſchlingt ſich zu einem Bogen. Auf dem zweiten Abſatze knieet ein geharniſchter König Frankreichs, gegenüber ſein Waffenträger mit dem königlichen Helm, unterhalb hält ein Schildknappe ein geſatteltes Pferd. Das Ganze iſt aus Dukatengold und ein wahres Kunſtwerk. Die edle Zeichnung, der Liebreiz in den Geſichtern der Figuren, ſpricht von des unbekannten Meiſters geiſtiger Auffaſſung.

Herzog Albrecht (1571) ſtiftete einen goldenen Kelch und zwei Opferkännchen mit Diamanten, Rubinen und Smaragden verziert; die ſilbernen Abbildungen von Chriſtus und Maria, anderthalb Schuh hoch, dann die zwölf Apoſtel und mehrere Heilige, ein Schuh hoch; einen ganzen ſehr werthvollen Ornat u. a. m.; ſeine Gemahlin ein mit Rubinen und Perlen geziertes, eine Elle hohes Kreuz.

Churfürſt Maximilian der Erſte (1643) zwei fünf Schuh hohe ſilberne Wandelleuchter, und 1645 den prachtvollen Tabernakel von Silber, in welchem gegenwärtig das Gnadenbild ausgeſetzt iſt.

Herzog Albert (1646) die Darſtellung des engliſchen Grußes in Silber.

Die beiden Gemahlinnen Maximilians des Erſten,

Eliſabeth von Lothringen und Maria Anna (1615) viele reich mit Perlen und Edelſteinen verzierte Kirchenkleidungen, Kronen für das Bild Mariens und einen werthvollen Diamant von der Herzogin Eliſabeth; Maria Anna ſetzte ihre Opfer bis zu ihrem Tode (1653 bis 1664) fort, unter denen eine ſilberne Abbildung von Schleißheim, ein goldenes mit ſechs Saphiren und neunundfünfzig Diamanten beſetztes Kreuz, zwei Kronen von Perlen mit zweiundſiebenzig Diamanten und ein goldenes Herz mit drei großen und ſechsunddreißig kleinen Diamanten als beſonders werthvoll bezeichnet werden.

Kaiſer Friedrich der Zweite mit ſeiner Gemahlin und ſeinen beiden Söhnen opferte 1630 ein goldenes Ciborium mit vierhundert Diamanten, das Bild Mariens von Silber u. a. m.

Anna Katharina Konſtantia, Tochter des polniſchen Königs Sigmund des Dritten, Gemahlin des Herzogs zu Neuburg, Philipp Wilhelm, 1642 mehrere orientaliſche Perlen, 1643 zwei Halsbinden mit dreihundertſiebenundzwanzig Perlen, ihr Gemahl im Jahre 1678 ein ſilbernes Antipendium, die Bildniſſe der acht Prinzen aus Silber und einen ſilbernen Altar, drei Ellen hoch und zwei Ellen breit, in einem Werthe von fünftauſend Reichsthalern u. ſ. w.

Kaiſer Friedrich der Dritte mit ſeiner Gemahlin Eleonora und ſeinem Sohne eine mit fünfhundertdreiundzwanzig Rubinen geſchmückte goldene Lampe.

Churfürſt Ferdinand Maria, 1669, ein ſilbernes Schiff mit einem Ornat, auf dreitauſend Gulden geſchätzt, ein ſilbernes Antipendium und 1677 die ſilberne Abbildung der churfürſtlichen Reſidenz in

München und die ſilbernen Bildniſſe zweier Prinzeſſinnen.

Seine Gemahlin, die Churfürſtin Adelheid (1652) ihr Hochzeitskleid, 1664 ein goldenes Kreuz mit fünfundſiebenzig Diamanten und ſechs Smaragden geziert, 1671 das Haupt eines Mannes aus Gold, achtzehn Kronen ſchwer, 1673 eine doppelt goldene Kette und ein goldenes Herz mit ſechsunddreißig Rubinen und vierundvierzig Diamanten u. ſ. w. Nach ihrem Ableben (1676) ward dem Schatze ein großer Schmuck mit zweihundertfünfundzwanzig Diamanten und einunddreißig Perlen übergeben.

Kaiſer Leopold der Erſte (1658) ein Kreuz aus Gold mit fünfundvierzig Diamanten, 1681 ein ſilbernes Marienbild, auf zweitauſend Gulden geſchätzt, und 1689 eine ſilberne große Lampe, 1691 einen ſilbernen Thronhimmel, dritthalb Ellen lang und fünfviertel Ellen breit, im Werthe von ſechstauſend Thalern.

Seine Gemahlin (1681) eine koſtbare Monſtranz und (1689) ein ſilbernes Ciborium, (1693) zwei ſilberne koſtbare Tafeln, eine Elle hoch, von denen die eine die Krönung des römiſchen Königs Joſeph, die andere den Erzherzog Karl, nachmaligen Kaiſer Karl den Sechsten, in voller Rüſtung aus Gold gegoſſen, darſtellt.

Maria Anna Chriſtina Viktoria, an den Dauphin Louis Touſſaints, Sohn Ludwigs des Vierzehnten, vermählt (1680) ihr Portrait, reich mit Brillanten beſetzt im Werthe von ſiebentauſend Gulden, 1682 einen goldenen Szepter, 1690 koſtbare Kleider für die Gnadenmutter, eine koſtbare goldene Lampe.

Joſeph Clemens, Biſchof von Freiſing und Regensburg, 1684 ſeine ellenhohe geharniſchte Büſte, 1692 ein prachtvolles Meßkleid, 1704 eine ſilberne Tafel mit der Abbildung Mariens und des Churfürſten.

Max Philipp, der zweite Sohn Maximilians des Erſten, 1653, 1660 und 1664, und ſeine Gemahlin Mauritia Febronia de la Tour, Tochter des Herzogs von Bouillon, 1669 einen Ornat von Silber, 1690 ein goldenes Kreuz mit ſechsundzwanzig Brillanten.

Churfürſt Maximilian Emanuel (1680, 1682 und 1690) Krone und Szepter aus Gold, an Werth viertauſend Gulden, das Bild des geharniſchten Churfürſten in Silber, (1691) vier goldene Altarleuchter, im Werthe von achtzehntauſend Gulden.

Churfürſtin Antonia (1686) ein goldenes Armband mit achtundfünfzig Brillanten und Rubinen und (1687) ein koſtbares Kleinod mit ſiebenundſiebenzig Diamanten, im Werthe von zwölftauſend Gulden.

Die Churfürſtin Thereſia Kunigunde (1698) ein goldenes Kind, zweihundertneun Kronen ſchwer.

Kaiſer Karl der Siebente (1715, 1717 und 1718) die ſilberne auf Kiſſen ruhende, einundvierzig Pfund ſchwere Statue ſeines Erbprinzen Max Joſeph in Folge eines Gelübdes.

Kaiſer Franz mit ſeiner Gemahlin Maria Thereſia 1793 eine große ſilberne Lampe, zweiundſechzig Mark und zwei Loth ſchwer.

Erzherzog Karl (1828) eine ſilberne Monſtranz. Von dieſen und andern frühern Opfern iſt ein großer Theil nicht mehr vorhanden, da ſolche im Verlaufe der ſchlechten Zeit zu andern Zwecken verwendet wurden; zahlreiche

Perlen und Juwelen befinden ſich noch an den Skapulieren und an einem der Kleider, mit welchem das Gnadenbild geziert iſt.

Herzog Wilhelm der Fünfte, der neben dem Sinn für das Schöne in der Kunſt ein frommes, andächtiges, nur im Gebete Troſt und Frieden findendes Gemüth bewahrte, und ſeine Gnade vorzugsweiſe den Jeſuiten zuwendete, rief die Väter dieſer Geſellſchaft auch nach Altötting, um der proteſtantiſchen Lehre einen Damm entgegen zu ſetzen. Er baute ihnen 1592 aus den Einkünften der Kapelle ein eigenes Kloſter und eine eigene Kirche. Am 9. September 1593 wurde hiezu von dem päpſtlichen Nuntius, Hieronymus, Graf von Portia, der Grundſtein gelegt und 1596 zogen die Jeſuiten ein.

Die Entſetzen und Gräuel des dreißigjährigen Krieges haben auch die Gegend bei Altötting mit Schrecken erfüllt. Das heilige Bildniß mit den Schätzen wurde im April 1632 in das Schloß Burghauſen und von da — nach dem Wunſche der Gemahlin Maximilians des Erſten — nach Salzburg, dann im Jahre 1648 eben dahin zum zweiten Male geflüchtet.

Schon 1624 verweilte der Feldherr der katholiſchen Liga, Graf von Tilly, auf ſeiner Reiſe nach Wien drei Tage und 1630, von dem Reichstage zu Regensburg kommend, vier Tage in Verehrung bei der Mutter des Erlöſers; er ſtiftete ein Beneficium und opferte ein mit Diamanten reich beſetztes Kruzifix, das er von der ſpaniſchen Infantin Iſabella Klara Eugenia, Gemahlin des öſterreichiſchen Erzherzogs Albert, zum Geſchenke erhalten, und wählte zugleich zu ſeiner einſtigen Begräbnißſtätte die heilige Kapelle. Als er in einem Treffen

gegen Guſtav Adolph 1632 verwundet ward, verſchied er am 20. April 1632. Sein Herz wurde ſogleich in die heilige Kapelle, ſein Leichnam aber erſt 1653, nachdem er inzwiſchen in der Gruft der Jeſuiten in Ingolſtadt beigeſetzt war, in die St.Peterskapelle in Altötting (die Tillykapelle genannt) gebracht.

So ruht nun hier die Hülle des Siegers von ſechsunddreißig Schlachten, der bis zur Schlacht bei Breitenfeld ſich dreier Dinge ſollte haben rühmen können: Nie berauſcht geweſen zu ſein, nie ein Weib berührt und nie eine Schlacht verloren zu haben; der treue Held ſeines Fürſten, deſſen Ruhm die Feinde der katholiſchen Kirche zu trüben verſuchten, die tiefern Geſchichtsforſcher beſonders der neuern Zeit aber wieder in ſeinem reinſten Glanze dargeſtellt haben; ſein Name iſt ſchon längſt in den Annalen der Unſterblichkeit eingetragen. Sanft ruhe ſeine Aſche!

Mit dem eingetretenen Frieden nahmen die Wallfahrten im Einzelnen wie in Geſellſchaften ihren ununterbrochenen Gang; und neuerdings trat Mangel an Wallfahrtspriеſtern ein, dem unter Churfürſt Maria durch Errichtung eines Franziskanerkloſters abgeholfen wurde. Im Jahre 1655 ward der Grundſtein zu demſelben gelegt und 1657 dasſelbe von den Franziskanern bezogen, welche lange Zeit ſegensreich an dieſer Wallfahrt wirkten.

Dagegen wurden mit dem Ende des zweihundertdreiundreißigjährigen Daſeins der heiligen Geſellſchaft des heiligen Ignatius von Lojola auch die Jeſuiten in Altötting 1773 aufgehoben. Dieſer Orden hat in allen Theilen der Erde ſegensvoll gewirkt, und zumal in den

Wiſſenſchaften und dem Unterrichte großes Anſehen und großen Ruhm erlangt; ward aber eben deßwegen angefeindet und verfolgt und endlich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auf unmenſchliche Weiſe aufgelöst. Aber ſchon treibt dieſer edle Stamm neue Zweige; ſchon fängt er an wieder neu aufzublühen.

In jener ſo beklagenswerthen Verflachungszeit wurden bei der Säkulariſation der Klöſter auch das Franziskanerkloſter und das Kollegiatſtift in Altötting aufgehoben.

Als endlich im Anfange dieſes Jahrhunderts ein kalter Unglaube den Glauben ſchwächte und das kirchliche Leben unterdrückte, erloſch auch nach und nach die Wallfahrt, da es ſogar verboten war, in öffentlichen Kreuzzügen hieher zu pilgern. Erſt im Jahre 1827 ward dieß wieder geſtattet und eine Anzahl Weltprieſter, in Gemeinſchaft lebend, beſorgten die Wallfahrt, bis im Jahr 1841 an ihre Stelle die Patres Redemptoriſten aus Oeſterreich hieher berufen und ihnen das ehemalige Gebäude der Jeſuiten nebſt Kirche übergeben wurde. Dieſe Edlen wirken unermüdet mit dem herrlichſten und ſegensreichſten Erfolge nicht nur hier an der Wallfahrt, ſondern auch in entlegenen Gegenden durch ihre Miſſionen. Die Wallfahrt hat ſich durch ſie um das Doppelte vermehrt. Man darf die Kreuzzüge, die das Jahr hindurch nach Altötting ziehen, über hundertfünfzig anſchlagen, ſo wie die Zahl der Wallfahrter auf einhundertfünfzigtauſend berechnet werden kann.

Es gibt nichts Rührenderes, als eine Wallfahrt, wie Altötting iſt, welche ſeit ſo vielen Jahrhunderten die Erwartung, die Zuflucht, der Troſt, die Belohnung un-

zähliger Menſchen aus allen ſüddeutſchen und entfernten Ländern geweſen iſt. Hier ſieht man von allen Seiten friedliche Waller in verſchiedenen Trachten und Gruppen, theils laut betend und theils ſingend zuſammenſtrömen, ganz erweicht und zerknirſcht und voll des innigſten Vertrauens und des zärtlichſten Frohlockens im Herzen ſich beeilen, bald ſehen zu können das geheiligte Bild der huldvollen Mutter. Mit einem ganz beſondern Stillſchweigen betreten ſie die Vorkirche, dann mit einem heiligen Schauer die ſchweigende Dämmerung der ſehr kleinen Kapelle und jetzt, da alle ihre Wünſche gewährt, blicken ſie auf und grüßen herzlich die huldvolle Mutter und klagen jetzt ihr Anliegen, ihre Leiden und Trübſale, eröffnen jetzt ihre Wünſche und Hoffnungen mit thränenden Augen und rufen aus den Tiefen ihres Weſens Dich an, huldvolle Mutter! Viele aber fallen bei ihrer Ankunft vor der heiligen Kapelle auf ihre Kniee, begrüßen betend oder ſingend lange mit heißen Thränen die huldvolle Mutter, bis ſie es wagen, in das Heiligthum zu treten; und verlaſſen dann, durch den Inhalt der geſungenen Lieder und lauten Gebete noch mehr von ihrer Sündhaftigkeit überzeugt, mit den Gefühlen des innigſten Schmerzens und der tiefſten Demuth die heilige Kapelle, um vor einem Prieſter Gott ihre tiefgefühlten Sünden zu bekennen und dann mit mehr Zuverſicht den durch ſo viele Wunder der Gnade geheiligten Ort zu betreten.

Nach langem Verweilen entfernen ſie ſich und kommen zum Abſchied wieder. Welche Empfehlungen ihrer ſelbſt, welche Bitten auch für abweſende Eltern oder Brüder und Schweſtern und Kinder. Viele, viele bleiben

in Sommernächten vor der Kapelle auf einem Grasplatze knieend und liegend, und ſingen uralte rührende Lieder mit Melodieen, welche aus tief gerührtem Herzen kommen und Herzen rühren. Man hört den Singenden, in ahnende Gedanken verſunken, zu und ſieht auf nach den blinkenden Sternlein.

Beſcheiden und einfach in ihrer alterthümlichen Form ſteht die heilige Kapelle auf einem freien geräumigen Platze, einem länglichten Vierecke, beinahe in der Mitte von Altötting. In der Nähe befindet ſich ein ſchöner Brunnen aus weißem Marmor mit dem Bildniſſe Mariens.

In dem kleinen Raume dieſer Kapelle (zwanzig Fuß im Durchmeſſer und verhältnißmäßiger Höhe) dringt nur ſpärlich das Tageslicht durch die ſechs kleinen Fenſter. Ein Langhaus von ſechsunddreißig Fuß Länge und zweiundzwanzigeinhalb Fuß Breite iſt an die Kapelle angebaut.

Zur Warte für die Wallfahrter iſt rings um das Langhaus und die Kapelle ein bedeckter Gang angebracht.

Das Innere der Kapelle iſt durch die Länge der Zeit dunkel gebräunt. Aus mehrern Lampen ergießt ſich der Schimmer auf das geheiligte Bild, welches auf einem ſilbernen Altar hinter einer Glastafel in einem Tabernakel ſich befindet, den Churfürſt Maximilian der Erſte von Baiern im Jahre 1645 fertigen ließ und zum Opfer brachte.

Ueber dem Altare iſt ein aus Silber gefertigter Thronhimmel ausgebreitet, der im Jahre 1518 vollendet wurde und die heiligſte Dreieinigkeit vorſtellt. An den Seiten des Altars ſind zwei Glasſchränke mit Votiven aus Gold und Silber. Das Bild Mariens iſt aus Holz, zwei Fuß ſechs Zoll hoch, umgeben von einem

reichlich mit Perlen und Diamanten beſetzten Kleide im ſilbernen Tabernakel. Maria ſtehend, hält auf dem rechten Arme das Kind Jeſus; in der linken einen in eine Linie endenden und mit vielen Edelſteinen gezierten Szepter. Das göttliche Kind trägt in der rechten Hand eine blaue Kugel, als Sinnbild des Erlöſers. Ueber der Bruſt des Kindes und der Jungfrau hängt in der Geſtalt eines Skapuliers ein Schmuck aus Diamanten, Saphiren und Perlen. Angeſicht und Hände des Bildes haben durch hohes Alterthum eine ſchwärzliche Farbe angenommen.

Den rührendſten Beweis der innigſten Verehrung Mariä bei den baieriſchen Fürſten gibt uns die Beiſetzung ihrer Herzen an dieſem Gnadenorte. Es ſpricht ſich dadurch bei ihnen das zuverſichtlichſte Vertrauen aus auf den beſondern Schutz der huldvollſten Gottesmutter am Tage der allgemeinen Auferſtehung. Unter den Herzen, welche auf eigenes Verlangen an dieſer heiligen Stätte beigeſetzt wurden, war das erſte das Herz der Churfürſtin Eliſabeth, der erſten Gemahlin Maximilians des Erſten, welches unter einem Monumente von Erz ruht, den 4. Januar 1635. Nach dieſem wurde am 4. Oktober 1651 das Herz des Churfürſten Maximilian des Erſten, wie er es befohlen hatte, in einem ſilbernen Herzen nach Altötting gebracht und unter einer heiligen Kapelle unter einem Epitaphium aus Erz beigeſetzt. Nach ſeinem Tode fand man in dem ſilbernen Tabernakel, den der Hochſelige opferte, unter den Füßen des Gnadenbildes in einem goldenen Käſtlein von ſeiner Hand und mit ſeinem Blute in lateiniſcher Sprache geſchrieben:

„Ich ſchenke und opfere mich Dir auf zu einem

Leibeigenen, Heilige Jungfrau Maria! das bezeuge ich mit meinem Blute und meiner Handschrift, Maximilian, der größte unter den Sündern.“

Außerdem werden seit diesem Churfürsten die Herzen vieler baierischer Fürsten und Fürstinnen in silbernen Gefässen mit lateinischen Inschriften hier aufbewahrt. Die der Fürsten sind dem Gnadenbilde gegenüber an den Mauern, die der Fürstinnen in kleinen zugemauerten Grüften aufgestellt.

Unter den Fremden, welche die Wallfahrt besuchten, befinden sich Kaiser und Könige, eine große Menge fürstlicher Personen, Kardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte und Aebtissinnen ꝛc. ꝛc.

Zu den merkwürdigsten Erscheinungen gehört der Besuch eines Papstes. Pius der Sechste traf auf der Rückreise von Wien über München nach Rom am 25. April 1782 zu Altötting ein und stieg bei der heiligen Kapelle ab, wo er seine Andacht verrichtete, sich hierauf in die Stiftskirche begab und vor dem ausgesetzten Allerheiligsten betete und dann den Schatz oder die Opfer der heiligen Kapelle besah. Am andern Morgen begab sich der fromme Oberhirte wieder in die heilige Kapelle, wohnte der von seinem Beichtvater gelesenen Messe bei, küßte das heilige Bild und setzte dann nach ertheiltem päpstlichen Segen über die Menge der gegenwärtigen Gläubigen seine Reise fort.

Viele Jahrhunderte mit ihrer langen Reihe großer und kleiner Begebenheiten sind vorübergegangen, Städte sind verschwunden, andere an ihre Stelle getreten, mächtige Geschlechter ausgestorben, neue aufgeblüht, der Zeitgeist oft wohlthätig belebend, oft verderblich zerstörend,

hat ſich mehrmal verändert, in ihrem ehrwürdigen Alterthume ſteht noch die heilige Kapelle zu Altötting. Tauſende der Andächtigen vieler Nationen und Sprachen ſuchen und finden an dieſem geheiligten Gnadenorte Troſt und Licht.

12.

Eine chriſtliche Kirche der älteſten Zeit.

Euſebius hat uns die Beſchreibung einer durch die Sorgfalt der Gläubigen gegen das Ende der Verfolgung in der Stadt Tyrus errichteten Kirche hinterlaſſen. Sie iſt die erſte, deren Form uns bekannt iſt; weil man aber bald nachher in verſchiedenen Ländern mehrere nach dem gleichen Plane erbaut findet, ſo unterliegt es keinem Zweifel, daß dieſe Form ſchon für die älteſten Kirchen adoptirt worden war. Das ganze Gebäude war mit einer großen Mauer umgeben und ſo von den profanen Stätten getrennt, das hohe Portal gegen Oſten weithin ſichtbar. Man gelangte durch eine Thorhalle (antiporticus) in einen großen von Säulen umſchloſſenen viereckigen Vorhof (paradisus). Hier wurde den Katechumenen der erſte Unterricht ertheilt. In Mitte des Vorhofes, dem Eingange in die Kirche gegenüber, befanden ſich Brunnen (cantharus) mit reichlichem Waſſer, um ſich vor dem Gebete zu waſchen, und ſo durch ein Symbol die geiſtige Reinheit anzuzeigen. Das Portal der Kirche war ebenfalls gegen Oſten und erſchloß mit drei Tho-

ren drei Vorhallen (narthex, pronaos); das mittlere führte in das Hauptſchiff, die zwei anderen kleineren in die Gallerien oder Seitenſchiffe, oberhalb welcher ſich mit Holzgittern verſchloſſene Fenſter befanden. Das Innere der Baſilika war mit reicher, bewunderungswürdiger Arbeit geſchmückt. Es war von Marmor, mit den ſchönſten Feldern geziert und von ſehr hohen Säulen getragen. Im Hintergrunde ſah man den Altar, in einem Halbkreiſe die Sitze für die Prieſter, in Mitte derſelben einen erhabenen Thron für den Biſchof. Eine mit ſchöner Skulptur geſchmückte Baluſtrade trennte das Sanctuarium (Chor) von dem Schiff, wo die Bänke für das Volk angebracht waren. Auf jeder Seite der Kirche waren außerhalb große Säle, die mit dem Innern durch Thore in Verbindung ſtanden; ſie dienten zum Unterricht, oder auch zu andern Zwecken. Den Hauptſaal bildete das Baptiſterium, gewöhnlich in der Runde oder als Achteck gebaut, mit einem Baſſin in der Mitte; einige Treppen führten hinab in das Waſſer. Dieſes Baſſin ward durch eine Scheidewand von Grund aus in zwei Theile getrennt, um zugleich für die Frauen und Männer zu dienen. Gewöhnlich befand ſich an den Mauern der Baptiſterien das Bild des heiligen Johannes des Täufers, und über dem Baſſin hing eine goldene oder ſilberne Taube, um die Eigenſchaft des heiligen Geiſtes darzuſtellen, wie er herabſteigt über das Taufwaſſer. Ein zweiter Saal dicht an der Kirche bildete die Diakonie oder Sakriſtei, in der die heiligen Gefäſſe, die Ornamente, die heiligen Bücher, der Kirchenſchatz und manchmal die Euchariſtie bewahrt wurden. Andere dienten zu Audien-

zen vor den Biſchöfen oder zu kirchlichen Verſammlungen.

Der Altar war gewöhnlich eine Marmor- oder Porphyrplatte, manchmal auch von Silber oder ſelbſt von Gold, reichlich mit Steinen beſetzt und von vier verhältnißmäßig gezierten Füßen oder kleinen Säulen getragen. Man ſtellte ſie wo möglich über das Grab eines Martyrers; und von da iſt der Gebrauch gekommen, der Baſis des Altars die Geſtalt eines Grabes zu geben. Der ganze Chor war auf das Koſtbarſte geſchmückt. An den vier Ecken des Altares befindliche Säulen trugen einen Baldachin, der ihn ganz bedeckte, und den man ciborium nannte, weil er die Geſtalt einer umgekehrten Schaale hatte. Er war mit Bildern oder Statuen geſchmückt und endete oben mit einem Kreuze. Ebenſo hing man über die Altäre Tauben von Gold oder Silber, um den heiligen Geiſt darzuſtellen. Sie dienten dazu, die Euchariſtie, welche man den Kranken aufbewahrte, in ſich einzuſchließen. Manchmal verſchloß man jedoch dieſe in einfache ſilberne Kapſeln. Die Mauern der Kirche und beſonders das Sanctuarium, enthielten fromme Gemälde, namentlich irgend einen Zug der heiligen Schrift oder Bilder Jeſu Chriſti und der Apoſtel. In der Beſchreibung von den Ornamenten, die der Laterankirche von Konſtantin übermacht wurden, werden zwei Statuen des Erlöſers erwähnt; ferner die der zwölf Apoſtel, vier Engelfiguren und für das Baptiſterium eine andere Statue Jeſu Chriſti nebſt der des heiligen Johannes des Täufers. Endlich war es Sitte, in jeder Kirche das Bild des Martyrers, deſſen Reliquien ſie enthielt, darzuſtellen.

Aus den offiziellen Akten, die uns von der Verfolgung in Afrika unter Diokletian noch erhalten ſind, iſt erſichtlich, daß die Kirchen ſeit langer Zeit eine große Zahl von Gefäſſen und heiligen Geräthen zur Feier der heiligen Geheimniſſe beſaßen, da der Biſchof von Cirtha in Numidien der Obrigkeit zwei Kelche von Gold, ſechs von Silber, eine Patene und ſechs Kännchen nebſt ſieben Lampen von demſelben Metall übergab. Dabei darf man nicht vergeſſen, daß die Kelche ſehr groß waren, weil ſie den Wein zum Kommuniziren aller Gläubigen enthalten ſollten. Ebenſo waren die Patenen breite Platten, bisweilen dreißig bis vierzig Pfund ſchwer, auf denen man das heilige Brod in Stücke theilte, von denen jeder Gläubige einen Theil zur Kommunion nahm. Fügen wir noch bei, daß beſonders die römiſchen Kirchen an Geräthen und koſtbaren Gefäſſen reich genug waren, um die Begierde der Verfolger zu reizen, wie aus der Martyrergeſchichte des heiligen Laurentius erſichtlich iſt.

13.

Ein Tag zu Morimond zu Ende des zwölften Jahrhunderts.

Unter den Töchtern von Citeaux leuchten vor allen die Namen Clairvaux und Morimond; jenes vorzüglich durch den heiligen Bernhard berühmt, dieſes als Stamm- und Mutterhaus unzähliger Ciſterzienſerklöſter

in Frankreich, Deutſchland, Spanien, Italien. Es ging damals eine wunderbare, in unſern Tagen ganz unbegreifliche Begeiſterung für das höhere Leben in Gott durch die Menſchenwelt. Hunderte von Klöſtern erhoben ſich, ganze Schaaren ergriffen beherzt ein Leben der Buße und der Entſagung. Oder war dieſes Leben vielleicht ſo bequem, ſo annehmlich und genußreich, daß es für geringe Bußübungen reichliche Entſchädigung bot? Zur Antwort diene die Schilderung eines Tages zu Morimond im zwölften Jahrhundert.

Verſetzen wir uns im Geiſte in das Schlafgemach des Kloſters, in dieſem Augenblicke, wo die Mönche auf ihrem harten Lager in zwei Reihen liegen. Beim ſchwachen und faſt erlöſchenden Scheine einer Lampe ſehen wir ihre blaſſen Geſichter unter der halb aufgeſchlagenen Kapuze; angekleidet ſchlafen ſie, dem Soldaten gleich, der am Vorabende einer Schlacht in der Rüſtung ſich hinlegt; ruhig und feſt iſt ihr Schlaf, wie der des Gerechten.

Der Sakriſtan allein iſt nicht in ihrer Mitte, ſondern in der Nähe der Kirche; er wird aufgeweckt durch ſeine Uhr, ſteht auf und läutet die große Glocke. Augenblicklich erheben ſich alle Mönche und machen das Zeichen des Kreuzes, Gott ihre Seelen und den beginnenden Tag aufopfernd. Dann ſieht man ſie einander durch das Kloſter folgen, die Augen auf die Erde geheftet, das Haupt bedeckt, die Hände in die Aermel der Kutte gehüllt ſich in das Oratorium begeben. Beim Eintritte ſchlagen ſie ihre Kapuze zurück, verneigen ſich vor jedem Altare, an dem ſie vorüber kommen und werfen ſich vor dem Hochaltare auf die Erde. Angelangt in ihren Chor-

ſtühlen, knieen ſie nieder, kreuzen die Arme auf der Bruſt, ſprechen das Gebet des Herrn und das Credo, erheben ſich dann alle zum Deus in adjutorium und bleiben dann aufrecht ſtehen, unbeweglich wie Marmorſtatuen, faſt während des ganzen Offiziums, welches zum großen Theile aus dem Gedächtniſſe geſungen wird.

Wer kann ausſprechen die erhabene Poeſie, die ſüße Wehmuth, die hinreißende Harmonie in dieſer heiligen, kaum von dem matten Scheine der Lampe vor dem Allerheiligſten durchdrungenen Nacht, in dem Geſange ſo vieler frommen Ordensleute, die beten für die ganze rund um ſich her in Schlaf verſunkene Welt, in dieſen Stimmen der Greiſe und Jünglinge, die ſich in der Finſterniß vermiſchen mit dem Brauſen des Windes und dem Toben des Waldſtromes.

Die gleichzeitigen Geſchichtſchreiber erzählen, daß die Landbewohner alſo geſtaunt hätten über dieſe nächtliche Symphonie, daß ſie nicht zu übertreiben glaubten, wenn ſie dieſelbe mit der himmliſchen Melodie der Engel verglichen. Und doch war dieß nichts Anderes, als der gregorianiſche Geſang; die Ciſterzienſer wollten nämlich, daß Männer das Lob Gottes mit Männerſtimmen, und nicht mit den Stimmen von Weibern oder Schauſpielern ſängen; viros decet virili voce cantare, et non more foemineo.

Das Gebet der Mönche ging mit der Zeit Hand in Hand; zwiſchen der Matutin in der Nacht und den Laudes bei Tagesanbruch war, namentlich im Winter eine ziemlich lange Zwiſchenzeit. In dieſer Zeit konnten die Mönche vor Gottes Angeſicht in ihren Chorſtühlen

bleiben oder in das Kloſter gehen, um zu betrachten, die heilige Schrift zu leſen, zu ſtudiren, ſich im Geſange, in den Zeremonien und dem Buchſtabenmalen zu üben.

Sobald ſich der erſte Schein der Morgenröthe am Horizonte zeigte und durch das Fenſter in das Oratorium drang, in dem Augenblicke, wo die Natur durch einen elektriſchen Schlag zu erwachen ſcheint und ſich die Zeichen des Lebens kund geben durch den Geſang der Vögel, das Brüllen der Heerden, das Geräuſch des Laubes unter dem Hauche des ſäuſelnden Windes, kurz wo ſich jene Tauſende von Stimmen erheben, welche die Vorſehung allen Weſen des Univerſums gegeben und die gleichſam ein ewiges Tedeum der Schöpfung ſingen: in dieſem Augenblicke ſagte die Regel von Citeaux zu dem Mönche: „Erhebe dich wiederum Mann Gottes! Ahme den Vögelein des Waldes nach, welche das Lob ihres Schöpfers feiern. Stimme auch du ein in dieſes große Konzert, welches ohne dich unvollſtändig ſein würde, und durch deine Stimme möge dieſe Harmonie von der Erde gen Himmel ſteigen.“ *

Nach den Laudes war wieder ein Zwiſchenraum, während deſſen mehrere Brüder in das Schlafgemach gingen, um ſich zu waſchen und umzukleiden; andere begaben ſich, in der kalten Jahreszeit vor Kälte ſtarr, in die Wärmeſtube, um ſich einen Augenblick zu wärmen und ihre Sandalen zu ſchmieren.

Die Strenge des Lebens, die Kaſteiungen, das häu-

* Imitare minutissimas aves, mane et vespere creatori gratias referendo, et si es devotior, imitare lusciniam, cui quoniam ad dicendas laudes dies sola non sufficit, nocturna spatia pervigili cantilena decurrit. S. Ambros.

ſige Gebet ohne Demuth können den Menſchen nur ſtolz machen und von ſeinem Ziele entfernen. „Gott iſt das erhabenſte aller Weſen“, ſagt der heilige Auguſtin, „und wir können uns ihm — wunderbar! — nur durch Selbſterniedrigung nähern.“ Daher ſtrebte denn auch ein jeder in dem Kloſter dahin, dieſe Tugend in ſeinem Herzen zur Herrſchaft zu bringen. Das Kapitel, welches unmittelbar nach den Laudes gehalten wurde, war eine Schule der Demuth. Wenn alle Mönche nach ihrem Range zur Rechten und zur Linken Platz genommen hatten, erſchien der Abt in ihrer Mitte auf einem erhöhten Sitze, und man begann mit der Leſung des Martyrologiums, darauf ſprach man die Gebete für die Verſtorbenen und las einen Abſchnitt der Regel des heiligen Benedikt. Hierauf herrſchte tiefes Schweigen und, ſiehe da! vor der ganzen Genoſſenſchaft, vor den Heiligen des Himmels und Angeſichts des Todes erhob ſich der Ordensmann, welcher ſich nur des geringſten Vergehens ſchuldig gemacht hatte, und bekannte mit lauter Stimme ſeine Schuld, warf ſich mit dem ganzen Leibe auf die Erde nieder, empfing ſeine Buße und kehrte auf ſeinen Platz zurück, im Vertrauen, Gott werde dieſe Beſchämung vor einigen Brüdern annehmen und ſie ihm am Tage der Vergeltung vor der ganzen Welt erlaſſen.

Nach dem Kapitel gingen ſie mit ihren Spaten, Rechen und Hacken an die Feldarbeit; dann kehrten ſie zur Singung der Terz zurück, worauf ſie der heiligen Meſſe beiwohnten. Die Ordensleute, welche nicht Prieſter waren, kommunizirten an allen Sonn- und Feſttagen.

Nach der Meſſe zogen ſie ſich wieder in das Kloſter zurück, um zu leſen und zu betrachten. Um halb zwölf

Uhr kündigte die Glocke die Sext und darauf das Mittagsmahl an, während deſſen das ſtrengſte Schweigen beobachtet und aus einem frommen Buche vorgeleſen wurde. Aus dem Refektorium begaben ſie ſich zu zweien, das Miſerere betend, ins Oratorium; hiernach konnten ſie, namentlich im Sommer, wo ihr Schlaf ſo kurz war, gegen eine Stunde der Ruhe pflegen. Dann weckte die Glocke ſie wieder auf und die Non erwartend blieben ſie im Kloſter oder gingen ins Oratorium. Um halb drei Uhr ſang man die Non, nach welchem ſie im Refektorium ein Glas Waſſer nehmen konnten, bevor ſie an die Feldarbeit gingen. Hiervon zurückgekehrt ſangen ſie die Veſper und dann gab es für ſie eine kleine Erquickung, beſtehend in dem Reſt ihres Mittagbrodes nebſt einigen rohen Früchten, wie Radieſen, Lattich, Aepfel oder Birnen, welche im Garten der Abtei wuchſen.

Der Tag wurde beſchloſſen mit der Leſung der Kollationen oder Konferenzen Kaſſian's und mit der Komplet, deren Stunde ſich nach der des Schlafengehens richtete, was im Winter um ſieben, im Sommer um acht Uhr geſchah.

Nach der Komplet beſprengte der Abt die Brüder, wie ſie hintereinander das Refektorium verließen, einen jeden mit Weihwaſſer. Sie zogen ihre Kapuze über den Kopf und begaben ſich in das Schlafgemach, wo ſie ſich, nachdem ſie ſich Gott, der heiligen Jungfrau und ihrem Schutzengel befohlen, auf ihre Strohſäcke niederlegten, ſich mit ihren wollenen Decken bedeckten, die Arme auf der Bruſt kreuzten und in den heiligen Gedanken an den Tod und den Himmel einſchliefen; und ein Gebet

war ſelbſt ihr Schlaf nach dem Ausdrucke des heiligen Hieronymus: Sanctis ipse somnus oratio.

Der Anblick eines ſo heiligen, ſo armen, ſo harten und abgetödteten Lebens mußte einen tiefen Eindruck auf die Sünder machen und Früchte des Heils unter den Völkern hervorbringen. Denn alſo iſt des Menſchen Natur, daß der Weg, der zum Guten führt und lang iſt in Worten, kurz wird durch das Beiſpiel. Was aber am erbauendſten und rührendſten in unſerer Abtei war, das war der Tod der Ordensleute.

Wenn einer von ihnen ernſtlich krank war, führte ihn der Krankenwärter auf Geheiß des Abtes ins Krankenzimmer und verſorgte ihn mit Allem, was zu ſeiner Erleichterung und Heilung nöthig zu ſein ſchien. Man gab ihm ein weicheres Lager, als das im Schlafgemach, Feuer, Weißbrod, Wein und Fleiſch, was die Regel von Citeaux nur in dieſem einen Falle geſtattete. Medizin oder ſonſtige Heilmittel wurden durchaus nicht angewandt, ausgenommen Kräuter und Wurzeln, welche die Mönche zur Erntezeit im Felde geſammelt hatten und mit deren Zerſchneidung und Pulveriſirung man ſich an den Winterabenden im Wärmezimmer beſchäftigte.

War der Kranke in Todesgefahr, ſo gab man ihm die letzte Oelung und die heilige Wegzehrung in Gegenwart der Genoſſenſchaft, deren Thränen floſſen, beſonders wenn er in Demuth ein öffentliches Bekenntniß der Sünden ſeines ganzen Lebens ablegte. In dem Augenblicke, wo der Todeskampf eintrat, ſtreute man in Form des Kreuzes Aſche auf die Erde, bedeckte ſie mit Linnen und legte ihn darauf; dann ſchlug man mit doppelten Schlägen die Klapper und zog viermal die Glocke, um

alle Ordensleute zu dieſem großen und rührenden Schauſpiele zu rufen. Alle ſprachen, um ihren ſterbenden Bruder am Boden liegend, die ſieben Bußpſalmen, und wenn er ſeinen letzten Athemzug gethan, ſtimmten ſie den Antiphon an: Subvenite, wodurch ſie die Engel und Heiligen anriefen, die Seele des Kämpfers Chriſti bei ihrem Scheiden vom Körper aufzunehmen, und ſie in den Schooß Abrahams zu tragen. — Dann wuſch man den Leichnam und trug ihn im Ordenskleide, das Angeſicht unbedeckt, in die Kapelle. Zwei Ordensleute beteten abwechſelnd bei ihm. War die Stunde der Beerdigung gekommen, ſo ſang man das Offizium des Verſtorbenen, bedeckte das Antlitz des Todten mit ſeiner Kapuze und vier Ordensleute trugen ihn auf den Kirchhof und ſenkten ihn in die Gruft, bloß in ſeiner Kutte, welche die Stelle des Leichentuches und Sarges vertrat.

Wer möchte den Segen ausſprechen können, den die Gebete und guten Werke dieſer Mönche über ihr Volk herabzogen! Wie viele Sünder bekehrten ſich durch ſo rührende Beiſpiele! Wie viele ſchwankende Seelen wurden im Guten befeſtigt! Welch' verjüngenden Einfluß übten ſie auf alle Klaſſen der Geſellſchaft, auf die Handwerker, welche auf ihren Höfen unter der Oberleitung der Mönche lebten, auf die Grafen und Barone, die in ihren Klöſtern ſo ſtaunenswerthe Abtödtungen, deren unvertilgbare Erinnerung immerfort die heilſamſten Gedanken in ihnen hervorrief, mit eigenen Augen ſahen!

14.

Die Carthäuſer.

Der heilige Bruno, geboren zu Köln im Jahre 1050, Stiftsherr anfangs zum heiligen Cunibert in ſeiner Vaterſtadt, dann in Rheims und hier als Domſcholaſter Lehrer Odo's, des nachmaligen Papſtes Urban des Zweiten, begab ſich im Jahre 1084 mit ſechs Gefährten zu dem heiligen Hugo, Biſchof von Grenoble, mit der Bitte um Anweiſung einer Einſiedelei in ſeiner Diözeſe. Dieſer erkannte in der Erſcheinung der ſieben Männer die Erfüllung eines Geſichtes, in Folge deſſen er ſie in eine unzugängliche, furchtbar wilde Einöde der Carthäuſerberge, drei Stunden hinter Grenoble, führte. Hier legte Bruno in einem Oratorium und einigen Zellen den Grund zu ſeinem nach dieſem Orte genannten Orden, welcher neben dem von Camaldoli der ſtrengſte von Allen war und den Ruhm hat, nie einer Verbeſſerung bedürftig geworden zu ſein. Unter ſeiner Leitung lebten die Einſiedler durch unverbrüchliches Schweigen ſelbſt von einander geſchieden und nur im Gebete ſich vereinigend, in Entſagungen und Büßungen, welche die Regel des heiligen Benedikt bedeutend verſchärften. Nach ſechs Jahren berief Papſt Urban ſeinen frühern Lehrer zu ſich nach Rom; die Brüder, welche Bruno begleitet hatten, kehrten bald nach der Carthauſe zurück, und auch der Heilige ſelbſt erlangte es endlich, die Hauptſtadt verlaſſen zu dürfen.

Er lehnte das Erzbisthum Reggio ab und zog ſich

mit einigen Schülern in eine Einöde Calabriens zurück, wo er durch den Graf Roger in den Stand geſetzt wurde, die große Carthauſe „zum heiligen Stephan im Buſche“ zu gründen. Hier ſtarb er im Jahre 1101; die Heiligſprechung erfolgte erſt im Jahre 1514 durch Papſt Leo den Zehnten; ſein Feſt wird am 6. Oktober, dem Tage ſeines Todes, begangen.

Die durch die Zeit feſtſtehenden und bewährten Uebungen des Stammkloſters verfaßte der fünfte Prior Guigo der Erſte (geſtorben 1137) als „Gewohnheiten der großen Carthauſe“ in Schrift; ſie bildeten für alle Häuſer die Regel, zu welcher ſpäter mehrere Sammlungen der Generalkapitelbeſchlüſſe, meiſt als Verſchärfungen hinzukamen; die letzten Statuten vom Jahr 1681 wurden durch Papſt Innozenz den Eilften beſtätigt und bis in die jüngſten Zeiten beobachtet.

Die Bewohner jeder Carthauſe theilten ſich in Mönche (patres) und Brüder (fratres conversi). Die Mönche wohnten von den Brüdern getrennt und führten jeder in ſeiner Zelle, an welche ein Gärtchen anſtieß, das Leben eines Einſiedlers, welches zwiſchen Gebet und Arbeit wechſelte. Neben der Handarbeit war die Anfertigung kunſtreicher Manuſkripte beſonders beliebt; die zahlreichen, dem Orden angehörigen Schriftſteller zeugen für den Ernſt der Studien und die Tiefe der Aſzeſe. Auch die Mahlzeit wurde gewöhnlich von Jedem in der Zelle genommen. Fleiſchgenuß war unbedingt, ſelbſt für Kranke, unterſagt; während der großen Faſten, von Kreuzerhöhung bis Oſtern, fand ſie täglich nur einmal ſtatt; in den fünfzig Tagen vor Oſtern und an einem Tage in jeder Woche blieb ſie auf Waſſer, Salz und Brod be-

ſchränkt. Das Lager war ein Strohſack, der Gebrauch der Leinwand verboten, die Kleidung ein Tuchrock mit ledernem oder hänfenem Gürtel, Skapulier und Kapuze von weißer Farbe; ein Cilicium auf bloßem Leibe zu tragen, die Diſziplin und andere Bußübungen waren durch die Regel vorgeſchrieben. Um Mitternacht verſammelten ſich die Mönche zur Mette, am Morgen zur Konventualmeſſe und Nachmittags zur Veſper und Komplet; erſt in ſpäterer Zeit wurde den Prieſtern täglich das heilige Opfer darzubringen erlaubt. Andere Zuſammenkünfte in dem ſogenannten kleinen Kloſter hatten das öffentliche Bekenntniß begangener Fehler oder heilige Leſung zum Zwecke. Nur an den ſogenannten Kapiteltagen und an dem Begräbnißtage eines Bruders war das Mahl gemeinſchaftlich und Unterhaltung erlaubt, ſonſt der gegenſeitige Gruß: Memento mori, und das Schweigen, ſelbſt Fremden gegenüber, ſtrenge Vorſchrift, nur der Prior verkehrte mit dieſen. Die Klauſur ging bis zu den ſogenannten Mönchsſchranken, an welchen der wöchentliche gemeinſchaftliche Spaziergang (spatiamentum) ſeine Grenze fand. —, Die Laienbrüder lebten im Ganzen nach derſelben Regel, jedoch gemeinſchaftlich; ihnen war die Beſorgung der Kloſterbedürfniſſe und Handwerke, die Beaufſichtigung des Ackerbaues und der Heerden übergeben; zu den Verrichtungen außerhalb des Kloſters wurden Diener verwandt, welche keine Gelübde ablegten. Nach einjährigem Noviziat konnte der Eintretende, wenn er zwanzig Jahre alt war, in den Orden aufgenommen werden; demjenigen, welcher während der Probezeit als zu ſchwach erkannt worden war, ſtand früher nur der Uebergang zu einem minder ſtrengen Orden, ſpäter freier

Rücktritt offen. Vorstand des Klosters war der Prior, den die Mönche wählten; das Weltliche besorgten der von ihm ernannte Schaffner und einige Laienbrüder. Die Anzahl der Mönche, Brüder und Diener war für jedes Kloster festgesetzt; die Größe des Viehstandes und die Ausdehnung der Klosterschranken, d. h. des um das Kloster gelegenen Besitzstandes in Uebereinstimmung mit dem Bedürfnisse beschränkt. Die späteren Zeiten führten dem Orden, ohne seinen Gliedern zu schaden, große Reichthümer zu und erlaubten eine allseitige Erweiterung jener Zahlen, Prachtbauten und Sammlungen von Kunstschätzen, durch welche einzelne Carthausen weithin berühmt geworden sind.

Alle Häuser des Ordens, deren Zahl in der Blüthezeit zweihundert betragen haben mag, waren dem Prior des Stammklosters und dem Generalkapitel zum Gehorsam verpflichtet. Die Versammlungen des Letzteren geschahen seit dem Jahre 1141 anfangs in unbestimmten Zwischenräumen, später alljährlich; hier wurden die Amtsführung der Prioren und der Zustand der Häuser geprüft, zwei Visitatoren für jede der sechszehn Provinzen ernannt, Beschlüsse gefaßt, welche jedoch, wenn sie eine Milderung der Regel enthielten, dreimaliger Genehmigung bedurften. Aus dem Carthäuserorden gingen vier Kardinäle, siebzig Erzbischöfe und Bischöfe hervor; er zählt gegenwärtig ungefähr dreihundert Mitglieder in verschiedenen Klöstern Frankreichs, der Schweiz und Italiens.

15.

Die Beſſerungsanſtalt von St. Lazare zu Paris.

St. Lazare heißt ein Gefängniß und Spital für laſterhafte Frauen in Paris, die hier aus polizeilichen und Sanitätsrückſichten in Gewahrſam gehalten und zur Zwangsarbeit verurtheilt ſind. Es war ein gemiſchtes Gefühl, mit dem ich die weiten Thorhallen des großen finſteren Gebäudes betrat, welches gegen dreizehnhundert gefallene Frauen einſchließt, unter ihnen drei- bis vierhundert in Folge ihrer Ausſchweifungen Erkrankte. Ein ſchweres eiſernes Gitter öffnete ſich und ich gelangte auf einen Korridor, wo die Bureaux der Verwaltung und das Sprachzimmer ſich befinden. Mehrere Frauen waren hier gegenwärtig in der grauen Kleidung der Züchtlinge, mitten unter ihnen das reine Gewand einer ſanften, unſchuldigen Nonne, welche die Aufſicht führte. Ich war gerührt und innerlich erfreut beim Anblicke dieſer Erſcheinung, es war eine liebliche Blume auf wüſtem traurigem Felde, friſches Leben mitten unter lauter Ruinen, es erquickte mein Auge und mein Herz, wie den Wanderer, wenn er mitten in einer dürren, öden, ausgebrannten Wüſte eine grüne Oaſe entdeckt. Von dem Beamten wie von ihr freundlich aufgenommen, begann ich meine Wanderung durch dieſes Haus der Sünde und des tiefſten Jammers.

Die Gefangenen ſind hier in verſchiedenen Arbeitsſälen, die den einzelnen Abtheilungen angehören, beſchäf-

tigt. Im Allgemeinen hat man drei Klaſſen unterſchieden, ſolche, die zum erſtenmale hieher kommen, dann die Rückfälligen und endlich die Unverbeſſerlichen; dieſe drei Kategorien ſind ſtreng von einander getrennt. Jeder der hohen luftigen Säle faßt gegen fünfzig bis ſechzig Sträflinge, auf einer kanzelartigen Erhöhung befinden ſich beſtändig zwei Ordensſchweſtern, welche die Arbeit leiten, die Ordnung aufrecht halten und von Zeit zu Zeit belehrende Lektüre vornehmen. Ueberall herrſchte ſtrenges Stillſchweigen, eine der erſten Regeln dieſes Hauſes. Eine ſanfte milde Kloſterfrau, aus deren Angeſicht großer Ernſt, gemiſcht mit einem unverkennbaren Zuge von Wehmuth und Trauer, ſprach, führte mich von Abtheilung zu Abtheilung. Ueberall dieſelbe Einrichtung, dieſelbe Ordnung, dasſelbe Stillſchweigen — aber auch überall dasſelbe Elend, derſelbe traurige Anblick tief entwürdigter, tief gefallener Seelen. Wir betraten den großen, geräumigen Speiſeſaal — der Tiſch war noch nicht vorüber, eben war eine neue Schaar angekommen, alle Klaſſen und Grade aus dem Reiche des Teufels waren hier vertreten von der geſchmückten Courtiſane bis herab zu der gemeinſten Sünderin. Eine Schweſter ſprach das Dankgebet nach der Mahlzeit, aber man ſah es dieſen verſtörten Geſichtern an — die hatten ſchon längſt das Beten verlernt. Eine Deutſche, deren Züge die Spuren früherer Schönheit trugen, wurde mir vorgeſtellt; weil der franzöſiſchen Sprache unkundig, hatten die guten Schweſtern bisher noch wenig auf ſie einwirken können. Es war ein furchtbar verwahrlostes Gemüth. Sie erzählte mir ihr Schickſal, das ſie bis hieher in dieſes Haus der Schande geführt. Ihre Geſchichte war die eines

großen Theils ihrer Unglücksgefährtinnen. Den Verſprechungen eines fahnenflüchtigen Soldaten trauend, hatte ſie mit ihm in dem ſtürmiſchen Jahre 1848 Vater und Mutter und ihre Heimat am ſchönen Rheine verlaſſen, und war ihm nach Paris gefolgt. In kurzer Zeit hatte ihr Verführer ihre Habe verſchwendet und war mit dem Reſt ſpurlos verſchwunden — ohne Brod, ohne Hülfe, von aller Welt verlaſſen ſank ſie nun immer tiefer in Elend und Sünde.

Wir ſtiegen hinauf zu der Abtheilung der Kranken. Hier war Saal an Saal, Bett an Bett, Elend an Elend — überall wieder großes Elend und Sünde. Erprobte Büßerinnen hat man im Hauſe zurückbehalten, und ſie werden nun als Dienſtmägde und Wartfrauen bei den Kranken verwendet, unter der Leitung und Oberaufſicht der Nonnen, von denen immer zwei einem Saale vorſtehen. Es liegt eine ſchöne Idee dieſer Einrichtung zu Grunde, das Laſter muß dazu dienen, das Laſter zu bekämpfen.

Einen vollen Nachmittag brachte ich in St.Lazare zu, und er bleibt mir unvergeßlich für mein ganzes Leben. Ich habe die Carthäuſer geſehen, die ſich lebendig in ihre ſtrenge Abgeſchiedenheit begraben, ich war bei den Mönchen von St.Bernhard, die auf den eiſigen, von ewigem Schnee bedeckten Höhen der Alpen weilen und auf den Wanderer harren, um ihm ein gaſtliches Aſyl zu bereiten und die Verunglückten aufzuſuchen, und war gerührt von dieſem mächtigen Erweiſe heiliger Liebe; ich habe die Trappiſten geſehen im rauhen Büßerhabit und die Kraft ihres Glaubens bewundert — aber was ich hier geſehen und gehört, iſt mehr als Alles dieß.

Ich war aufs Tiefſte erſchüttert und Thränen traten mir in die Augen, als ich dieſe Thaten eines heiligen Heroismus ſchaute, dieſe Wunder gänzlicher Hingebung, dieſes Opferleben, das zarte, ſchwache Frauen, darunter viele aus den höheren Ständen, ſich erwählt haben. Mein ganzes Leben erſchien mir unnütz und nichtig im Vergleiche zu dieſem Berufe, der jeden Augenblick und unausgeſetzt eine faſt übermenſchliche Selbſtverläugnung fordert. Ich ſchämte mich, verehrteſter Freund, ich ſchämte mich in meine innerſte Seele hinein, daß ich auch nur eine Minute lang wähnen konnte, wir katholiſche Prieſter hätten Gott Opfer gebracht, hätten Großes vielleicht geopfert! Hierher möchte ich jeden Prieſter führen, hier herein in dieſes Haus, wo alle Armuth, Krankheit, Ekel, Elend, Sünde eines Babel, wie Paris, wo Alles vereint iſt, was nur immer dem Leibe ſchwer wird und die Seele niederbeugt, hierher zu dieſen Engeln himmliſcher Liebe, die ein Paradies bauen mitten in der Hölle, möchte ich ihn führen, und ihr bloßer Anblick würde ihn ſo mächtig ergreifen, ſo wunderbar erheben, ſtählen und mit friſcher Opferkraft ausrüſten, daß er nie mehr die Bürde ſeines prieſterlichen Berufes fühlen, nie mehr ſich weigern würde, die Laſt ſeines heiligen Amtes zu tragen. Wie aus dunkelm, düſterm Nachthimmel hell und mild die Sterne hereinleuchten in dieſes Leben, ſo müſſen dieſe reinen, klaren, jungfräulichen Seelen hellglänzend hinaufſtrahlen vor dem Angeſichte Gottes und ſeiner Heiligen mitten aus dem wüſten, trüben Nebel der ſündigen Stadt, und Gottes Auge muß wohlgefällig ruhen auf dieſem heiligen geweihten Eiland in den dunkeln Fluthen des Verderbens, die es

rings umwogen. Das ſind ſeine auserwählten Bräute, die ganz nahe unter ſein Kreuz ſich geſtellt, die ſein größtes und ſchwerſtes Kreuz aus Liebe zu ihm mit ihm getheilt, ſeine Oelbergstrauer um die Sünden der Welt, ſeine Betrübniß bis zum Tode — auch ſie theilen bis zu ihrem Tode dieſe Trauer wegen der Sünden ihres Volkes.

Nein, ein Volk, das ſolche Töchter hat, kann nicht untergehen; denn die Liebe überwindet Alles, die Liebe iſt ſtärker als der Tod, und wären die Sünden ihres Volkes noch ſo groß, größer iſt die Liebe. Sie iſt ein göttliches Ferment für dieſes Geſchlecht, auf ſolchen Erſcheinungen beruht unſere Hoffnung für die Zukunft von Frankreich.

Wir ſchritten über einen weiten Hof. Arm in Arm, mit rohen frechen Geberden keck auftretend ging eine Abtheilung der Verworfenen hier auf und nieder. Mir ekelte bei dieſem Anblicke der tiefſten Entartung des Weibes, es war ein Bild, der Schilderung eines Dante würdig, als paſſende Staffage eines der tiefſten Kreiſe ſeiner Hölle. Ich wandte mich ab von ihnen, aber wie erſchien mir hier die einfache, anſpruchsloſe Geſtalt der frommen ſanften Schweſter ſo groß, ſo unendlich erhaben. Welch' ſchneidender Gegenſatz war das zwiſchen dort und hier, wahrhaftig, die Wolluſt verthiert den Menſchen, Unſchuld und Keuſchheit verklären, vergöttlichen ihn. Welch' ein greller Abſtand zwiſchen dieſen verwelkten, verfallenen, verwilderten Geſichtern mit erloſchenen ausdrucksloſen Augen, mit ſtierem Blicke, in dem nur noch das unreine Feuer niedriger Lüſte lodert und dieſen engelgleichen Weſen,

die nichts ſind als Unſchuld, Liebe, Mitleid und Hingebung!

Wir kamen in eine andere Abtheilung des weiten Gebäudes, um nach der Kapelle zu gehen, von der ein zweiter Hofraum uns trennte. Während wir hinübergingen, hörte ich in einiger Entfernung ein wildes Toben und Lärmen, rohes Singen durch gellendes Kreiſchen weiblicher Stimmen und wieherndes Gelächter von Zeit zu Zeit unterbrochen. Mir ward ganz unheimlich zu Muthe. „Ach, mein Herr“, antwortete die Schweſter, die mein Befremden bemerkt hatte, „es ſind die Unbezähmbaren — les Indomptables.“ — Sie ſind hier in einem beſondern Gefängniſſe abgeſperrt. Man könnte an eine Prädeſtination zur Hölle glauben, wenn man hört, wie alle Mittel an dieſen verſtockten, verhärteten Herzen umſonſt verſchwendet ſind, Liebe und Strenge, Lohn und Strafe, Gebet und Gnade — Alles, Alles umſonſt. Denn kein Laſter, hat es ſeine ſcharfen Krallen tief in die Seele eingeſchlagen, hält ſo ſein Opfer feſt, das es einmal recht erfaßt hat, wie dieſes, und läßt es nicht mehr los, bis es das Mark in den Knochen aufgezehrt und ſein Herzblut ausgeſaugt hat, um es dann hinzuwerfen, eine Leiche an Leib und Seele, einen lebendig Geſtorbenen. Sie haben ſich der Sünde hingegeben, und nun ſind ſie die Knechte der Sünde geworden, die ihre Sklaven mit ehernen Ketten gebunden willenlos wie das Thier zur Schlachtbank, zum ewigen Verderben ſchleppt. Sie denken gar nicht mehr daran, dieſe unglücklichen Opfer, daß ſie das eiſerne Joch der Sünde abſchütteln wollen — es gibt einen Grad von ſündiger Gewohnheit, wo die Freiheit des Menſchen faſt auf den Null-

punkt herabgeſunken iſt, und Gott die Sünden durch Sünden ſtraft. Und ſie ſingen, die Unſeligen! — „Bin ich nicht froh? Daß Gott erbarm!“ ſagt Clemens Brentano in den luſtigen Muſikanten.

Ich beſchloß meine Wanderung durch dieſen Jammer mit einem Beſuche bei der Oberin. Man führte mich in ein einfaches, aber reinliches Zimmer, mit ziemlich dürftiger Ausſtattung; einige Lithographien, mehrere Ordensſtifter vorſtellend, und ein großes Kruzifix bildeten deſſen vorzüglichen Schmuck. Während ich hier wenige Augenblicke wartete, tönten von ferne die rauhen wilden Stimmen der „Unbezähmbaren“ zu mir herüber. Es war eine eigenthümliche Situation. Die Oberin war eine Frau in den mittlern Jahren, aus ihren Zügen ſprach vor Allem eine Feſtigkeit des Charakters, Umſicht, verſtändiger Blick und gereifte Erfahrung, ihre Unterhaltung und ihr freundliches, taktvolles Benehmen mit vieler Würde und großem Ernſte gepaart verriethen eine Frau von Welt und guten Formen, aber Alles veredelt und geheiligt durch den chriſtlichen Geiſt. Ihre Kongregation, deren Stifterin noch am Leben iſt, unter dem Namen der „Schweſter von Maria Joſeph“ iſt ausdrücklich zum Dienſte in den Gefängniſſen für laſterhafte und verwahrloſte Frauen gegründet worden, und die meiſten weiblichen Zentralgefängniſſe von Frankreich werden von ihrem Inſtitute geleitet.

Ich drückte der ehrwürdigen Oberin meine Hochachtung und Bewunderung aus für einen Orden, der vor ſolchen Großthaten heiliger Opferliebe nicht zurückbebt, der ſich einſchließt mit den Gefangenen in die Gefängniſſe, um hinter ſchwerem Schloß und Riegel, zwiſchen hohen,

finſtern Mauern, über die kaum ein Stück Himmel hereinſieht, in dumpfen, ſittlich verpeſteten Räumen mit dem Auswurfe der verderbten Städte ein ganzes langes Leben voll Mühe, Entſagung und Selbſtverläugnung hinzubringen bis der Tod ihnen Befreiung gewährt. „Und wir haben unter uns zarte, kaum ſiebenzehnjährige Jungfrauen“, ſetzte ſie beſtätigend hinzu, „aber betrachten Sie dieſes blühende Leben, die Friſche der Geſundheit auf ihren Wangen. Das bleibt freilich“, fuhr ſie fort mit einem Tone tiefer, heiliger Ueberzeugung, „den Ungläubigen ein Räthſel, aber der Glaube löst es uns. Das iſt die Macht des Glaubens, Alles hängt ab vom Glauben, Alles kommt darauf an, ob man glaubt, denn im Glauben vermögen wir Alles. Und ſo wandeln wir hier im Glauben unter dieſen armen, verlorenen Kindern wie in einem Garten voll Roſen.“

Das war das letzte Wort, was ich in St. Lazare hörte. Aber noch lange nachher tönte in meinem Innern dieſes Wort der Oberin nach: „Nous nous promenons ici comme dans un jardin de roses!“ „Und ſo wandern wir hier wie in einem Garten voll Roſen!“

16.

Raphaels Meisterwerke in Madrid.

Den größten Glanz verleihen der italienischen Galerie des Museums zu Madrid die herrlichen Werke Raphaels, deren sich hier fünf von des Meisters eigener Hand befinden; sodann noch fünf andere nach seinen Kartons ausgeführte, oder alte Kopien.

Das Altarblatt der hier sogenannten Jungfrau mit dem Fisch, „Virgen del Pez" gehören zu den herrlichsten Werken, welche der große Meister eigenhändig ausgeführt hat. Es ist eben so ausgezeichnet durch tiefe Empfindung des Ausdrucks, als der Schönheit in Formen und Zeichnung und der Harmonie des in großen Massen wirkenden Kolorits. Wir finden darin die ganze Reinheit und Gluth des jugendlichen Raphaels, verbunden mit dem großartigen Styl seiner gereiften Kunst. Nie hat er eine edlere Gestalt der Maria gebildet, als diese, welche in hoher Würde und im Bewußtsein, die Mutter des Heilandes zu sein, doch nur in ihm ihre Größe erkennt und demuthsvoll ihre schönen Augenwimpern niederschlägt. Keines seiner Christuskinder übertrifft dieses an Schönheit, natürlicher Grazie und im Ausdruck göttlicher Huld, womit es sich zu dem kleinen Tobias neigt, der aufs Einnehmendste von einem Engel empfohlen, mit der liebenswürdigsten Schüchternheit sich knieend zu ihm wendet. Einen herrlichen Gegensatz zu dieser naiven Liebenswürdigkeit bildet die hohe Würde des Kirchen-

vaters Hieronymus, der in einem Buche leſend, ſich kurz zuvor mit dem Chriſtkind über das Buch Tobiä, welches er zuerſt in's Lateiniſche überſetzte, ſcheint unterhalten zu haben und in welches das Chriſtkind, wie zum frommen Weitergeſpräch ſeine Aermchen gelegt hat. Die Harmonie des Kolorits von ergreifender Wirkung, iſt nicht durch gebrochene Töne bewirkt, ſondern, wie ſtets bei Raphael, durch eine gleichmäßige Anwendung der ſich zur Totalität ergänzenden drei Hauptfarben und ihrer reinen Miſchungen; dieſe ſind ſo mächtig und leuchtend, ſo einfach in großen Maſſen gehalten, daß die Farbenwirkung aller übrigen Gemälde, die dieſes umgeben ſo weit das Auge nur reichen kann, hierin kleinlich oder doch ſehr untergeordnet erſcheint. Bekannt iſt, daß Raphael dieſes Altarblatt für eine Kapelle der Dominikanerkirche zu Neapel malte, in welcher die dort häufigen Augenkranken ihre Gebete zum Himmel richten, wodurch denn auch die Darſtellung des kleinen Tobias mit dem Fiſch, womit er das Augenübel ſeines Vaters geheilt, ſeine Erklärung findet. Philipp der Vierte, König von Spanien, erwarb es 1656 für den Eskorial, wo es in der Lorenzenkirche aufgeſtellt wurde. Die Franzoſen brachten es mit noch vier andern des Meiſters nach Paris, wo es vom Holz auf Leinwand iſt übertragen und hergeſtellt worden. Nach dem Friedensſchluß von 1815 gelangte es, nachdem alle Arbeiten daran in Paris vollendet waren, im Jahr 1822 nach Madrid zurück. Es iſt im Ganzen in einem ſehr befriedigenden Zuſtande, nur das blaue Gewand der Maria ſcheint etwas gelitten zu haben.

Das Gemälde der Heimſuchung iſt ein an-

deres jener außerordentlichen Werke, welches wir in allen Haupttheilen von des Meisters eigener Hand müssen gefertigt glauben, denn nicht nur ist Zeichnung und Technik namentlich in der Figur der heiligen Elisabeth und auch in der Landschaft so geistreich meisterlich, ist die Färbung durchaus so leuchtend und doch milde, wie dieses nur durch Raphael selbst konnte geleistet werden. Unbeschreiblich ist der Ausdruck himmlischer Freudigkeit in Elisabeth bei der Begegnung der in Demuth verschämten Maria; wir treten bei ihnen wirklich in den Kreis verklärter Naturen, weßhalb auch Frau von Humboldt beim Anblick dieses und anderer Gemälde Raphaels in Escorial in die begeisterten Worte ausbrach: „Selig der Glückselige, dem ewig diese Bilder der Schönheit, diese Ideale erhöhter Menschheit vor der Seele schweben!“

Das dritte große Gemälde Raphaels im Museum ist die berühmte Kreuztragung, von Raphael für die Olivetanerkirche Santa Maria dello Spasimo zu Palermo gemalt, weßhalb gewöhnlich „Lo Spasimo di Sicilia“ genannt. Mancherlei Schicksale erfuhr dieses Altarblatt; schon gleich anfangs strandete das Schiff, auf dem es verladen war, aber fest in einer Kiste verpackt, schwamm es wohlbehalten bis nach Genua. Als dieses die Mönche in Palermo erfuhren, machten sie ihre Ansprüche geltend, aber erst durch eine Entscheidung des Papstes Leo des Zehnten gaben es die Genueser an die rechtmäßigen Eigenthümer heraus, König Philipp der Vierte ließ es aus der Kirche wegnehmen und gab dem Kloster eine jährliche Rente von tausend Skudi. Von den Franzosen im Jahr 1810 aus dem Escorial entwendet, wurde es in Paris von Holz auf Leinwand übertragen und als

man ſich des Beſitzes nicht mehr ſicher glaubte, um ſiebentauſend Pfund Sterling zum Kauf in London angeboten, aber um Aufſehen zu verhüten, unter dem Namen von Sebaſtian del Piombo, wodurch gerade die gewünſchte Abſicht vereitelt wurde. Nach dem Friedensſchluß von 1815 kam das Bild nach Spanien zurück. Das herrliche Werk iſt in allen Haupttheilen von Raphael eigenhändig ſorgfältig ausgeführt, ſelbſt die Landſchaft mit den leicht nach ſeiner Art hingeſetzten Figürchen. Alle Bewegungen und der Ausdruck der Köpfe ſind höchſt ergreifend durch Leben und geiſtreiche Ausführung; namentlich iſt der Adel des Schmerzes und des Mitleids im Ausdruck des Chriſtuskopfes im höchſten Grad bewunderungswürdig; eben ſo iſt es auch die Harmonie der Farben im tiefſten Ton; wie ſie entſprechend vertheilt ſind, und deren charakteriſtiſche Anwendung. Die Gewänder von Chriſtus und Maria ſind von mächtig blaugrauer Farbe, ihrem tiefen Schmerz angemeſſen, das der Magdalena voll glühender Liebe, hochroth und das der vor ihr knieenden Frau von ſattem lackroth; dieſer Maſſe entſprechend, hält das Rothe der Fahne das Gleichgewicht. Der ernſten mächtigen Färbung der Hauptfiguren, iſt die unruhige, helle des Henkers entgegengeſetzt, wodurch ſich deſſen Geſtalt entſchieden von dem ſchattigen Hintergrund abhebt. Was nun die Kompoſition ſelbſt betrifft, ſo iſt dieſe ſchon von Mengs als ein hohes Meiſterwerk gerühmt worden, da nicht nur der Hauptgegenſtand, das Leiden des unter der Laſt des Kreuzes erliegenden Heilandes und ſein in den Worten: „Weinet nicht um mich, ihr Töchter Jeruſalems, ſondern um euch und eure Kinder“ ausgeſprochenen Mitleid in

höchſter Liebe, ſo wie der tiefe Schmerz der Maria und der andern Weiber, ſondern auch der kräftige Beiſtand des Simon von Cyrene, die Rohheit des Henkers, endlich das Gedränge und das Vorſchreiten des Zugs durch die Reiter, in großen einfachen Zügen auf's Lebendigſte dargeſtellt ſind.

17.

Der Düſſeldorfer Verein zur Verbreitung religiöſer Bilder.

Der beſſere Theil der Düſſeldorfer Akademie hat ſich in beſonderer Weiſe um die heilige Kunſt verdient gemacht — wir meinen den Verein zur Verbreitung religiöſer Bilder. Es war ein preiswürdiger Gedanke, der einen Kreis edelgeſinnter, für chriſtliche Kunſt und Religioſität begeiſterter Männer antrieb, einen Verein zu dieſem Zweck zu gründen, den religiöſen Sinn des Volks durch erbauende, ächt chriſtliche Bilder zu beleben, insbeſondere aber dem unſeligen Treiben gewinnſüchtiger Spekulanten entgegen zu wirken, welche die Vorliebe frommer Katholiken für Heiligenbilder nur im eigenen ſchnöden Intereſſe ausbeuten und eine Menge Bilder unter das Volk zu bringen, von denen ſich nicht das Mindeſte für deſſen Erhebung und Erbauung erwarten läßt, die vielmehr nicht ſelten durch ihre grobe, ſinnlich reizende Darſtellungsweiſe das Heiligſte verunehren und den Sinn des Volkes verderben. Zum Gelingen dieſes frommen, die Ehre Gottes und die Erbauung der Gläu-

bigen anſtrebenden Unternehmens waren zwei Bedingungen unerläßlich, möglichſte Wohlfeilheit der Bilder und künſtleriſche Ausſtattung derſelben bei würdiger Behandlung des Gegenſtandes. Beiden Anforderungen Genüge zu leiſten, war Düſſeldorf der geeignetſte Ort; nicht nur daß es einen Kreis reichbegabter, durch religiöſen Sinn und frommen Eifer hervorragender Künſtler beſitzt, die dem Vereine ihre Mitwirkung zuſagten, namentlich von Schadow, Deger, Müller, Ittenbach und Settegaſt, findet ſich dort außer der mit der Akademie verbundenen Kupferdruckerei von Schulgen auch noch eine vortreffliche Kupferſtecherſchule unter der Leitung des durch Talent und religiöſe Geſinnung ausgezeichneten Profeſſor Keller. Und da es den edeln Gründern des Vereins vor Allem um die Ehre Gottes und die Verehrung ſeiner Heiligen zu thun iſt, ſo ſtellten ſie als erſte Bedingung, durchaus keinen materiellen Gewinn zu erzielen, ſondern den ganzen Ertrag zum Vortheile der Vereinsmitglieder zu verwenden. Auf ſolche Weiſe war es möglich, den jährlichen Beitrag der Mitglieder auf die mäßige Einlage von zwei Thalern zu ſtellen, wofür man z. B. in einem Jahre achtzig größere und kleinere Bilder erhielt. Der Verein bedient ſich hiebei des Stahlſtichs, welcher vor dem Kupferſtich den Vortheil hat, daß er faſt eine zehnfache Anzahl guter Abdrücke liefert, ohne deßhalb abgenutzt zu ſein. Im Jahre 1841 wurde der Verein gegründet und im darauffolgenden Jahre die erſte Lieferung ausgegeben, ſie enthielt ſechs Bilder in groß Quart und vierundfünfzig in Oktav; die Bilder ließen in techniſcher Beziehung nichts zu wünſchen übrig und erfreuten ſich des ungetheilten Beifalls aller

Kunſtkenner. Bei ſolcher Reichhaltigkeit und Güte der Lieferungen konnte es nicht fehlen, daß die Theilnahme am Vereine immer reger und lebendiger wurde und ſich in wenigen Jahren über das ganze katholiſche Europa verbreitete; ja ſelbſt viele Proteſtanten traten dem Vereine bei, lediglich in der Abſicht, eine Sammlung religiöſer Bilder von ächt künſtleriſchem Werthe zu erhalten. Von dem raſchen Gedeihen des Vereins kann man ſich am beſten einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß die zehnte Jahreslieferung fünfundneunzig Bilder in Quart-, Oktav-, Achtzehntel- und Zweiunddreißigſtelformat enthielt. Ueberdieß wurde bereits im Jahre 1843 von den Ueberſchüſſen ein großes Bild in Quart als Gratiszugabe an die Mitglieder verabreicht, ebenſo im Jahre 1848 und wiederum im Jahre 1854. Im Ganzen hat der Verein ſchon über zwei Millionen Exemplare ſeiner Bilder abgeſetzt. Sehr zu loben iſt es, daß ſpäter eingetretene Mitglieder einzelne Exemplare von frühern Lieferungen nachbeziehen können. Bei ſolchen Nachbeſtellungen werden die Bilder in Oktav den Mitgliedern um den geringen Preis von ſieben Pfenning abgegeben, die Bilder in Achtzehntel für den Preis von fünf Pfenning, die Bilder in Zweiunddreißigſtel für dreieinhalb Pfenning.

Die ſeither ausgegebenen Lieferungen enthalten manche der berühmteſten Kompoſitionen der alten niederdeutſchen, der italieniſchen und der neuern deutſchen Schulen.

Die ehrenvollſte Anerkennung wurde dem Vereine zu Theil durch Seine Heiligkeit den Papſt Pius den Neunten. Der Vorſtand hielt es nämlich für ſchicklich und pflichtgemäß, den heiligen Vater von der Exiſtenz und

Wirkſamkeit des Vereins in Kenntniß zu ſetzen und als treu gehorſame Kinder das fromme Werk ſeinem päpſtlichen Schutze zu empfehlen. Zu dem Ende überſandte der Vorſtand ſämmtliche bis dahin erſchienene Bilder in einem elegant gearbeiteten Prachtband an den heiligen Vater. Das Antwortſchreiben, das bald darauf eintraf, legt ein glänzendes Zeugniß von den Leiſtungen des Vereins ab; es heißt darin unter Anderem: „Wir haben mit nicht geringer Freude daraus erſehen, wie mehrere katholiſche Männer vor zwölf Jahren mit der größten Beharrlichkeit den Entſchluß gefaßt haben, in der Stadt Düſſeldorf einen Verein zu errichten, zu dem Zwecke, Heiligenbilder, welche von berühmten Malern verfertigt ſind, mit Sorgfalt in Stahl ſtechen zu laſſen und ſie für äußerſt billigen Preis zu verbreiten, um dadurch das chriſtliche Volk zur Gottesfurcht, Frömmigkeit und jeglicher Tugend immer mehr zu ermuntern und anzufeuern und jene verwerflichen Bilder, welche die Gemüther der Menſchen zum Böſen verleiten und ihre Herzen verderben, von ihnen zu entfernen. Und gar ſehr hat es uns gefreut, daß Euer Verein ſowohl vielfache Schwierigkeiten mit Gottes gnädiger Hülfe glücklich überwunden, als auch faſt unzählige Heiligenbilder nicht nur in Deutſchland, ſondern auch in Frankreich, Belgien, Großbritannien und andern Weltgegenden unter dem gläubigen Volke verbreitet hat“ u. ſ. w. — Die Theilnahme an dem Düſſeldorfer Vereine kann daher nicht genug empfohlen werden; abgeſehen davon, daß man hiedurch in den Beſitz der berühmteſten Kompoſitionen der alten und neuern Materſchulen gelangt, kann man durch Unterſtützung eines ſo frommen Unternehmens zugleich die

Ehre Gottes und ſeiner Heiligen befördern und macht ſich überdieß des apoſtoliſchen Segens theilhaftig, den der heilige Vater dem Vereine geſpendet.

Anmerkung. Um Mitglied des Vereins zu werden, hat man ſich entweder an den Hauptgeſchäftsträger desſelben, Herrn Rentner Walbroel zu wenden, oder an Rektor Baierle in Pempelfort, Direktor von Schadow, Kupferdruckereibeſitzer Schulgen, Profeſſor Keller, Regierungsrath Otto; ſämmtlich Mitglieder des Vorſtandes.

18.

Die ſpringende Prozeſſion in Echternach.

Wie früher die Abteikirche zu Echternach, Hauptort eines Kantons im Großherzogthum Luxemburg, am linken Ufer der Sauer, ſieben Stunden nordöſtlich von Luxemburg und vier und eine halbe Stunde ſüdweſtlich von Trier in einem fruchtbaren Thale gelegen, ſo wird jetzt die Pfarrkirche daſelbſt jährlich am Pfingſtdienſttage von der ſogenannten ſpringenden Prozeſſion (auch Prozeſſion der ſpringenden Heiligen genannt) beſucht.

Schon im dreizehnten Jahrhundert fanden häufige Wallfahrten zum Grabe des heiligen Willibrodus ſtatt, wie eine Bulle des Papſtes Innozenz des Vierten vom Jahre 1247 beweist, in welcher denjenigen, welche zu Pfingſten nach Echternach wallfahrten, um ihre Andacht am Grabe des Heiligen zu verrichten, ein Ablaß von vierzig Tagen bewilligt wurde. Damals wußte man noch nichts von einer ſpringenden Prozeſſion. Dieſe ſoll erſt

im vierzehnten Jahrhundert entſtanden ſein. Die Limburger Chronik erzählt, daß im Jahre 1374 eine ſonderbare Krankheit in den Erzſtiften Trier und Köln und in andern Theilen Deutſchlands geherrſcht habe. Man nannte dieſe Krankheit den St.Veitstanz, von einer dem heiligen Vitus gewidmeten Kapelle bei Ulm (Würtemberg), wohin viele Kranke zogen, um durch die Fürbitte dieſes Heiligen Geneſung zu finden. Dadurch kam man auf den Gedanken, zu gleichem Zwecke auch zum Grabe des St.Willibrodus nach Echternach zu wallfahrten. Weil die Muskeln der äußern Glieder der von dieſer Krankheit Befallenen in krampfhafte Bewegung geſetzt wurden, ja die Kranken unter Verdrehung der Glieder umherſprangen und wie Raſende mit einander tanzten und dann erſchöpft niederſanken, ſo glaubte man durch freiwilliges Springen und Tanzen und durch das damit verbundene Gebet der Krankheit zuvorzukommen. Daraus läßt ſich der Urſprung der ſpringenden oder tanzenden Prozeſſion herleiten. Ganz gewiß iſt es, daß ſie im ſechszehnten Jahrhundert ſtattfand, denn der Geſchichtsſchreiber dieſes Gegenſtandes, Dr. Michael Franz Joſeph Müller, Appellationsgerichtsrath in Trier (geſtorben 1848), hat noch ein Gemälde vom Jahr 1553 geſehen, worauf die Prozeſſion abgebildet war. Andere ſind der Meinung, die Prozeſſion zu Echternach ſei dadurch entſtanden, daß man bei einem allgemeinen Viehſterben in der Eifel und deren Umgegend, welches in einem Schwindel, wie die Drehkrankheit bei den Schafen, beſtand, ſeine Zuflucht zu dem heiligen Willibrodus genommen habe, und dieſes ſei die Veranlaſſung zu den Wallfahrten nach Echternach geweſen. Später lagen der

Wallfahrt wohl immer Gelöbniſſe der Einzelnen in ſonſtigen Krankheits- und Unglücksfällen in der Familie zu Grunde.

Die Prozeſſion ſtellte ſich ſtets am Pfingſtdienſttage an der Echternachbrücke auf und zog hinüber in die Stadt. Unter Begleitung von unzähligen Muſikbanden ſprangen die Pilger und Pilgerinnen ſtets reihenweiſe vier Schritte vorwärts und drei zurück, dann acht vorwärts und drei zurück u. ſ. w., ſo daß ſie alſo langſam vorwärts rückten.

Von der Brücke der Sauer aus bis zur Kirche hin dauerte die ſpringende Prozeſſion gewöhnlich zwei Stunden, und hatten die Pilger die Kirche erreicht, ſo warfen ſie ſich auf ihr Angeſicht betend nieder. Früherhin umzogen ſie auf die angegebene Art noch dreimal die Abteikirche, ehe ſie dieſelbe betraten. Beim Einzuge in die Kirche ſtellten ſich die Fahnenträger und Brudermeiſter unter den alten Kronleuchter, auf welchem zweiundſiebenzig Kerzen brannten. Dann begann das feierliche muſikaliſche Hochamt. Merkwürdig iſt, daß die Pfarrgenoſſen von Waxweiler bei der Prozeſſion immer Vorrang hatten; wodurch ſie dieſes Privilegium bekommen, weiß man nicht; ferner iſt bemerkenswerth, daß wenigſtens bis zum Jahre 1777 den Waxweilern und manchmal auch andern Wallfahrern Brod und Wein gereicht wurde. Dieſes geſchah aber nur am Haupttage, denn wenn ſpäter Prozeſſionen ankamen, welche aber auch nicht ſpringen durften, ſo bekamen ſolche keine Spendungen an Lebensmitteln. Dieſe letzteren Wallfahrer nannte man die Wiederfreſſer, wahrſcheinlich aus dem Grunde, weil auch ſie Speiſen in Anſpruch nehmen wollten, und ſich das Sprichwort bildete: „Sind wieder Freſſer da!“

Uebrigens geſchah der Tanz der eigentlichen Springprozeſſion nach einer beſondern Melodie. Natürlich entſtanden bei dieſen Wallfahrten viele Mißbräuche, weßhalb der letzte trieriſche Erzbiſchof und Churfürſt Clemens Wenzeslaus die Mißbräuche, durch welche die Prozeſſion zu Echternach verunſtaltet worden, durch eine Verordnung vom 18. Dezember 1777 förmlich unterſagte. Das Motiv dazu war das Tag- und Nachtſchwärmen in den Wirthshäuſern, Betrunkenheit, Streit, Tumult und andere Exzeſſe. Auf Befehl der Kaiſerin Maria Thereſia vom 6. Dezember 1777 machte der Provinzialrath von Luxemburg dieſe Verordnung unter dem 11. April 1778 bekannt. In den Dekanaten Bitburg und Merſch und in der Pfarrkirche zu Waxweiler wurde dieſelbe noch ganz beſonders veröffentlicht. Seit dem Jahre 1778 unterblieb nun das Tanzen bei der Prozeſſion zu Echternach. Als Kaiſer Joſeph der Zweite durch ein Edikt vom 12. Februar 1790 die früher von ihm verbotene Prozeſſion wieder geſtattete, fand auch nach einer kurzen Zeit und Unterbrechung die Tanzprozeſſion am Pfingſtdienſttage im Jahre 1790 wieder ſtatt, bis die Franzoſen ſie gänzlich verboten. 1802 erneuerte man den alten Gebrauch, indem in dieſem Jahre wieder zweitauſendneunhundertachtundſiebzig Tänzer und vierundſiebzig Muſikanten in Echternach einzogen und ſo dauerte es in den folgenden Jahren ähnlicherweiſe fort. 1812 nahmen zwölftauſendſechshundertachtundſiebenzig Perſonen an der Prozeſſion Theil, und noch jetzt zählt man jedes Jahr viele Tauſend, in den letzten Jahren achttauſend Pilger aus dem Luxemburgiſchen, der Eifel, von der Moſel, der Saar, dem Hochwalde und noch weiter her.

Zum Schluſſe ſei noch erwähnt, daß auch ehemals zu Prüm in der Eifel am Himmelfahrtstage eine ſpringende Prozeſſion, gleich der zu Echternach, ſtattfand. Der Chroniſt Otler erzählt ein Wunder, welches ſich bei dieſer Prozeſſion im Jahre 1316 ereignet haben ſoll. Dieſes beweist wenigſtens, daß die Prozeſſion ſchon im vierzehnten Jahrhundert beſtand. So wie bei der Prozeſſion am dritten Pfingſttage zu Echternach, hatte die Pfarrei Waxweiler auch bei der zu Prüm am Himmelfahrtstage den Vorrang und Vortanz. Die Prozeſſion veranlaßte auch zu Prüm einen großen Zulauf des Volkes und brachte beſonders den Gaſt- und Schenkwirthen bedeutende Einnahme. Schon etwas früher als Clemens Wenzeslaus die Echternacher Prozeſſion unterſagte, hatte derſelbe eine Verfügung vom 24. November 1777 die Prümer Himmelfahrtsprozeſſion unterſagt.

19.

Bilder aus der ehemaligen Jeſuitenmiſſion Chiquitos in Südamerika. *

Die Jeſuiten, welche nach Südamerika kamen, waren im Allgemeinen Männer im wahren Sinne des Worts, Leute von weitumfaſſenden Kenntniſſen, von ausdauernder Beharrlichkeit, von hohem Muth und beſeelt von

* Aus dem Berichte des Moritz Bach, eines wahrheitsliebenden Proteſtanten, der ſelbſt viel Jahre in Chiquitos lebte.

einem Geiſte, deſſen Wahlſpruch Siegen oder Sterben war. Für ſolche Menſchen iſt nichts unmöglich. Viele von ihnen verloren das Leben; aber andere ſtürzten ſich mit verdoppeltem Muth in die Wildniß unter Tiger, unter giftige Schlangen, unter Wilde und Menſchenfreſſer (dieß iſt keine Uebertreibung) und ſetzten ſich ſtandhaft den Gefahren eines ungeſunden Klima's, furchtbarer Ueberſchwemmungen, einer Anzahl giftiger Inſekten und des Hungers und Durſtes aus. In weniger als drei Jahrhunderten ſchickte die Geſellſchaft Jeſu an zwölftauſend Miſſionäre, von welchen mehr denn tauſend in den Wildniſſen um's Leben kamen.

Ein Miſſionär erfuhr, daß in einem gewiſſen Walde eine Horde wilder Indianer hauſe. Er nahm ſeine Alforjas auf die Schulter, d. h. einen eigentlich für das Reitpferd beſtimmten Zwergſack, in welchem ſich einige Lebensmittel, etwas Arzenei, einige zu Geſchenken dienende Kleinigkeiten, wie Glasperlen, Taſchentücher u. dergl., das Brevier und manchmal eine Flöte oder ſtatt derſelben oben aufgebunden eine Geige befanden. Den Stock in der einen Hand, das Kruzifix in der andern haltend und damit allein ausgerüſtet, ohne Feuergewehr, Schwert oder Dolch, marſchirte der rüſtige Streiter Gottes in Wüſteneien, welche bis dahin noch kein Europäer betreten hatte. Gewöhnlich machte er dieſe Wanderung allein, manchmal aber war er von einem auf gleiche Weiſe ausgerüſteten Bruder Jeſuiten begleitet. Nach vielen Drangſalen traf er auf die Indianerhorde, welche gewöhnlich aus Menſchen beſtand, die von Tigern, Affen und Schlangen ſich nur durch die Geſtalt unterſchieden. Der Miſſionär hatte von dieſem Moment an

eine der gefährlichſten und ſchwierigſten Aufgaben zu löſen, betrat aber den ſo äußerſt ſchlüpfrigen Weg als der kräftigſte, gewandteſte Fußgänger. Er war die Höflichkeit ſelbſt, ſeine Geſichtszüge drückten die größte Freude aus, er machte tiefe ehrfurchtsvolle Verbeugungen, und wußte dabei mit dem den Jeſuiten eigenen Scharfblick in kurzer Zeit die bei dieſer Horde gebräuchlichen Höflichkeitsbezeugungen zu erforſchen. Mit eben demſelben Scharfblick erkannte er bald diejenigen unter den Indianern, welche überwiegenden Eindruck auf die Horde hatten. Nun grüßte er nach einheimiſcher Sitte, ſchmückte Haupt und Hals der Häuptlinge mit Glasperlen u. dergl. m., fing an, mit den Kindern zu ſpielen und gab ihnen Einiges von ſeinen ſpärlichen Lebensmitteln, lachte, ſang und ließ ſeine Flöte oder Geige ertönen. Manchmal war ſchon dieſer Anfang ſeiner Wirkſamkeit für den Miſſionär verderblich, und ſeine Freundlichkeiten wurden mit dem Tode belohnt. Gewöhnlich jedoch fand jenes Verfahren des Jeſuiten eine günſtige Aufnahme und dann war das Spiel ſchon halb, wenn nicht ganz gewonnen.

Die Indianer waren durch die Erſcheinung eines Jeſuiten gewiß im höchſten Grade überraſcht und wußten ſicher nicht, was ſie aus einem Menſchen machen ſollten, welcher allein und unbewaffnet zu ihnen kam, ſogleich ihre Begrüßungs- und Höflichkeitsformen inne hatte, alle ihre Manieren alsbald nachahmte und ihnen Geſchenke gab. Und welche Wirkung müſſen erſt die Töne der Flöte oder Violine auf ſie gemacht haben!

War eine ſolche Indianerhorde einigermaßen bezähmt und dem Namen nach chriſtlich geworden, ſo machten die Miſſionäre ſich jetzt neben ihren Bemühungen um eine

anfangende Ziviliſirung der Indianer, zu ihrer wichtigſten Aufgabe, die Sprache und die Sitten derſelben auf das genaueſte zu ſtudiren. Bald nach der Taufe kamen Ladungen von allen möglichen Werkzeugen, Kleidungen, Zierathen und Bequemlichkeiten, welche unter die Neophiten mit der größten Verſchwendung vertheilt wurden. Nun wurde angefangen, Häuſer zu bauen, zu ſäen und zu pflanzen und die Indianerhorde in der Zucht von Kühen, Pferden, Schafen, Ziegen, Schweinen, Hühnern u. ſ. w. unterrichtet. Dabei aber wurden die Neubekehrten ſo wenig als möglich mit Arbeiten beſchwert, und mehrere Male ließ man Schaaren von bereits ziviliſirten Indianern herbeikommen, um in der neu zu errichtenden Miſſion zu helfen. Jetzt auch und erſt jetzt wurde bei den Indianern der chriſtlichen Religion Erwähnung gethan: der Miſſionär gab ihnen einige Nachrichten über die Dreieinigkeit, die Mutter Gottes und die Heiligen; er errichtete eine Kapelle und führte die heilige Meſſe, etwas Predigen und Beten ein. Der alte Gottesdienſt wurde dabei mit der größten Schonung nach und nach abgeſchafft. Langſamen Schrittes, aber ununterbrochen gingen die Arbeiten einer neuen Miſſion ihrem Ziele entgegen. Nach und nach, ſo daß man es kaum merkte und nachher nicht wußte, wie dieß zugegangen war, verſchwand die heidniſche Landesreligion und Chriſtus herrſchte endlich einzig und allein bei deren ſeitherigen Bekennern. Wer die trotzige Hartnäckigkeit und den beinahe viehiſchen Zuſtand kennt, die den ganz wilden Stämmen Südamerika's eigen ſind, der wird dieſes Verfahren der Jeſuiten als das zweckmäßigſte loben. Waren auch alle ihre Mittel fein und klug, ſo

ſind ſie doch unumgänglich nöthig geweſen, um die Bekehrung und Ziviliſirung der Indianer zu bewirken. Wie ganz anders verfuhren ſo viele chriſtliche und unchriſtliche Nationen, welche mit Feuer und Schwert die Wilden bekehrten! Die Waffen der Jeſuitenmiſſionäre waren Freundlichkeit, Geſchenke, Ueberredungskunſt, Klugheit, Muth und Beharrlichkeit. Bedenken wir, was wilde Nationen in Südamerika ſind, und bedenken wir die dort den Bekehrern drohenden Gefahren durch das Klima, die Ueberſchwemmungen und Sümpfe, die Wälder, die Raubthiere und die vielen giftigen Thiere, ſo werden wir bekennen müſſen: es waren herrliche Männer dieſe Jeſuitenmiſſionäre; es waren große, rühmliche und ſegensreiche Thaten, welche ſie vollbrachten, und durch die ſie alle Thaten eines Cortez, eines Pizarro und ſo vieler geprieſenen Helden des alten und neuen Kontinents weit übertrafen; alle dieſe Helden walteten zerſtörend, die Jeſuiten und Miſſionäre dagegen bauten auf; jene nahmen das Leben, dieſe gaben es. Ich kann die Selbſtverläugnung und Aufopferung nicht genug bewundern, welche dieſe Bekehrer mit faſt übermenſchlichem Muthe beſeelte. Wie viele von ihnen verloren in den Wildniſſen von Chiquitos ihr Leben auf gewaltſame Weiſe! In der Nähe des Dorfes Concepcion, an dem Ufer des gleichnamigen See's wurde einſt ein Jeſuit von den Wilden erſchoſſen. Des Nachts kehrten dieſelben von der Stätte zurück und fanden den Getödteten in einer knieenden Stellung und mit gefalteten Händen, dem Anſcheine nach betend. Die Legende erzählt, daß feurige Strahlen aus ſeinen Wunden hervorgeſchoſſen ſeien, daß die Indianer hierdurch erſchreckt, eine Botſchaft an den

nächſten Jeſuiten geſandt hätten und daß auf dieſe Weiſe ein ganzer Indianerſtamm, welcher ſpäter von den Jeſuiten ſtets für einen der ſanftmüthigſten erklärt ward, mit den Aeußerungen der tiefſten Reue zum Chriſtenthum übergetreten ſei. In der Sakriſtei der Kirche von Concepcion befindet ſich noch ein altes Gemälde, auf welchem jenes Ereigniß abgebildet iſt. Ich will durch die Erzählung dieſes Vorfalls nur zeigen, daß dieſe Miſſionäre Menſchen waren, die dem Tode furchtlos ins Auge blickten und daß durch jene Bluttaufe zweitauſendſechshundert Wilde zu Menſchen umgeſchaffen wurden.

Durch Wildniſſe drang ich in die Provinz Chiquitos ein, und wie durch einen Zauberſchlag ſah ich plötzlich Prachtgebäude vor mir erſcheinen. Ueberraſcht und ſtaunend frug ich mich ſelbſt: „Wo biſt du? im Innern von Südamerika? in dem weiten einſamen Lande, zu welchem kaum einige Wege führen, und das fern liegt von den Wohnſitzen der Kultur und des geſitteten Lebens?“ — „Obras de los Jesuitas (Werke der Jeſuiten)!“ rief mir mein Gefährte zu. Dieſe Worte brachten mich wieder zu mir, und ich faltete die Hände und betete ein ſtilles Vaterunſer für die Abgeſchiedenen. Jedes von den Jeſuiten gegründete Dorf wurde in Quartiere eingetheilt, weil oft zwei, drei bis ſechs verſchiedene Völkerſchaften in einem Dorfe wohnten; und jedes Quartier wurde nach dem Namen ſeiner Völkerſchaft benannt. Jedes Dorf war in regelmäßige Quadrate abgetheilt, welche von geraden und breiten Straßen durchſchnitten wurden. In dem Mittelpunkt des Dorfes wurde ein großer viereckiger Platz angelegt, in deſſen Mitte ebenſo

wie da, wo zwei Straßen ſich durchkreuzen, ein hohes Kreuz errichtet wurde. Auf dieſem Platze wurden die Kirche, das Kollegio, das Hoſpital und die Häuſer der Alkalden erbaut. In Chiquitos hatte jede Familie ein beſonderes Haus und dieſes beſtand aus einem Zimmer und einem Schlafgemach und hatte ein Strohdach; in Majos dagegen wohnten mehrere Familien in Einem Hauſe zuſammen.

Jedes Dorf hatte außer den zum Kollegio gehörenden Gärten noch ſechs bis acht andere, welche gleich jenen alle Arten von Obſtbäumen, Küchengewächſe, Färbepflanzen und Arzneikräuter enthielten, und jeder Garten hatte ſeinen beſondern Gärtner, ſo wie das Federvieh des Ortes ſeinen beſondern Aufſeher hatte: es waren dieß gewöhnlich alte Indianer. Nahe beim Dorfe befanden ſich die Kalk-, Ziegel- und Backſteinbrennereien, die Gerberei und der Sägeplatz.

Die Kirche und das Kollegio, welche, wie geſagt, auf dem freien Platze des Dorfes erbaut wurden, ſind mit Mauern umgeben. Der Haupteingang in das Kollegio iſt auf der Seite des Platzes und befindet ſich manchmal unter dem Kirchthurm. Man gelangt durch denſelben in einen großen Hof, in deſſen Mitte ſich ein hohes Kreuz oder ein Sonnenquadrant befindet, welcher dagegen in dem Kollegio einiger Dörfer im zweiten Hofe aufgeſtellt iſt. Rings um den erſten Hof laufen Korridore, welche mit Geländer verſehen ſind; und auf der einen Seite des Hofes ſind die Zimmer und Säle des Kollegio, auf der andern ſteht die Kirche, ſo daß man bei Regenwetter, ohne naß zu werden, aus den Zimmern in die Meſſe gehen kann.

Was die Bauart betrifft, so zeigen schon die Worte Obras de los Jesuitas deutlich an, daß Alles symmetrisch und dauerhaft gebaut ist, gebaut für eine Ewigkeit. Die Jesuiten, welche nie an eine dereinstige Vertreibung dachten, arbeiteten mit der Liebe, welche jeden beseelt, der für sich und seine Nachkommen baut.

Die Kirche, jedesmal ein Meisterwerk für eine Mission sowohl in Betreff der Bauart als der Skulptur und Malerei ist erhaben und groß. Sie hat fünf Eingänge. Die Hauptthür derselben ist nach dem Platze des Dorfes hin und mit einem Korridor und Geländer umgeben; durch sie geht das weibliche Geschlecht in die Kirche. Die zweite Thür, durch welche alle Männer eintreten, verbindet das Innere der Kirche mit dem ersten Hofe des Kollegio. Die dritte Thür liegt der zweiten gegenüber und führt auf den an die Kirche stoßenden Friedhof. Der vierte Eingang befindet sich wieder am ersten Hofe und ist für die Musiker und Sänger bestimmt, welche durch ihn vermittelst einer Treppe auf das Chor gelangen. Der fünfte endlich führt aus eben demselben Hofe in die Sakristei und dient für alle bei der Sakristei Bediensteten. Jede Kirche der Jesuitenmission Chiquitos hat zwei Reihen Säulen, theils zur Zierde, theils um das Dachwerk zu stützen. Wenn man durch den Haupteingang in die Kirche tritt, so sieht man links das Baptisterio (die Taufkapelle), zu beiden Seiten die Beichtstühle und in der Mitte an einer Säule die Kanzel und an den Seiten die Nebenaltäre. Das Presbyterio war stets überaus reich verziert, ebenso der Hauptaltar. Auf die Nische, in welcher das Allerheiligste aufbewahrt wird, fällt das Tageslicht, was einen schönen

Effekt hervorbringt. Ebenſo verhält es ſich mit dem Hauptaltar, auf welchen, wenn die Sonne aufgeht, die erſten Strahlen derſelben, gerade durch den Haupteingang hindurch, fallen, ſo daß der am Altare ſtehende Geiſtliche in einer goldenen Glorie, in einer Art von Roſenlicht ſtrahlt: eine äußerſt glückliche Idee, welche ebenfalls eine große und tiefe Wirkung hervorbringt. Stühle und Bänke finden ſich in der Kirche nur nahe am Presbyterio für die Angeſtellten.

Neben der Kirche liegt der Friedhof; denn die Jeſuiten ließen die Todten nie in der Kirche ſelbſt begraben. Er war ein großer, ſchöner Garten, von hohen Palmen beſchattet und mit wohlriechenden Blumen bepflanzt, und in der Mitte ſtand ein hohes Kreuz. Wenn eine Leiche der Erde zurückgegeben war, wurde das ſehr tiefe Grab zugeſchütter und dann mit einem Stampfer dem übrigen Boden gleich geebnet, ſo daß der ganze Friedhof ſtets wie eine blumige Ebene ausſah.

Der Kirchthurm, welcher ſich gewöhnlich auf der einen Seite befand, war von ſchöner Bauart. Die Glocken, welche alle in der Miſſion gegoſſen wurden, ſind von ſchönem Klange und von allen Größen, und in jedem Thurm befinden ſich je ſechs bis zwölf. Der Glöckner, in deſſen Hände alle Stränge zuſammenlaufen, läutet alle Glocken zu gleicher Zeit, ſo daß halb ein Geläute, halb ein Glockenſpiel entſteht.

Auf der andern Seite der Kirche iſt die Miſericordia angebaut. Neben dieſer Kapelle, in welche die Todten hingelegt werden, und von wo der Geiſtliche ſie nach der Kirche abholt, iſt die Bet-, Sing- und Muſikſchule. Die Wege und Brücken waren unter den Jeſuiten ſtets

im beſten Zuſtande, eben ſo die Ramanda's, d. h. die an den Wegen für die Reiſenden erbauten offenen Häuſer, von welchen mehrere mit Ziegel bedeckt waren. — Uebrigens bemerke ich gelegentlich, daß wenn ein Jeſuit verreiste, ſeine erſte Tagreiſe nicht weiter ging als aus ſeinem Zimmer in den Hof. Hier ließ er ſich nieder, kochte und ſchlief wie in einer Ramada oder auf freiem Felde, und erſt am zweiten Tage reiste er aus dem Kollegio und Dorfe weiter: eine kluge Einrichtung, denn hatte er etwas vergeſſen, ſo ward er dieß am erſten Tag gewahr und konnte es ſich noch herbeiſchaffen.

Das Chriſtenthum mit ſeinen Gebräuchen und Feſten war auf das Engſte in das Leben des Indianers verwebt. Des Morgens früh um vier Uhr fing der Vater der Familie oder ſtatt ſeiner der Aelteſte derſelben, in ſeiner Hamaka liegend, an zu beten, und zwar gewöhnlich das Vaterunſer, das Ave Maria oder das Credo, und alle im Zimmer Gegenwärtigen wiederholten das von ihm geſprochene Gebet; dann wurde geſungen; bei dieſem Gebet und Geſang aber blieben Alle in der Hamaka liegen. Hierauf war die nächſte religiöſe Beſchäftigung die heilige Meſſe, der ſich Niemand entziehen durfte. Uebrigens wurde dieſe ohne Ausnahme tagtäglich vor Sonnenaufgang gehalten, ſo daß ſie der Arbeitszeit keinen Eintrag that. Nachmittags um vier Uhr war der Roſenkranz in der Kirche, gewöhnlich für die alten Leute und die Kinder, die im Dorfe anweſend waren. Nach Sonnenuntergang war die doctrina, und zwar an der Hauptthür der Kirche für die Knaben und um das große

Kreuz auf dem Platze für die Mädchen; die Verheiratheten waren hiervon frei; alsdann wurde mit Musikbegleitung gesungen. Um acht Uhr Abends kamen die Vorsänger und die gesammte Musik um das große Kreuz zusammen, und alle Familien versammelten sich in den Korridoren rings um den Platz. Mit Lichtern oder Laternen in den Händen knieeten Alle nieder, und nun fing mit dem letzten Schlage der Glocke die Musik zu spielen an, die Vorsänger begannen den Gesang, und das ganze Dorf stimmte mit ein. Dieser schöne Abendgottesdienst besteht leider! von allen Dörfern nur noch in San Jose, und auch hier nur noch in einer höchst nachlässigen Weise; allein dessenungeachtet macht derselbe noch immer eine tiefe ergreifende Wirkung. Die Macht der Musik an und für sich selbst, die herzergreifenden Melodien, welche noch von den Jesuiten herstammen, die vollkommene Taktmäßigkeit der Indianer im Singen, die mondhelle Nacht, die ringsumstehenden erleuchteten Korridore, welche wie ein magischer Lichtkreis aussehen, das weißgekleidete, auf den Knieen liegende Volk, die weißen Mauern und Thürme, welche wie Gespenster emporragen, und im Hintergrund die dunkeln Berge — Alles dieß zusammen macht einen außerordentlich tiefen Eindruck und erweckt gewaltig tiefergreifende Ideen von stets trauriger oder schwermüthiger Art, vor Allem den Gedanken an „das Vergängliche aller Herrlichkeiten des Lebens, das Entfliehen des Traumbildes eitler Nacht und das Versinken alles Irdischen in öde Nacht.“

In dieser Weise ward Tag für Tag in festgesetzten Stunden dem religiösen Bedürfnisse Genüge geleistet. In Majos herrscht bei den Indianern noch jetzt der

Gebrauch, daß, während ſie auf dem Felde arbeiten oder auf einer Reiſe begriffen ſind, zu beſtimmten Stunden beten und ſingen.

Was das Sterbeſakrament betrifft, ſo wurde die heilige Hoſtie (**nuestro amo**) mit großem Gepränge in das Haus des Kranken gebracht, nämlich unter Glockengeläute, mit Muſik, Geſang und großem Gefolge. Und ebenſo geſchieht es auch noch heutzutage zum großen Unterſchied von ſo vielen andern katholiſchen Ländern, in denen ich unzählige Male den Prieſter mit der letzten, geiſtlichen Labung ganz allein zu dem Sterbenden wandeln ſah.

In Bezug auf den kirchlichen Gottesdienſt verſteht es ſich von ſelbſt, daß die Jeſuiten bei Religionsfeſten einen ſehr bedeutenden Aufwand machten, und daß ſie eine große Menge koſtbarer Kirchengeräthe von Gold und Silber, reiche Meßgewänder u. dergl. m. hatten. Als eines der weſentlichſten Erforderniſſe ward auch hierbei die Muſik angeſehen, beſonders der Geſang. Auf dem Chor der Kirche ſtanden ſtets an zwanzig, bei großen Feſten aber noch mehr Sänger, jeder mit ſeinem Notenblatt in der Hand, und an ihrer Spitze der Meiſter, der mit einem, durch ein rothes Fähnchen gezierten Stabe den Takt angab. Am Schluſſe jeder Meſſe ſang die geſammte Gemeinde, und wir haben ſchon gezeigt, daß dieſer Geſang, auch bei den zahlreichſten Verſammlung, ſich ſtets durch die größte Reinheit und Taktmäßigkeit auszeichnete. Die Feſte der Indianer waren insgeſammt kirchliche, die ſich daran anſchließenden Unterhaltungen aber waren weltliche und mitunter wahre Spektakelſtücke. Das Hauptfeſt des ganzen Jahres war

das des Patrons oder der Patronin des Dorfes und dauerte drei Tage. Außerdem wurden auch alle anderen hohen Feste der Kirche gefeiert.

Die jesuitischen Missionen Paraguay, Majos und Chiquitos standen in voller Blüthe und hatten da, wo früher nur Wildniß war, so zu sagen einen schönen fruchtreichen Garten gebildet, als plötzlich eine furchtbare Schlange erschien und mit einem Schlage ihres Schweifes die Mauer des blühenden Gartens stürzte und denselben verwüstete. Einige Missionäre, welche ihr zuerst begegneten, wurden getödtet, anderen gelang es, nachdem sie ihr Gold und Silber vergraben hatten, zu entfliehen; einige Wenige setzten sich vergeblich zur Wehre. Der blühende Garten ward in kurzer Zeit eine Einöde, und die ihn bewohnenden Menschen, welche von den Missionären entwildert worden waren, entflohen theils in die Wälder, theils wurden sie durch den giftigen Odem jenes Ungethüms ihrer Sinne beraubt. Die Missionäre wurden vertrieben und die Missionen blieben stille stehen und wurden unnütz wie eine Uhr, die nicht mehr aufgezogen wird. So verschwand das Riesengebäude der neueren Zeit und das achte Weltwunder der neueren Geschichte, der Jesuitenorden, aus dem Leben und nur die Trümmer dieses Baues in den Wäldern von Südamerika stehen noch dem sinnenden Wanderer vor Augen.

Die Missionen kamen nun unter die direkte Gewalt der weltlichen Regierung, und regulirte und unregulirte Geistliche wurden in den Dörfern eingesetzt. Anfangs herrschten diese unter einem Gouverneur, dem sie unter-

geben waren, uneingeſchränkt in den Dörfern; allein bald erhielt jedes Dorf einen Adminiſtrator, welcher über alles Weltliche zu gebieten hatte und daher auch den Pfarrer und deſſen geiſtliche Thätigkeit unter ſeine Obhut nahm. So erhielten die Miſſionen an der Stelle der verſtorbenen Mutter eine Stiefmutter, und an verwaister Stätte ſchaltete dieſe liebeleer.

Wie gern hätten die nunmehrigen Gebieter von Chiquitos alle Geſetze und Anordnungen der Jeſuiten über den Haufen geworfen! Allein das ging nicht: Gott hatte ihnen zwar das Amt, aber nicht den Verſtand gegeben, und nothgedrungen mußten ſie Alles, was ſie vorfanden, beibehalten. Natürlich konnte es ihnen nicht, wie einſt den Jeſuiten gelingen, mit Glück zu walten. Die Kinder des Hauſes, welche gewohnt waren, von der Mutter für mäßige Arbeit einen vollen Tiſch, gute Kleider und fröhliche Erholungsſtunden zu erhalten, machten ſchiefe Geſichter, als die Stiefmutter ſie in Lumpen einhergehen ließ, ihnen kärgliche Nahrung reichte, die Arbeit übermäßig und die Stunden der Freude ſelten machte und ihnen die gewohnten Geſchenke vorenthielt. Nun gab es natürlich Händel zwiſchen der Stiefmutter und den Kindern, dieſe ballten die Fäuſte, jene aber griff zum Stocke und prügelte ſie. Da fügte ſich ein Theil der Letzteren, andere aber entflohen in die Wildniß. Doch waren die Indianer der Miſſion ſo ſehr an Gehorſam gewöhnt, daß kaum die Hälfte derſelben dieſer harten Zucht entlief. Der größere Theil blieb daheim, duldend und ſchweigend, aber ſtets mit derſelben Zuverſicht an die Rückkehr der Jeſuiten glaubend, wie die Juden auf den Meſſias und die Portugieſen auf die Rückkehr

ihres Königs Sebaſtian hofften. Hatten ihnen ja doch die ſcheidenden Jeſuiten ſelbſt das mit Freuden aufgenommene Wort: „Kinder wir kommen wieder!“ zugerufen; denn dieſe glaubten damals ſelbſt an ihre Wiederkehr, meinend, der Sturm werde ſich bald legen und die Sonne wieder ſcheinen.

Die Jeſuiten — los padres Jesuitas oder los santos padres (die heiligen Väter), wie ſie heutzutage bei den Indianern heißen — leben noch unbefleckt und mit Ehrfurcht genannt im Andenken der Indianer von Chiquitos. Wenn z. B. ein Mann oder eine Frau von hohem Alter von den sontos padres zu erzählen anfängt, ſo verſtummt eine ganze Verſammlung und Alles hört ihnen ehrfurchtsvoll zu. Die Worte „dieſer oder jener kannte die heiligen Väter, wurde von ihnen erzogen und bediente ſie“, haben bei den Indianern eben dieſelbe Bedeutung, als anderwärts ein Ordensband oder eine Medaille. In den Kirchen bewahren die Sakriſtane noch Reſte von Kreuzen, Fetzen und Gewändern, Stückchen Holz oder Metall und andere aus den Zeiten der Miſſionäre herrührende Dinge, gleich Reliquien, mit einer Sorgfalt und Ehrfurcht auf, die an Schwärmerei grenzen. Dieſe Reliquien ſind in eine Unzahl von Papieren und Lappen eingewickelt und werden in den Ecken der beſten Schubladen aufbewahrt.

Das heutige Chiquitos erinnert noch durch Vieles an die Zeit der Miſſionäre, und der größte Theil der Gebräuche der damaligen Indianer hat ſich bis zum heutigen Tage erhalten, ſo daß alles oben darüber Berichtete auch für die gegenwärtige Zeit gilt; allein Alles iſt aus den Fugen geriſſen und ſo zerfetzt, zerſtückelt

und verrenkt, daß man beim Anblick desſelben, wie einſt Petrus, hinausgehen und bitterlich weinen möchte. Die für Chiquitos erlaſſenen Dekrete der jetzigen Regierung vermögen dieſe Zerrüttung nicht aufzuheben. Das Mark des Baumes iſt verdorrt, was helfen da gemalte Blätter!

Nun zum Schluſſe noch ein Wort über das Schickſal der jeſuitiſchen Bibliotheken in Chiquitos! Es erging dieſen herrlichen Sammlungen ebenſo, wie der berühmten Alexandriniſchen Bibliothek. Kein Omar und keine Wilden vernichteten dieſelben, ſondern es waren Chriſten, welche dieß thaten. Sie machten aus einem großen Theile der jeſuitiſchen Schriften Patronen oder gebrauchten ſie zum Bisquitbacken und zu Laternen; und es ging mir wie dem Geſchichtſchreiber Droſius, welcher in Alexandria nur noch die leeren Schränke jener Bibliothek ſah. Doch war ich etwas glücklicher als er; denn Einiges fand ich noch in den Winkeln der Sakriſteien und den Zimmern der Pfarrer und Adminiſtratores. Dieſer Ueberreſt konnte ich jedoch nur nach einem Kampfe mit Ratten, Mäuſen, Motten, Ameiſen, Skorpionen, Spinnen und Tauſendfüßen erlangen, und er war von dieſen Feinden ſo ſehr verheert, daß ich nach aller angewandten Mühe nur zerfetzte Bücher, zernagte Manuſkriptbände und einzelne loſe Blätter beſaß. Die von mir aufgefundenen Reſte beſtanden in Bruchſtücken von Büchern in allen Sprachen, vorzüglich in Italieniſch, Deutſch, Franzöſiſch, Engliſch, Holländiſch, Spaniſch, Portugieſiſch, Lateiniſch, Griechiſch und Hebräiſch.

Ein Beweis der kleinlichen Rachſucht der Nach-

folger der Jeſuiten iſt, daß man manchmal die Blätter herausgeriſſen findet, auf welche ein Miſſionär Etwas geſchrieben hatte, oder auch, daß in gedruckten Büchern einzelne Blätter ganz oder zur Hälfte fehlen, was auf ein Lob des Ordens oder auf irgend eine Auskunft zu ſeinen Gunſten zurückſchließen läßt. O dieſe Elenden! Jene Miſſionäre werden unſterblich ſein, während ihre Feinde und Verläumder mit ihren Namen und Thaten in der Nacht der Vergeſſenheit begraben ſind!

Der langen Rede kurzer Sinn iſt: daß die Vertreibung der Jeſuiten ein außerordentlich großes Unglück für Südamerika war, daß dadurch eine im Innern desſelben entſtandene ſchöne Blüthe der Kultur vernichtet war, daß in Folge dieſer Vertreibuug Hunderttauſende von Indianern unziviliſirt und unbekehrt in den Wildniſſen blieben und wer weiß wie lange noch bleiben werden! Hätten die Miſſionen fortgedauert, ſo wären in der kurzen Zeit eines Jahrhunderts alle Stämme des Gran Chaco und ebenſo alle um die übrigen Miſſionen wohnenden Indianer entwildert worden.

20.

Methodiſtiſche Verzückungen.

Der Reiſende Buſch gibt eine Schilderung wahrhaft dämoniſcher Erſcheinungen bei den Methodiſten in

Nordamerika, welche wir hier wörtlich geben, jedoch mit der Bemerkung, daß der Erzähler Proteſtant iſt und Manches von ſeinem Standpunkte aus anders auffaßt als es einem Katholiken erſcheinen würde. Die Methodiſten haben ſich ohne Zweifel große Verdienſte um die Bekehrung der Urwäldler in Nordamerika erworben.

Wie die Verkündigung des Wortes Gottes in dieſe Gemüther voll urſprünglicher Kraft, in dieſe Menſchen mit Stahlmuskeln hineingriff, davon geben die bald erhabenen, bald grauſig grimaſſenhaften Erſcheinungen, welche jene Predigten begleiteten, ſtaunenswerthe Kunde. Dieſes religiöſe Erdbeben, das noch jetzt in den Campmeetings fortwittert und zittert, nahm ſeinen Anfang im Jahre 1799 durch die vereinigten Arbeiten zweier Brüder, Namens Mac Ghee, welche auf einer Reiſe vom weſtlichen Tenneſſee nach dem Ohio zu einer Niederlaſſung am Red River gelangten, wo ſie einen Rasttag machten, um der Austheilung des Abendmahles in der Gemeinde der Presbyterianergeiſtlichen beizuwohnen. Die Brüder, von denen der eine den Methodiſten, der andere den Presbyterianern angehörte, predigten bei dieſer Gelegenheit, und die Worte, die ſie ſprachen, hatten eine wunderbar erweckende Wirkung. Andere Redner hatten den Ort bereits verlaſſen, als die Mac Ghees noch immer auf der Stelle verharrten. William, der ältere Bruder, fühlte, wie ihn ſolch eine Gewalt aus der Höhe überkam, daß er von ſeinem Stuhle aufſtehen und ſich auf den Boden ſetzen mußte. John dagegen, der jüngere, blieb zitternd und vor der Nähe Gottes keines Lautes mächtig, auf der Kanzel, und in der geſammten

Gemeinde herrſchte die tiefſte Andacht und lautes Weinen und Aechzen.

Die Folgen dieſer Verſammlung, zu der die Mac Ghees unabſichtlich gekommen waren, bewogen die Brüder, ein anderes „Meeting“ am Mady River anzuſagen, und dieſes geſtaltete ſich zum erſten Campmeeting in Amerika. Eine Maſſe Volks ſtrömte zuſammen, daß keine Kirche ſie zu faſſen vermocht hätte und man ſich genöthigt ſah, in den Wald hinauszuziehen, wo die religiöſen Uebungen, Predigt, Gebet und Geſang, Tag und Nacht fortgeſetzt wurden. Dieſe neue Art der Gottesverehrung erregte durch ihre Eigenthümlichkeit und mehr noch durch unerhörte Zeichen, in denen die Gemüthsergriffenheit ihrer Theilnehmer ſich offenbarte, allgemeine Aufmerkſamkeit, und im Jahre 1801 war der ganze Weſten, ſoweit er damals angeſiedelt war, vorzugsweiſe jedoch Kentucky, voll von dieſen ſchwärmeriſchen Gläubigen. Selbſt aus den alten Staaten im Oſten kamen Pilgrime herzugereist und die Verſammlungen ſchwollen ins Ungeheure.

Wenige nur gingen davon, ohne von den Blitzen, die aus dem Munde der Prediger ſchlugen, ins Herz getroffen worden zu ſein, und die, welche dem galvaniſchen Strome zu entfliehen verſuchten, wurden häufig von ihm noch auf dem Wege erreicht oder durch irgend ein beängſtigendes Zeichen in die Mitte der Beter zurückgeſchreckt, deren Inbrunſt ſich auf die gewaltſamſte Weiſe äußerte und in Phänomene ausbrach, die, wenn auch nicht übernatürlich, ſicherlich unnatürlich genug waren.

Dieſe Erſcheinungen, welche in der Chronik des re-

ligiöſen Fanatismus ihr Seitenſtück in den Zuckungen der franzöſiſchen Konvulſionärs und neuerlich in der Wuth der ſchwediſchen Läſare haben, hatten Aehnlichkeit mit der fallenden Sucht und manchmal ſelbſt mit dem ſogenannten Veitstanze, waren jedoch anſteckend, ſo daß ſie ſich zuweilen von einem Beiſpiele im Verlaufe weniger Minuten über den größten Theil der Gemeinde ausbreiten. Man ſchrieb ſie damals, wo man ſie ſich durch kein bekanntes Geſetz unſerer geiſtigen Organiſation zu enträthſeln vermochte, einem Walten himmliſcher Macht zu und Viele betrachteten ſie als „Wehen der Kreatur vor der Wiederkunft des Herrn“. Ein kirchlicher Schriftſteller dieſer Periode klaſſifizirt die verſchiedenen Manifeſtationen in das „Fallen“, das „Schlenkern“, das „Tanzen“ und das „Bellen“, wozu gelegentlich noch Träume und Geſichte voll Bilder aus Himmel und Hölle kamen. Das Fallen und die damit eintretenden Viſionen waren die gewöhnlichſten dieſer Erſcheinungen. Bei denſelben verſank der davon Betroffene in einen Zuſtand ſomnambulen Außerſichſeins, welches von einem gänzlichen Erſchlaffen aller Muskelthätigkeit und dem Aufhören aller geiſtigen und ſinnlichen Beziehungen zur Außenwelt begleitet war. Das Gemüth erſchien lediglich mit wonnevollen Anſchauungen eines höhern Seins beſchäftigt, welche den Zügen des Sehers einen engelgleichen, verklärten Ausdruck aufprägten. Dieſer Zuſtand dauerte bei den Einen nur wenige Stunden, bei Andern aber auch wohl tagelang, und während dieſer Periode waren alle animaliſchen Funktionen mit Ausnahme des Athemholens vollkommen aufgehoben. Kam dieſes Phänomen hauptſächlich beim weiblichen Geſchlechte vor, ſo äußerte

ſich das „Schlenkern“ (Jerking) häufiger bei Männern und zwar beſonders bei kräftigen, athletiſch gebauten Naturen. Es war dieß das Eigenthümlichſte und für den Zuſchauer grauenvollſte Zeichen dieſer an's Gebiet des religiöſen Wahnſinns ſtreifenden Zufälle. Das erſte Vorkommen des entſetzlichen Ausbruchs wird von einer Gemeinde im Gebirge von Oſttenneſſee berichtet, wo mehrere hundert Menſchen beiderlei Geſchlechts, die ſich zum Zwecke der Abendmahlsfeier eingefunden hatten, von dem ſeltſamſten Muskelkrampfe ergriffen wurden. Der demſelben Unterworfene wurde plötzlich von einem elektriſchen Zittern und Zucken, welches ſich bald allen Sehnen, Nerven und Faſern mittheilte, durchſchüttelt. Die nächſte Form, in die ſich dasſelbe umſetzte, war ein Schleudern der Arme abwärts vom Ellbogen, welches außerordentlich ſchnell geſchah und ſich in kurzen Pauſen folgte. Dieß war die gewöhnlichſte und am wenigſten in die Augen fallende Art. Allein die konvulſiviſche Bewegung beſchränkte ſich nicht auf die Arme, ſondern erſtreckte ſich in vielen Fällen auch auf andere Theile des Körpers. Wenn die Muskeln der Halswirbel ergriffen wurden, warf und ſchlenkerte ſich der Kopf auf die fürchterlichſte Weiſe nach rechts und nach links, nach vorn und nach hinten, und zwar geſchah dieß mit einer Blitzesſchnelle, die Niemand, der nicht von demſelben geheimnißvollen Antriebe bewegt wurde, nachahmen könnte. Der Buſen hob ſich, das Athemholen verwandelte ſich in angſtvolles Keuchen und Röcheln. Stirn und Wangen trieften von Schweiß, die Geſichtszüge wurden zur abſcheulichſten Grimaſſe verſtellt, und der Kopf fuhr durch die Luft, daß man ſich der Furcht nicht

erwehren konnte, der Leidende werde ſich das Genick ausrenken oder gar die Augen aus ihren Höhlen ſchleudern. Bei Frauen, welche langes Haar trugen, „ziſchten und knallten die Flechten desſelben wie eine Peitſchenſchnur“, ſo daß man es — wenn meine Quelle für dieſe Einſchaltung nicht übertreibt — „manchmal zwanzig Fuß weit hören konnte.“ Bei Einigen wurden die Muskeln des Rückens erfaßt, und der Patient ſtürzte zu Boden, wo ſeine Verrenkungen eine Weile dem Zappeln eines Fiſches glichen, der durch die Angel auf's Trockene geſchleudert worden iſt. Bei andern endlich fuhr die elektriſche Kraft in den ganzen Körper und riß und warf ihn durch ähnliche Zuckungen und Verdrehungen über umgefallene Baumſtämme, oder, wenn es in einer Kirche war, über Tiſche und Stühle fort mit augenſcheinlicher Gefahr von Beulen und Beinbrüchen. Fruchtlos war jeder Verſuch, den ſo Heimgeſuchten zu halten oder zu zwingen; aber ein ſolcher Verſuch wurde, da man abergläubiſcherweiſe meinte, Zwang ſei hier Widerſtand gegen den heiligen Geiſt, überhaupt nur ſelten gewagt, und man ließ gemeiniglich den Paroxysmus ſich allmälig austoben.

Nach dem Zeugniſſe Aller, welche dieſe Szenen geſchildert haben, waren dergleichen Erſcheinungen durchaus unwillkürlich, und in der That zeugt für ihre unabſichtliche Natur zur Genüge ſchon der Umſtand, daß die Zuckungen trotz allen Widerſtandes der davon Befallenen fortdauerten, ja ſich bei der Regung, ſie zu unterdrücken, ſogar in ihrer Heftigkeit ſteigerten. Aber noch klarer wird dieß durch die Beobachtung, daß Leute, welche gekommen waren, um über die fallenden, zuckenden, ſich

herumſchlenkernden, Geſichter ſchneidenden, tanzenden, bellenden Gläubigen ihren Spott zu treiben, ſo gut wie die Uebrigen von der myſteriöſen Gewalt gepackt und häufig noch weit hurtiger und toller umhergeworfen wurden, obwohl ſie jeden dieſer Krampfanfälle mit Läſterungen und Verwünſchungen begleiteten.

21.

Die letzten Stunden eines chriſtlichen Soldaten.

Dem unerſchrockenen Ritter Bayard, der die franzöſiſche Armee, deren Nachtrab er kommandirte, entweder retten, oder mit ihr zu Grunde gehen wollte, zerſchmetterte eine feindliche Muskетenkugel das Wirbelbein im Rückgrade. Sobald er ſich tödtlich verwundet merkte, rief er den Namen des Weltheilandes an, und indem er den Griff ſeines Degens, der das Kreuz vorſtellte, ergriff, küßte er es andächtig und ſprach einige Verſe aus dem Pſalm Miſerere. Er konnte es auf dem Pferde nicht länger aushalten, ſein Stallmeiſter mußte ihn herunter heben; er ſetzte ſich auf die Erde, mit dem Rücken an einen Baum gelehnt. Es waren viele Offizier um ihn verſammelt, die ihm nicht von der Seite weichen wollten; allein er redete ihnen auf's Beweglichſte zu, ſie möchten ihre Perſonen zum ferneren Dienſte des Vaterlandes in Sicherheit bringen und dadurch, daß ſie ſich gefangen gäben, die Vortheile des Feindes nicht

vergrößern. Zuletzt blieb also zu seinem Beistande Niemand bei ihm als sein Stallmeister, dem er, um die Gnade des Sakramentes, welches er nicht empfangen konnte, durch die Demuth zu ersetzen, eine Beicht ablegte. Indeß dieser junge Mensch neben seinem mit so vielem Rechte geliebten Herrn in Thränen zerfloß, vergaß der Held, um ihn zu trösten, seiner selbst, indem er zu ihm sprach: „Gott ist es, der mein Leben abkürzet, nach welchem ich mich nicht sehne. Nichts schmerzet mich, als der Gedanke, daß ich nicht so, wie ich sollte, gelebt habe. Immer trug ich den Vorsatz der Besserung mit mir herum: weil es nun aber gestorben sein muß, so bitte ich meinen Schöpfer, mir Gnade widerfahren zu lassen; hoffe auch, er werde mich nicht nach der Strenge seiner Gerechtigkeit richten.“ Unterdessen kamen die in Verfolgung der französischen Armee begriffenen kaiserlichen Liguisten an dem Orte an, wo Bayard lag, und anstatt ihm wie einem Feinde zu begegnen, erwiesen sie ihm vielmehr alle die Liebesdienste, welche er von Franzosen hätte erwarten können. Die meisten Stabsoffiziere wollten ihn sehen und benetzten ihn mit Thränen. Besonders aber bedauerte diesen großen Helden der Marquis von Pescaire, und fand nicht kräftige Worte genug für seine Tapferkeit und seine Verdienste. Er ließ ihm ein Zelt und unter demselben ein Bett zurecht machen und zwar an dem Orte, wo er lag, von wo man ihn wegen seiner großen Schwäche nicht weiter bringen konnte. Während der vier Stunden, die er noch lebte, erfüllte er gegen ihn alle Pflichten, welche er von seinem besten Freunde hätte hoffen können. Auch der Connetable Bourbon kam herbei, ihm durch die stärksten Ausdrücke des Mitleidens

zu erkennen zu geben, wie nahe ihm ſein Unglück ginge, und gab ſich alle Mühe, ſeine Hoffnungen durch Anerbietung der geſchickteſten Wundärzte zu beleben. „Die Zeit iſt vorüber“, verſetzte Bayard: „Leibesärzte können mir nicht helfen, ich brauche einen Seelenarzt. Ich fühle es, für mich iſt keine Rettung übrig und ich muß ſterben; aber ich preiſe Gott, durch deſſen Gnade ich noch am Rande meines Lebens zu dieſer Erkenntniß, ſo wie zu der meiner Sünden gelangt bin, um ſie von Herzen zu verabſcheuen. Der Tod iſt mir willkommen, und das Leben gleichgültig, außer, daß ich dem Könige, meinem Herrn, nicht mehr nützlich ſein kann, und ihn gerade in der größten Bangigkeit ſeines Herzens zurücklaſſen muß. Der Himmel wolle ihm nach meinem Hinſcheiden ſolche Diener ſchicken, wie ich einer zu ſein wünſchte!“ Als der Connetable fortfuhr, ihn zu betrauern, und dabei ſagte, er habe großes Mitleiden mit ihm, erwiderte er: „Mein Herr, ich bin kein Gegenſtand des Mitleidens, denn ich gehe als ein rechtſchaffener Mann aus der Welt; aber ihr jammert mich, der ihr wider euern Landesfürſten, wider euer Vaterland, wider euere Eidespflicht die Waffen führt.“ Und hiemit brach er kurz ab; „laſſet mich“, ſprach er weiter, „ich bitte euch, meinen Erlöſer anrufen, und meine Sünde beweinen, denn ich bin auf dem Punkte, ihm meine Seele zu übergeben.“ Doch lebte er noch lange genug, um einem Prieſter beichten zu können. Nach dieſem ſprach er ſtets mit den Empfindungen der innigſten Reue und eines lebhaften Glaubens beſchäftigt: „Mein Schöpfer, der du mich aus unverdienter Gnade in die Zahl der Chriſten geſetzet, der du deinen Sohn herabgeſendet haſt, damit er im jung-

fräulichen Schooße die menſchliche Natur annehmen, Marter und Tod leiden, ſodann wieder erſtehen und gen Himmel auffahren ſollte, durch dieſes heilſame Leiden beſchwöre ich dich, du wolleſt mir gnädig ſein und mir meine unzähligen Sünden, welche ich von ganzem Herzen bereue, vergeben. Ach! mein Gott, mein Schöpfer und Erlöſer, ich erkenne, daß, wenn ich gleich in einer Wüſte tauſend Jahre hindurch bei Waſſer und Brod büßen ſollte, ich noch nicht Verzeihung verdienen würde. Allein da haſt du geſagt, daß du ſtets bereit biſt, den, der mit redlichem Herzen zu dir wieder kehrt, zu Gnaden aufzunehmen. Mein Vater und mein Erlöſer! ich weiß es ſicher, daß deine Erbarmungen noch größer ſind, als alle Sünden der Welt. Demnach, Herr, empfehle ich meinen Geiſt in deine Hände.“ Mit dieſen Worten entſchlief er.

22.

Ein Zug von Metaſtaſio.

Metaſtaſio, ein italieniſcher Dichter, der in dürftigen Umſtänden lebte, wurde von einem reichen Freunde, mit dem er viele Jahre vertrauten Umgang gehabt hatte, zum Erben ſeines ganzen Vermögens eingeſetzt. Hunderttauſend Thaler gehörten nun dem armen Metaſtaſio von Rechts wegen. Als er aber hörte, daß ſein verſtorbener Freund noch nahe Verwandte zu Bologna habe, rief er aus: „Die Erbſchaft gehört nicht

mir, ſondern dieſen Verwandten! Sie würden mir und meinem ſeligen Freunde fluchen, wenn ich ſie behalten wollte. Nein ſegnen ſollen ſie das Andenken ihres Verwandten!“ Er reiste nach Bologna, ſuchte jene Verwandten auf und ſprach: „Mein verſtorbener Freund hat mir zwar ſein ganzes Vermögen vermacht, aber wie ich glaube aus keiner andern Abſicht, als um es ſo lange in Verwahrung zu nehmen, bis ich die Würdigſten ſeiner Verwandten erfahren würde. Ich bin deßhalb hieher gereist, um mich dieſes Auftrages zu entledigen!“ Er zahlte das ganze Vermächtniß aus, und behielt nicht das Geringſte davon für ſich.

23.

Die Stimme der Glocken.

Ein frommer Biſchof predigte eines Tages, wo er die Glocken einer Kirche geweiht hatte, und ſprach voll heiliger Begeiſterung über die ſchöne Beſtimmung der Glocken, die, wie Alles in der heiligen Kirche, auf die Einheit hingeht, vor Allem zur Einheit des Gebetes dreimal am Tage mahnen; die zum heiligen Opfer rufen und deſſen Haupttheile andeuten, damit auch der draußen Beſchäftigte an ihr Theil nehmen kann; die den Sonntag verkünden und zu ſeiner Feier laden, die den Jubel des Feſttags weithin tragen; die uns erheben in freudigen Augenblicken, tröſten in trüben; denen mancher Sünder ſeine Bekehrung verdankt.

Ueber dieſe letztern Punkte erzählte der theure Oberhirte Folgendes: In einer deutſchen Hauptſtadt, deren Aeußeres ſo heidniſch iſt, daß man ſich nach Athen oder Korinth verſetzt glaubt, deren Gebäude und Brücken und Plätze die ſchamloſeſten Götterbilder zieren, kurz in Berlin ging am Weihnachtsabend ein Handwerker durch die hellerleuchteten Straßen. Er dachte nicht des Heilandes, ſein Herz war ihm längſt abgeſtorben. Der Hunger wühlte in ſeinen Eingeweiden, die Verzweiflung tobte in ſeiner Seele und er gedachte an den Erlöſer, der Tod heißt, und da er kein Auskunftsmittel in ſeiner Lage ſah, ſo beſchloß er, ſich ſelbſt den Tod zu geben. Er ging langſam auf die Spree zu, betrat eine der Brücken und war zum Sprung in die Fluthen bereit, da — tönten die Glocken der katholiſchen Kirche, welche den heiligen Feſttag ankündigten, an dem die heiligen Engel ſangen: Friede auf Erden den Menſchen! Auch dem Handwerker war es, als wenn ihm die Stimmen der Engel riefen und ihm ſeine ganze frömmere Jugend vor die Seele rückten, ſeinen Vater und ſeine Mutter ihm zeigten, wie ſie aus dem Himmel ihm warnend winkten — er trat zurück von der Brücke, ging nachdenkend langſam auf die Kirche, welche erleuchtet und offen war, zu — und hinein? Nein, der Böſe bemächtigte ſich in dem Augenblick wieder ſeines Herzens, der Mann ſtürzte an der Thür vorüber. Doch da begann der Chor aller Glocken, an ihm vorbei gingen fromme Beter der Kirche zu und — er wandte ſich um und folgte ihnen; und als nun ihm von dem Altare die Kerzen entgegenleuchteten, als er beten ſah und beten hörte, da riß es auch ihn zu Boden, weg waren alle Todesgedanken, vor dem Herrn lag ſein

Herz in Buße und Reue, und der Herr goß Frieden und Gnade hinein. Seitdem war der Mann eines der beſten, frömmſten Mitglieder der Gemeinde.

24.

Der Gehorſam gegen die Obrigkeit.

Zur Zeit als der heilige Euſebius Biſchof zu Samoſata war (374), wurden die katholiſchen Kirchen in Aſien zu Gunſten der arianiſchen Irrlehre hart bedrängt, beſonders viele katholiſche Biſchöfe auf Befehl des Kaiſers vertrieben und in die Verbannung geſchickt. Auch zum heiligen Euſebius kam eines Abends ein Bote mit dem kaiſerlichen Befehl, ſogleich Samoſata zu verlaſſen und ins Elend zu gehen nach Thrazien. Euſebius bat ihn, die Sache nur ein Weilchen geheim zu halten, weil das Volk ihn in der Kirche zur Abendandacht erwarte, und wofern es die Urſache ſeiner Sendung hörte, in blindem Eifer ſich etwa an ihm vergreifen möchte. Euſebius ging darauf in die Kirche und hielt den Gottesdienſt. Bei einbrechender Nacht aber verließ der Greis zu Fuß die Stadt, nur von einem Diener begleitet. Bald nach ſeiner Abreiſe erfuhr man jedoch in der Stadt was vorgegangen. Sogleich machten ſich viele Bürger auf den Weg, eilten ihrem Biſchofe nach und flehten ihn an, wieder mit ihnen zurückzukehren. Euſebius aber erinnerte ſie an die Vorſchriften der Apoſtel, welche nicht erlauben, dem Befehl der Obrigkeit ſich zu widerſetzen,

und blieb unerschüttert. Er betete noch für sie, ermahnte zu standhaftem Beharren bei der katholischen Lehre und machte sich dann auf, nach Thrazien zu wandern.

25.

Gott streitet für die Unschuld.

Unter den zahlreichen Priestern und Bischöfen Irlands, welche während der langen und grausamen Verfolgung der Königin Elisabeth von England lieber die schrecklichsten Peinen und den Martertod erdulden, als ihren Glauben verläugnen wollten, befand sich auch der Erzbischof von Armagh, Richard Creagh. Seines Eifers für die Kirche halber wurde er (im Jahr 1565) verhaftet und gefangen nach London in den Tower gebracht; doch entkam er durch Hülfe einiger Freunde. Abermals ergriffen und in das Gefängniß geschleppt, versuchte man zuerst durch Versprechungen ihn zu gewinnen, dann durch Drohungen zu schrecken. Als man damit nichts ausrichtete, wurde ein schändlicher Anschlag gegen ihn gemacht, indem man die Reinheit seines Stammes beflecken wollte. Die Tochter des Gefängnißwärters war dafür gewonnen, ihn zu beschuldigen, daß er sie mit Gewalt zu einer abscheulichen Sünde habe zwingen wollen. Zu der Gerichtssitzung wurde eigens der katholische Adel eingeladen; die Anklägerin erschien; in dem Augenblicke aber, als sie ihre Augen auf den Bischof richtete, wurde sie von einem Strahle der göttlichen

Gnade getroffen; voll Scham und Reue erklärte sie, daß die Anklage falsch und der Erzbischof ein tadelloser und heiliger Mann sei. Mit Schande und in ihren eigenen Netzen gefangen, saßen diejenigen da, welche den abscheulichen Anschlag geschmiedet hatten. So streitet Gott oft sichtbar für die verfolgte Unschuld.

26.

Die Liebe des heiligen Otto.

Es kam zu Zeiten des heiligen Otto, Bischofs von Bamberg, eine schwere Hungersnoth also groß, daß selbst die Vermöglichen und Reichen Hunger leiden mußten, der Armen aber Viele starben; und so viele Todte lagen umher, daß man sie auf den Kirchhöfen nicht mehr begraben konnte. Da that Otto wie Tobias dereinst gethan, und er sorgte wie ein Vater dafür, daß doch Alle ein christliches Begräbniß erhielten. Er ging selbst umher, Abends, Morgens und Mittags und auch bei Nacht suchte er die Armen und Hungernden heim, tröstete sie und brach sein Brod mit ihnen. Als er einst Mittags in das Spital gehen wollte, blieb er auf dem Wege stehen, denn er spürte Todtengeruch. Und er sagte zu seinem Begleiter, daß er nachsehen sollte, und sie fanden in einem Gebüsche liegend den Leichnam einer Frau, der schon faul war und an dem Vögel genagt hatten. Da schlug der Heilige an seine Brust und klagte sich laut an, daß er heute mehrere Brode gegessen und hier

ſei eine Frau Hungers geſtorben. Und er betete für die arme Seele und faßte den Leichnam an und ſagte: „Ich will die Todte forttragen, die ich im Leben hätte ernähren ſollen; ich bitte dich, hilf mir, Gott und ich werden es dir lohnen.“ Dieſer aber konnte den Ekel nicht überwinden und wollte nicht. Der heilige Biſchof lud den Leichnam auf ſeine Schultern und nun half auch jener tragen und unter Klagen und Gebet begruben ſie ihn.

27.

Die Kirche und die Frauen im Mittelalter.

Wie von der Auferſtehung des Welterlöſers an durch alle Zeiten den Frauen ein bedeutungsvolles Einwirken auf die Verbreitung, Begründung und Beſchirmung ſeiner Lehre beizumeſſen iſt und die Geſchichte keiner großen Wendung in ihren Geſchicken erwähnt, ohne daß eine Frau daran Theil genommen hätte, ſo erwies ſich hinwiederum zu jeder Zeit der Einfluß des Chriſtenthumes beſonders mächtig an dieſen Gliedern ſeiner allumfaſſenden Verbindung, von den in Königsburgen Geborenen hinab durch alle Ordnungen der Geſellſchaft. Keine Zeit hatte ſo viele Fürſtentöchter geſehen, deren Lebenslauf für alle Zeiten als Spiegel der reinſten Gottesliebe, der glänzendſten Tugenden, der menſchenfreundlichſten Widmungen könnte aufgeſtellt werden; keine Zeit hat ſo viele Weiber oder Mädchen aufzuweiſen,

durch ein zu Gott gewendetes inneres, oder durch ein in Werken der Liebe eifriges Wirken das Chriſtenthum als Leuchte und als Kraft in ſich aufgenommen hätten. Maria und Martha durften zahlreicher Jüngerinnen ſich rühmen. Manche vereinigten das Weſen Beider. Bezeigten ſich auch, wie zu allen Zeiten Viele durch die Welt gefeſſelt, ſo fehlte es dagegen nirgends an ſolchen, welche mitten in derſelben bei Gebet und Entſagung, in Sehnen und Hoffen, in Glauben und Lieben, der höchſten Güter theilhaftig zu werden, ſich bemühten, wie jene Gherardesca von Piſa, die, nachdem ſie keinen Zweifel mehr hegen durfte, daß ihre Ehe kinderlos bleiben werde, ihren Mann bewog, des irdiſchen Beſitzes und der Gemächlichkeiten, die derſelbe gewährt, ſich zu entſchlagen und den Reſt ihrer Tage in Vorbereitung auf die himmliſchen Freuden zuzubringen. Die Schweſter Urbaldina, im Schloſſe Calcinaya geboren, war nicht die Einzige, welche von früheſter Jugend an der zarteſten Pflege der Kranken ſich widmete, und von dem Fuſſe des Kreuzes und der Betrachtung des Leidens und Sterbens des Weltheilandes ſtets mit erneuerter Ermuthigung zu derſelben zurückkehrte. Beſonders berühmt ſeiner frommen Frauen wegen war im Zeitalter Innozenz des Dritten der Sprengel von Lüttich. Man fand in demſelben reiche Jungfrauen, die ſich in Armuth dem Herrn verlobt; Wittwen, die in Gebet, Wachen und Arbeit demſelben ähnliche Treue erwieſen, wie im Eheſtand ihren Männern; Matronen, welche über Reinheit der Mädchen wachten und dieſelben anleiteten, wie ſie dem himmliſchen Bräutigam gefallen möchten. Mit Geduld ertrugen ſie es, daß ſchamloſe Männer ſie ver-

unglimpften, ihre Lebensweiſe ſchmähten, Spitznamen auf ſie erſannen, gegen ihren Wandel Zweifel erregten. Bei der Einnahme von Lüttich durch Herzog Heinrich von Brabant zogen Viele, die nicht in den Kirchen eine Zufluchtsſtätte hatten finden können, der Verletzung ihrer Keuſchheit den Tod vor, ſprangen in den Fluß, ſelbſt in unreine Oerter. Dagegen erkannte man einen beſondern Schirm des Herrn, daß während dreijähriger Hungersnoth keine jener Frauen betteln mußte, keine ſtarb. Es gab unter ihnen ſolche, welche in Sehnſucht nach Gottes Liebe hinſchmachteten, nimmer von ihrem Lager ſich erhoben, dabei wie am Geiſte ſtärker, ſo am Körper ſchwächer wurden. Andere lösten in ſolchem Liebesverlangen ſich beinahe auf, zerfloſſen in Thränen, wenn ſie des Ewigen gedachten und erſchöpften ſich dennoch nicht. Wieder fanden ſich ſolche, die ganze Tage in ſeliger Stille, unempfindlich für Alles um ſie her, ja daß ſie ſelbſt Verwundungen nicht fühlten, zubrachten. Kehrten ſie in das wirkliche Leben zurück, ſo hatte eine ungewohnte Heiterkeit ſie durchdrungen. Oder ſie fanden keine Ruhe, wenn ſie nicht zum öfterſten den Leib des Herrn empfangen konnten, was ihnen himmliſche Sättigung gewährte. Der Verfaſſer des Lebens der heiligen Juliana hielt es der Aufzeichnung werth: ſie habe ihren Freundinnen bekannt, daß ſie von fleiſchlicher Luſt in ihren Gedanken eben ſo wenig je ſeie berührt worden, als von der Begierde Todtenknochen zu verzehren. Wiewohl er beifügt, ſelbſt die Unſchuld der Geſinnung zu bewahren, ſeie unter Erdgebornen eine ſeltene Erſcheinung. Wir dürfen es als wohlbegründete Meinung eines dieſes Zeitalter mit eben ſo reicher

Kenntniß als richtiger Beurtheilung auffaſſenden Geſchichtſchreibers erklären: daß die immer mehr ſich ausbildende Verehrung der heiligen Jungfrau den Frauen eine höhere Bedeutung verliehen; welchem wir aber hinzuſetzen, zugleich auf deren Geſinnung und Leben zurückgewirkt habe. Chriſtus ward als Heiland aller Menſchen erkannt, angebetet. In der Beſtimmung, zu ſeiner Mutter erkoren zu ſein, mußten Frauen und Jungfrauen in Maria die Beehrung ihres eigenen Geſchlechts erkennen. Sie war der Spiegel der Einen wie der Andern; und da in ihr der Verein der höchſten bedingten Macht mit den reinſten Tugenden erglänzte, ſo iſt es begreiflich, daß ſich diejenigen, welche jener ſich anzuempfehlen dringendere Veranlaſſung, in den andern zugleich ein Vorbild fanden, welchem ſie, wiewohl in ſchwachen Zügen, doch immerhin nachzuahmen ſich beſtreben ſollten. Hiezu mochte vielleicht der ſo einflußreiche Orden der Ciſterzienſer das Meiſte beigetragen haben. Er hatte die heilige Jungfrau als Beſchirmerin erkoren, ihre Verehrung der Anbetung des Erlöſers vorzugsweiſe beigeſellt. Wie mußte ſich die fromme Edelfrau von Andacht ergriffen, von Liebe durchglüht, mit Inbrunſt durchdrungen, zu Verlangen geweckt werden, durch Geſinnung und Leben ſie zu verherrlichen, wenn ſie „als Schutz unter dem Gefluthe der Welt, auf der Schiffbruch drohenden Bahn über das ſturmbewegte Lebensmeer“ ihr vor Augen gehalten wurde! Wenn der Geiſtliche, auf den ſie mit vollem Vertrauen hörte, ihr anrieth: „Blicke auf ſie, umfaſſe ſie, preiſe ſie, liebe ſie; denn will Maria deine Beſchirmerin ſein, ſo biſt du ſtark gegen alle Feinde!“ „Verkünde ſie“, ſchreibt der heilige Bernhard, „verkünde

ſie, verehrt von den Engeln, erſehnt von den Völkern, vorher gekannt von den Patriarchen und Propheten; verherrliche ſie als die Finderin der Gnade, als die Mittlerin des Heils, als die Herſtellerin der Welt; erhebe ſie, die erhöht iſt über die Schaaren der Engel zum himmliſchen Reich.

Schon jetzt wurden ihr „als der Mutter aller Chriſten“, nicht bloß jährlich wiederkehrende Feſte gefeiert, ſondern das ganze Jahr durch deren Verherrlichung angeordnet, mit hohem Ernſt empfohlen, daß keiner der Nachfolger hierin erlaue, in Verehrung der Mutter der Barmherzigkeit ſäumig ſich erzeige. Ergaben ſich ihr doch, als mächtiger Fürbitterin und Beſchützerin, Königreiche und Gemeinweſen. Der Ritter weihte ihr die dem Glaubenskampf gewidmete Waffe; denn ſchon von früher Jugend erging an ihn den Ruf: „Wähle ſie zur Mutter, zur Amme, zur Braut, zur Freundin. Haſt du ihr deine Liebe geſchenkt und die ſüße Wonne ihrer Gegenliebe empfunden, dann wirſt du zu keiner Andern mehr Neigung fühlen.“ Es begeiſterten ihn Sagen, wie derjenige, den die Andacht zu ihr mächtiger gezogen als lockende Vergnügungen, durch Ehre ſeie hervorgehoben, mit beſonderer Gnade ausgeſtattet worden. Für den Dichter war ſie die Muſe und der Born, der ihn begeiſterte; und der geiſtlichem Leben oder Wirken ſich Beſtimmende kannte kein höheres Streben als, der Eine ihrem Dienſt ſich hinzugeben, der Andere, dieſen zu fördern, ſie zu verherrlichen. So verbreitete und entfaltete mit der Andacht zu ihr auch der Kirchendienſt gegen ſie ſich immer mehr. Der Ritter daher, welcher dem Teufel zu lieb Chriſtum wohl noch verläugnet hätte,

nie aber die Mutter, gibt uns, in Verbindung mit der Urkunde, worin die „Himmelskönigin“ die Zeugen vertritt, ein helles Bild der Gesinnung dieses Zeitalters in Beziehung auf die Verehrung Mariens.

Wie allgemein, wie zart, wie innig, wie schwärmerisch oft die Verehrung Mariens gewesen sei, welch' hoher Begriff von ihrer Reinheit, Würde, Macht sich verbreitet habe, zeigen vorzüglich die Dichter dieser Zeit. Alles, was die heilige Geschichte Bedeutungsvolles, was die Welt Glänzendes, was die Liebe Süßes, was die Einbildungskraft Kühnes darzubieten vermag, wird, gleich als in einen duftenden Blumenstrauß zu ihrer Verherrlichung zusammengebunden, als Huldigung ihr dargeboten. Ist sie ja das reine Gefäß der heiligen Dreieinigkeit, die Mutter dessen, durch den alle Dinge sind. Ihr Name schließt alle Gnaden in sich, darum der Mensch billig ihrer Fürbitte sich empfehlen soll; gewährt ihr ja der Sohn Alles, was sie von ihm verlangt, sie ist über Alles, geht allen Engeln, Patriarchen, Aposteln, Bekennern, Märtyrern, Heiligen voran. Können selbst die Engel Marien nie genugsam loben, so sollen die Menschen nicht zurückbleiben, wenn sie auch schon wissen, daß sie niemals nach voller Würdigkeit es zu thun im Stande sind.

28.

Fenelons Zögling.

Der Herzog von Burgund, der Enkel Ludwigs des Vierzehnten und der Zögling des berühmten Erzbiſchofs Fenelon war in ſeiner Kindheit ſehr dem Zorne und dem ungeſtümen Weſen ergeben. Dieſes war ſein Hauptfehler, und es ſtand ſehr zu befürchten, er möchte mit ihm aufwachſen und ihn gänzlich beherrſchen. Hörte er bei ſeinen Unterhaltungen die Stunde zum Studium ſchlagen, ſo wollte er das Pendel abbrechen, das ihm die Vergnügungen ſtörte. Hinderte ihn ſchlechtes Wetter an ſeinen Spielen, ſo ſchimpfte er über Regen und Wolken. Jeder Widerſtand ſetzte ihn in Wuth, und er begriff nicht, daß man allen ſeinen Launen und Einbildungen nicht nachgeben könne. Was that nun der weiſe Fenelon? Er war nicht zufrieden durch gutes Beiſpiel und den Einfluß jener Sanftmuth, welche das Merkmal ſeiner ſchönen Seele war, auf ihn einzuwirken, er unterließ kein Mittel, ſeinen Zögling zu beſſern. Alle, die in der Umgebung des Prinzen waren, durften reden. Hatte er ſich von ſeiner Heftigkeit hinreißen laſſen, ſo las er ſchon ſeinen Fehler im Antlitz eines Jeden. Man näherte ſich ihm nur mit trauriger Miene; man bediente ihn, ohne Etwas zu ſagen; man hatte ſogar Befehl, keine Antwort ihm zu geben, falls er um Etwas fragen ſollte. War er mürriſch, ſo entzog man ihm Vieles, ja er wurde ſogar auf ſein Zimmer verwieſen. Aber aus Furcht, dieſe ſtumme Sprache möchte auf ihn zu wenig

Eindruck machen, wendete Fenelon noch einen andern unſchuldigen Kunſtgriff an. Als eines Tages der Prinz die Handwerkszeuge eines Tiſchlers, der in dem Gemache des Prinzen arbeitete, betrachtete, da ſagte der Tiſchler, der von Fenelon zuvor unterrichtet worden war, zum Prinzen im beſtimmteſten Tone, er möge ſeine Wege gehen. Der Prinz, an dergleichen Heftigkeiten nicht gewöhnt, wurde darüber aufgebracht. Aber der Arbeiter nahm noch einen heftigern Ton an und ſchrie gleichſam außer ſich: „Gehen Sie, Prinz, denn wenn ich in Wuth gerathe, ſo breche ich Jedem, der mir in den Weg kommt, Arme und Beine entzwei.“ Der Herzog von Burgund eilte ganz entſetzt zu ſeinem Lehrer und ſagte, daß man den abſcheulichſten Menſchen von der Welt zu ihm hereingeführt hätte. „Er iſt ein guter Arbeiter“, erwiderte Fenelon, „aber ſein einziger Fehler beſteht darin, daß er ſich allzuſehr vom Zorne hinreißen läßt.“ Der Prinz beſtand aber nichts deſtoweniger darauf, daß dieſer Arbeiter ſo bald als möglich entfernt werden ſolle. „Warum, Monſieur?“ entgegnete Fenelon, „ich glaube, er verdient eher Mitleid als Strafe. Sie heißen ihn den abſcheulichſten Menſchen, weil er Ihnen gedroht hat, da Sie ihn in ſeiner Arbeit geſtört! Welchen Namen würden Sie einem jungen Prinzen geben, der ſeinen Kammerdiener ſchlagen würde in eben dem Augenblicke, wo ihn dieſer bediente?“ Die Belehrung war verſtanden; der junge Prinz that ſich von dieſem Augenblicke unaufhörlich Gewalt an, um ſeine Fehler gänzlich auszurotten; und ſpäter, da noch Frömmigkeit eine ſo gute Erziehung krönte, verdiente er von der Frau von Maintenon jenes Lob, welches ſie in einem ihrer Briefe über

ihn aussprach. „Seine Frömmigkeit hat ihn so umgewandelt, daß er, der früher so hitzig war, jetzt sittsam, sanftmüthig, gefällig geworden ist; man möchte sagen, so sei sein Charakter, und die Tugend sei ihm angeboren.“ Das hinderte aber keineswegs, daß er noch in seinem Herzen vorübergehende Kämpfe zwischen Neigung und Pflicht zu bestehen hatte.

Sein Lehrer war gewohnt, ihn vor dem Schlafengehen noch zu fragen, was ihm den Tag hindurch am meisten Mühe und am meisten Freude verursacht hätte. „Am meisten Mühe“, antwortete er eines Tages, „hat mir verursacht, daß ich auf dem Punkte stand, meine Vorsätze zu vergessen; am meisten Freude hat mir aber verursacht, daß ich die Stunde schlagen hörte, in der wir uns zurückzogen; ich fühlte mich vom Zorne aufgeregt und wollte eben gegen meinen Bruder d'Anjou auffahren!“

Nur durch das weise und vernünftige Benehmen Fenelons wurde dieser Prinz von seinem Fehler geheilt. Möchten doch die Eltern jederzeit dieses Beispiel nicht bloß vor Augen haben, sondern auch nachahmen, wenn es sich darum handelt, eine im Werden begriffene Leidenschaft in dem Kinde zu unterdrücken.

29.

Der Tod im Beruf.

Vierzig Jahre lang verrichtete Herr Bourſul zu Rennes mit gewiſſenhafter Pünktlichkeit alle Geſchäfte ſeines prieſterlichen Amtes, und arbeitete unermüdet bis an das Ende ſeines Lebens auf der Kanzel und im Beichtſtuhle. „Ich möchte“, ſagte er, „mit den Waffen in der Hand ſterben.“ Mehrere Male wiederholte er noch bei völliger Geſundheit: „O wenn ich würdig wäre, von Gott eine Gnade zu erlangen! Täglich bitte ich ihn, er wolle mein Leben endigen entweder bei der Verkündigung des Evangeliums, oder während ich im Beichtſtuhle die Rechte ſeiner Gerechtigkeit ausübe,“ — ein Gebet, das ihm die erhabenen Beweggründe einer inbrünſtigen Liebe eingaben, und deßhalb gar wohl verdiente erhört zu werden. Am Oſtermontag des Jahres 1774 las er um fünf Uhr die heilige Meſſe und ging hierauf in den Beichtſtuhl. Gegen zwei Uhr Nachmittags begab er ſich in die Allerheiligenkirche, wo er ungeachtet ſeines hohen Alters und ſeiner Schwächlichkeit dieſes Jahr die Faſtenpredigten gehalten hatte, und beſtieg um drei Uhr die Kanzel, um über die Herrlichkeit und Glückſeligkeit der Heiligen zu reden. Er trug ſeine Predigt mit jugendlicher Kraft und Lebendigkeit vor. Seine Stimme hatte etwas Außerordentliches, ſeine Bewegungen waren ſo lebhaft, ſeine Geberden ſo ausdrucksvoll, daß man ſchon vor dem Ausſprechen wahrnehmen konnte, was er ſagen wollte. Gegen das Ende des erſten

Theiles gewann ſeine Stimme nach der lebhafteſten und und rührendſten Beſchreibung des Himmels und der Freuden der Seligen einen noch feierlicheren Klang, indem er ausrief: „Nein, niemals wird es den ſchwachen Augen des Menſchen gegönnt ſein, hienieden den Glanz der göttlichen Majeſtät zu ertragen.“ Nun fuhr er mit etwas gedämpfter Stimme fort: „Erſt im Himmel werden wir ihn von Angeſicht zu Angeſicht und unverſchleiert ſehen.“ Er ſprach dieſe Worte deutlich und vernehmbar aus, wiederholte ſie dann lateiniſch: **Videbimus eum sicuti est.** Und nun ſenkte er ſein Haupt auf den Rand der Kanzel und war todt. Seine Augen blieben feſt und beſtändig gegen den Himmel geheftet. Die Kirche war mit einer außerordentlichen Menge Volkes angefüllt, und alles gerieth über den unerwarteten Tod in eine heftige Beſtürzung, indem die Einen laut aufſchrieen, die Andern in Thränen zerfloſſen, Einige in Ohnmacht fielen, Andere ſagten: „Er iſt ein Heiliger.“ Man hörte ein Kind rufen: „Er redete vom Himmel und dahin ging er auch!“

30.

Die Legende von St. Reinold, Herzog von Montalban. *

Reinold, ein vornehmer tapferer Ritter, entſagte, nachdem er gar viel ritterliche Thaten vollbracht, allen

* Eine der ſchönſten Sagen des Mittelalters, ſchon in dem alten Volksbuche: Die vier Heymondskinder, dem Volk erzählt.

Reichthümern und Freuden der Erde und faßte, um Buße zu thun für seine Jugendsünden und vor Gott sich zu demüthigen, den großen Entschluß, den Rest seines Lebens in freiwilliger Armuth zuzubringen. Im rohen Bauerngewande hatte er bereits einige Zeit hindurch, ungekannt und unbeachtet, als geringer Ackersknecht im Schweiße seines Angesichtes sein Brod zu gewinnen gesucht und mühevoll sein Dasein gefristet, als er eines Tages erfuhr, daß auf Köln, der vortrefflichsten und heiligsten Stadt von ganz Deutschland — wo so viele Fromme gelebt, die standhaft im christlich-katholischen Glauben den Martyrtod erlitten und deren heilige Gebeine da ruhen — sichtbar der Segen des Himmels verweile und hier der schicklichste Ort sei, sich dem beschaulichen Leben zu weihen. Da trieb ihn die Sehnsucht aus der fernen Heimat dahin, um einsam, ferne vom Geräusche der Welt und in der Verehrung Gottes, seine Tage zu beschließen. Lange lebte er als ein gottesfürchtiger Mann im damaligen Peterskloster (dem Domstifte) von Allen geehrt und geliebt, die ihn kannten. Viele Wunder geschahen, wie die Legende sagt, auf seine Fürbitte. — Um dieselbe Zeit ließ der Erzbischof Hildebold zu Ehren des Apostels Petrus, eine Domkirche erbauen und berief von nahe und ferne und aus allen Ländern der Steinmetzen und Werkleute gar viele, damit das große Werk um so schneller vollendet würde. Als Reinold in seiner Zelle von diesem frommen Vorhaben hörte, verließ er alsbald das Kloster und meldete sich ebenfalls

auch in unserer Zeit durch Friedrich von Schlegel in einem schönen Gedichte bearbeitet.

als Arbeiter bei dem Baue. Sein ſtiller und auferbaulicher Lebenswandel, ſo wie ſein unermüdeter Fleiß gefielen dem Baumeiſter ſo ſehr, daß ſie ihm bald ihr volles Zutrauen ſchenkten und ihn zum Aufſeher für die übrigen Arbeiter beſtellten. Obgleich Reinold nun nicht mehr zu arbeiten verbunden war, ſo legte er dennoch vor wie nach Hand an's Werk und arbeitete in der That mehr als vier oder fünf ſeiner Geſellen. Während dieſe ihr Mittags- oder Veſperbrod verzehrten oder der Ruhe pflegten, war Reinold immer noch thätig und förderte die ſchwerſten Steine zur Bauſtelle, woran zuweilen wohl vier oder fünf Mann zu tragen gehabt haben würden — ſo daß jeder verwundert ſich fragte: „wie wird es möglich, daß ein Menſch bei roher und ſchlechter Koſt ſolche Arbeit ertrage.“ Nicht einmal zur Nachtszeit wo der Menſch vom Tageswerke erſchöpft, ſich nach Ruhe ſehnt, gönnte er ſich den Schlummer, er wachte und weilte ſtets in der Nähe der Bauſtelle, um beim einbrechenden Morgen wieder der Erſte an der Arbeit zu ſein, oftmals auch beſuchte er bei nächtlicher Weile die heiligen Stätten und betete. Die Werkmeiſter, welche den außerordentlichen Fleiß Reinolds bewunderten und ihn ſeines muſterhaften Lebenswandels wegen immer mehr lieb gewannen, machten den übrigen Arbeitern deßhalb die bitterſten Vorwürfe, daß keiner weder an Fleiß noch an Tugend dem „Petersmann“ (ſo pflegten ſie Reinolden zu nennen, der ſeinen wahren Namen verſchwiegen hatte) gleiche und ſtellten ihn ſämmtlichen Arbeitern als Muſter auf. Dieß verdroß den rohen Haufen gar ſehr, und heftig ergrimmten Alle gegen den biedern und frommen Reinold, der nun den ihnen gewordenen Schimpf

auf das Empfindlichſte büßen ſollte. Sein Tod wurde einſtimmig beſchloſſen, damit ſie den Werkmeiſtern den Vorwand raubten, mit ihnen unzufrieden zu ſein. Die Verwegenſten unter ihnen erboten ſich freiwillig zu dieſer verruchten That. Da ihnen bekannt war, wie Reinold allnächtlich durch die Straßen wandle und die geweihten Orte der Stadt beſuche, ſo trachteten ſie, eine entlegene Stelle zu erſpähen, wo ſie ſich in Hinterhalt legten und ihn, fern von aller menſchlichen Hülfe, ermordeten. Durch ein Traumgeſicht empfing Reinold kurz vorher die Offenbarung jener ſchwarzen That und eine Engelsſtimme verkündete ihm klar das drohende Geſchick. — Doch dieß hinderte ihn nicht, in jener verhängnißvollen Nacht ſeinen frommen Trieb zu befriedigen und ſeine gewöhnliche Pilgerfahrt zu halten. Munterer wie jemals, verließ er ſein ſicheres Obdach, trat hinaus in die finſtere Nacht und betete inbrünſtig zu Gott, es möge ihm vergönnt ſein, für den Glauben dereinſt als Märtyrer zu ſterben. Kaum aber hatte er ſein Gebet vollendet, als ſeine Mörder aus dem Verſteck hervortraten und ihn unbarmherzigerweiſe erſchlugen. Er öffnete das ſterbende Auge noch einmal, blickte gen Himmel und ſprach: „Herr dein Wille geſchehe“ — und verſchied. Die Mörder aber ſteckten den Leichnam in einen mit Steinen beſchwerten Sack und verſenkten ihn in einen damals in der Nähe befindlichen tiefen Pfuhl, um ihre blutige That vor den Augen der Welt und der ſtrafenden Gerechtigkeit zu verbergen. Reinold wurde an jener Stelle in Köln erſchlagen, worauf man ſpäterhin die St.Reinoldskirche zu ſeinem Andenken erbaute.

Das plötzliche Verſchwinden des heiligen Mannes erregte allgemeines Aufſehen; ſelbſt Erzbiſchof Hildebold, der ihn liebgewonnen hatte, kümmerte ſich deßhalb. Man ſtellte Nachſuchungen an, aber vergebens; keine Spur zeigte, wo er hingekommen war. Der Mord lag offen am Tage, aber die Mörder blieben unentdeckt und wußten die That mit Schlauheit zu verbergen.

Als der entſeelte Leichnam einige Zeit über in jenem Pfuhl verborgen gelegen hatte, vernahmen Vorübergehende je zuweilen zur Nachtszeit einen unerklärlichen harmoniſch-lieblichen Geſang aus dem Sumpfe, der jeden Lauſcher entzückte, und ein klarer Lichtſchein, der Mittagsſonne gleich, erhellte die Gegend und brachte den freundlichſten Tagesſchimmer hervor, während im grellſten Kontraſte damit, in einiger Entfernung ringsumher die finſtere Nacht ihre Rabenfittige ausgebreitet hatte. Durchgängig ſahen und hörten dieß nur gottesfürchtige und fromme Leute, dennoch wußte keiner ſich das Wunder zu erklären. Endlich wurde durch einen Zufall oder vielmehr durch eine Fügung des Himmels die Leiche des heiligen Mannes im Sumpfe entdeckt und hervorgeholt. Eine alte kränkelnde Frau in Köln hatte zur Nachtzeit, während ſie auf dem Krankenlager die größten Schmerzen erduldete, eine höchſt merkwürdige Viſion; es erſchien ihr nämlich, als ſie Gott um Linderung ihrer körperlichen Leiden flehentlich bat, ein Engel in lieblicher Geſtalt, der ſie freundlich tröſtete und ermunterte und durch ein Wunder ihre Schmerzen plötzlich ſtillte. Als der Himmelsbote die Kranke verließ, bezeichnete er dieſer genau die Stelle im Sumpfe, wo die Leiche des Mär-

tyrers Reinold lag und befahl ihr, dieſelbe ſofort zu erheben und an geweihter Stelle aufbewahren zu laſſen. Die Kranke, deren Zuſtand ſich während der Nacht ſchon merklich gebeſſert hatte, aber ſich dennoch am andern Tage nicht ſtark genug fühlte, zu Fuß nach dem Sumpfe zu wandern, um dem Befehle Gottes nachzukommen und die Erhebung der Ueberreſte zu bewirken, ließ ſich in einer Sänfte dahin tragen. Kaum aber war ſie zur Stelle gelangt, ſo unterſuchten Männer auf ihr Geheiß die Tiefen des Pfuhls und ſiehe da! der Sack ſchwimmt plötzlich, ungeachtet ſeiner Schwere, gleich einem beweglichen Schilfrohr, oben auf den ſchwärzlichen Waſſern und wird vom Winde getrieben bis nahe an den Rand des Sumpfes; die Frau aber ſelbſt erfaßt ihn und zieht ihn mit ſchwacher Hand auf's Trockene. Während ſie noch betete und Gott dankte, daß er ihr die Gnade erwieſen, ſie als Mittel zu ſo hohem und heiligem Zwecke zu gebrauchen, wich die Krankheit vollends von ihr und ſie befand ſich plötzlich wohl und geſtärkt. In demſelben Augenblicke aber geſellte ſich noch ein anderes Wunder dazu, welches alle Bürger in Staunen verſetzte: alle Glocken der Stadt nämlich fingen zumal, ohne menſchliches Dazuthun, von ſelbſt an zu läuten und läuteten ſo lange, als Reinolds Leiche auf dem Grunde liegen blieb. Der Leichnam des heiligen Mannes wurde von dem Erzbiſchofe und dem geſammten Klerus von Köln feierlichſt erhoben und erſt jetzt, an einem goldenen Gürtel, den derſelbe trug und worauf die Worte: „Reinold Herzog von Montalban“ geſtickt waren, erkannte man, weſſen Standes er war und wie ſehr er ſich vor Gott in dieſem Lande demüthigte.

Zu eben dieſer Zeit bekehrten ſich die Einwohner der Stadt Dortmund zum chriſtlichen Glauben, welche, als ſie von den in Köln vorgefallenen Wundern hörten, Geſandte an den Biſchof abfertigten, mit dem Auftrage, ſich einige Partikel von den Reliquien des heiligen Reinolds zu erbitten, damit ihre Stadt um ſo eifriger im chriſtlichen Glauben beharren und dadurch mehr gegen ihre Feinde geſchützt ſein möge.

Der Erzbiſchof ſchlug den Geſandten indeſſen ihr Begehren ab; aber da zeigte Gott abermals durch ein Wunder, wie es ſein Wille ſei, daß die Dortmunder den Leichnam des Heiligen beſäßen; denn man fand plötzlich die Leiche vor dem Thore der Kloſterkirche ſtehen, ohne daß man ſich erklären konnte, wie ſie dahin gekommen war. Man trug ſie wieder in die Kirche an Ort und Stelle und dreimal erneuerte ſich das Wunder: dreimal fand man ſie wieder ohne menſchliches Dazuthun vor dem Thore. Jetzt erkannten endlich der Erzbiſchof und der Klerus in dieſer Begebenheit den Finger Gottes und geſtatteten, daß die Reliquien ſofort nach Dortmund gebracht wurden. Als der Kaſten, worin ſie aufbewahrt, auf den noch unbeſpannten Karren gebracht war, fing dieſer von ſelbſt, ohne Pferdekraft oder menſchliche Hülfe, ſofort an zu laufen, kam ſo in Dortmund an und hielt an jener Stelle ſtille, wo bald darauf die St.Reinoldskirche hingebaut werden ſollte.

Auf ſolche Weiſe wurde der heilige Reinold der Schutzpatron der Stadt Dortmund, die ſich in allen Nöthen an ihn zu wenden pflegt; auch will man geſehen haben, wie er einſt von der Ringmauer aus den Feind vertrieb, der die Stadt belagerte, und dergleichen

Wunderwerke mehr, welche in der Legende dieſes Heiligen zu leſen ſind.

31.

Ein Wunder der göttlichen Langmuth.

Herr von Queriolet, geboren um das Jahr 1620 in Frankreich und bekannt durch ſeine außerordentliche Buße, die er nachmals wirkte, hatte ſich in den Jahren ſeiner Jugend, beſonders während ſeiner Studien zu Rennes, der Verſchwendung, Leichtfertigkeit und jeglichem Laſter in die Arme geworfen. Seine Genußſucht verleitete ihn zu dem verbrecheriſchen Entſchluſſe, ſeinem Vater eine bedeutende Summe Geldes zu entwenden. Er wurde aber auf der That betroffen. Aus Wuth und Scham darüber, daß er ſich entdeckt ſah, beſchloß er, zu den Türken zu gehen, ſeinen Glauben zu verläugnen und ein Muhamedaner zu werden. Aber Gottes Vorſehung durchkreuzte dieſes gottloſe Vorhaben mit tauſend Hinderniſſen. Denn nachdem der junge Queriolet lange herumgeirrt und in Schlachten und Zweikämpfen viel Blut verloren, kam er wieder in ſeine Heimat zurück, jedoch nur, um allenthalben Aergerniß und Zänkereien zu ſtiften. — Feindlicher noch geſinnt gegen Gott, als gegen die Menſchen, reizten die Drohungen des Himmels, ſtatt ihm einen heilſamen Schrecken einzuflößen, ſeine Gottloſigkeit nur noch mehr. „Eines Tages“, ſo erzählt er ſelbſt, „als ich von Rennes nach Hauſe kam, blitzte

es ſo fortwährend und die Donnerſchläge waren ſo fürchterlich, daß ich beinahe mein Pferd nicht mehr zurückhalten konnte. Kaum war ich in ein Haus getreten, ſo fällt ein Baum vom Blitze getroffen hinter mir nieder; ich ſtoße tauſend Flüche gegen den Himmel aus, gehe in mein Zimmer hinauf, laſſe mir meine Waffen herbeibringen, lade meine Piſtolen und ſchieße, indem ich das Fenſter öffne — gegen den Himmel. Stolz über dieſen Frevel, wie über einen Sieg, lege ich mich zur Ruhe nieder. Ich lag eben im tiefſten Schlafe als auf einmal der Donner über meinem Zimmer kracht und einer der Pfeiler meines Bettes im Feuer ſteht!“ — — Doch gegen alle dieſe auffallenden Zeichen der göttlichen Langmuth blieb dieſer Sünder gänzlich gefühllos. Mehr Eindruck machte auf ihn ein Traum. Er glaubte nämlich einmal im Schlafe den fürchterlichſten Abgrund der Hölle geöffnet zu ſehen und jenen ſchauerlichen Ort zu erblicken, der ihm ſein Verbrechen in der Tiefe der Hölle bereitete; er erſchrak darüber, ſchlug an ſeine Bruſt, that einige Monate Buße und ging ſogar in ein Karthäuſerkloſter. Doch ſeine Leidenſchaften waren nur eingeſchläfert; ſie erwachten bald wieder in fürchterlicher Kraft; denn nach einiger Zeit ſpringt er an einer geheimen Stelle über die Kloſtermauer und ſtürzt ſich wüthender als jemals in alle Verbrechen. Er war von einer hölliſchen Raſerei beſeſſen wider Alles, was die Religion betraf, wider die heiligen Sakramente, die Amtsverrichtungen der Kirche und ihrer Diener, und läſterte Gott und die ganze Menſchheit. — Noch ermüdete Gottes Langmuth nicht über dem Treiben dieſes fürchterlichen Sünders. Viel und inbrünſtig hatten ſeine

Eltern zu Gott gefleht um des gottlosen Sünders Bekehrung; und die göttliche Liebe ließ die Guten nicht vergebens bitten. Im Jahre 1654 kam Queriolet nach Loudun (in Frankreich). Die Neugierde führte ihn in eine Kirche, wo eben eine kirchliche Feier vorgenommen wurde. Hier war es, wo ihn zum zweiten Male die göttliche Gnade und die Langmuth des barmherzigen Vaters im Himmel zur Buße rief. Wie sich dort im Traume die Hölle mit allen ihren Schrecknissen seinen Augen darstellte, so zeigte sich ihm hier im Tempel des Allerhöchsten Gottes Herrlichkeit in ihrem unaussprechlichen Glanze und in ihrer unbeschreiblichen Seligkeit. Betroffen stand er da und eine innere Stimme sagte es ihm, daß er den Anspruch auf diese namenlose Beseligung verloren; und er fühlte fürchterlich diesen Vorwurf; es siegte die Gnade; Unaussprechliches ging in seinem Herzen vor — seinem Auge entquollen Thränen und seinem Herzen tiefe Seufzer der schmerzlichsten Reue. Alsogleich bereitete er sich vor, um ein reumüthiges Bekenntniß seiner Sünden abzulegen und unverbrüchlich treu den Weg der Buße und Besserung zu wandeln — vierunddreißig Jahre war Queriolet alt, als diese so wichtige Aenderung mit ihm vorging. Seine Bekehrung war aber gründlich; man sah, wie dieser stolze und sonst so thierische Mensch seinen heftigen Charakter mäßigte, das Feuer seiner Leidenschaften hemmte und furchtbare Buße verrichtete. Demüthig und reumüthig zog er das Gewand der Armuth an und reisete in verschiedene Länder, wo er überall ein anderes Beispiel gab, als früher geschehen war. Sein Schloß wurde ein Armenhaus, das immer Unglück-

lichen offen ſtand, welche er mit einer unvergleichlichen Demuth und Liebe eigenhändig bediente. Sich ſelbſt verweigerte er Alles; mehrere Jahre lang faſtete er bei Brod und Waſſer, und brachte er zwei und drei Tage zu, ohne einige Nahrung zu ſich zu nehmen. Mit Einem Worte, ſeine Buße war nunmehr eben ſo groß, als ehedem ſeine Miſſethaten waren. Erſchöpft von Leiden und ſtrengen Bußwerken, verlangte er endlich, im Karmelitenkloſter von St.Anna, nahe bei Auray zu ſterben. Sein Leib ruht vor dem Hochaltare, welcher der Mutter Gottes, die er im Leben ſo kindlich verehrte, geweiht iſt, jener reinſten aller Jungfrauen, welche die Kirche die Zuflucht der Sünder, die Hoffnung der verlaſſenen Seelen nennt. — — Wie wunderbar ſind doch die Wege der göttlichen Liebe und Langmuth.

32.

Das Kiarchtigla im Oberinnthal.

Außer dem allgemeinen Kirchweihfeſte, das bekanntermaßen auf den dritten Sonntag im Oktober fällt, wird in Tyrol und namentlich im Oberinnthale faſt in jedem Dorfe auch das Patroziniumskirchenfeſt gefeiert. An dem Tage hält dann die Gemeinde auch gewöhnlich die Kirmeß (das Kiarchtigla). Das Leben der Bewohner, ihr Charakter, ihre Liebe, Freundſchaft und Religioſität prägt ſich bei dieſer Feier aus. Schon die vorhergehende Woche holen die Burſche junge Fichten und Birkenzweige aus

dem Walde, pflanzen ſie an die Ecken und Wege, wo der feierliche Umgang durchzieht. Am Vorabende ſcheuern die Hausmütter und Töchter die Wohnungen, fegen die Straßen und ſuchen die Feſttagskleider aus den harthölzernen Käſten hervor. Dann begibt ſich Alles frühzeitig in freudiger Erwartung zur Ruhe. Sobald dann der gewaltige Donner der Böller im Thale erdröhnt, und die feierlichen Klänge des Frühgeläutes über das ruhende Dorf und die friedlichen Berge hinſchallen, verlaſſen alle Bewohner ihre Ruheſtätten, eilen feſtlich gekleidet in die Kirche, um bei den gewöhnlich zahlreichen heiligen Meſſen, die von zu Gaſt geladenen Prieſtern geleſen werden, dem Allmächtigen und ihren Kirchenpatronen ein reines von Andacht glühendes Herz zum Opfer zu bringen. Heiliger Ernſt und glaubensſtarke Liebe herrſcht in der verſammelten Gemeinde.

Nach der Frühmeſſe wird Alles zum feierlichen Umzuge in Bereitſchaft geſetzt; die Mädchen kleiden ſich in weiße Gewänder, flechten ihre Haare in hübſche Zöpfe und binden den Kranz auf die Scheitel; die Burſche, welche heute in ihrer ſchönen Nationaltracht als Schützen ausziehen, wirbeln die Trommeln, auch die Männer in langen Röcken und die feſtlich gekleideten Weiber eilen in den Spätgottesdienſt. Nach dem feierlichen Segen ſetzt ſich der Zug in Bewegung: Voraus ſchreitet ein Knabe im geſtickten ſchimmernden Kleide, mit einem Stabe, der in ein Kreuz ausläuft — der Engel; — er ſoll der Jugend die wunderliebliche Lehre verſinnlichen: „Gott hat ſeinen Engeln befohlen, euch auf allen Wegen zu begleiten“, und in ſchöner Ordnung folgen die muntern Knaben; dieſen ſchließen ſich die Burſche an, welche nicht

mit den Schützen gezogen sind; sie tragen weiße Strümpfe, kurze lederne Beinkleider, die an den Knieen in weiße Blumen ausgenäht sind, eine Jacke von grünem Manchester, ein Leibel und Halstuch von Seidenstoff; ihr Hut aber ist reich mit Rosmarin und Blumen geschmückt. Vier kräftige Jünglinge tragen eine reichvergoldete Statue, den heiligen Schutzengel vorstellend, und zwei die Bubenfahne daher. Enge angeschlossen kommen die Männer mit der Statue des heiligen Joseph, ihres Schutzpatrons, und den verschiedenen Zunftfahnen. An die Ehemänner reihen sich die Jungfrauen, wovon die ersten Paare ganz weiß gekleidet theils Lilien, theils Schäferstäbe führend: ein herrliches Bild der sittlichen Reinigkeit und religiösen Einfalt. Die Kleidung der Uebrigen besteht in einem rothen Rocke aus Kamelot, weißer Schärpe, purpurrothem Mieder, blumigem Brustfleck aus Seiden, der durch einen blauen, im Zickzack laufenden Schnürriemen zusammengehalten wird; in der Mitte dieser Abtheilung wird eine kostbar gekleidete Statue der unbefleckten Jungfrau getragen. Ungefähr in der Mitte des Männer- und Jungfrauenzuges bewegen sich noch zwei andere Gestalten, nämlich ein in alterthümlicher Tracht gekleideter Knabe und ein Mädchen mit grünem Hute; sie sollen den heiligen Isidor und die heilige Nothburga vorstellen, welche sich die Bauern zu besonderen Patronen gewählt haben; der Knabe hat ein hellrothes Wams, kurze Beinkleider, grünen Hut und führt eine Schaufel in den Händen; das Mädchen aber hält in der aufgeschlagenen Schürze ein Semmelbrod, einige Kuchen und eine Flasche, womit die Heilige die Armen so oft erquickte; in der rechten Hand

aber eine Sichel und einige Bündel Aehren. Gleich darauf kommt die Muſikbande und ſpielt liebliche Weiſen, dann die Schützenkompagnie, die Hüte mit Feldzeichen geſchmückt; dem Sanctiſſimum aber folgen die Gemeindeausſchußmänner und dann im ungeordneten Zuge die Weiber mit einer reichlich vergoldeten Statue der heiligen Anna. Und ſo bewegt ſich der Zug durch das Dorf über Wieſen und Felder. In die Kirche wieder zurückgekehrt, ſchließt den vormittäglichen Gottesdienſt der heilige Segen. Bei Ertheilung desſelben knallt das Pelotonfeuer der Schützenkompagnie, die Böller donnern gewaltig von den Anhöhen herab und weithin ſchallt das feſtliche Geläute, daß davon Berg und Thal mächtig wiederhallen. Alsdann kehrt Alles ſeelenvergnügt nach Hauſe.

Wenn die Leute heimkommen, erwartet ſie ein ländliches Mahl, die Mutter hat heute das ſchöne Tiſchtuch mit den eingewebten rothen Roſen über den nußbaumhölzernen Tiſch gebreitet, die alten gemörtelten Zinnteller (Teller mit Reliefarbeiten) aufgeſtellt; denn nach der Kirchzeit bringt der Vater Gäſte. Im Oberinnthale beſteht nämlich die ſchöne Sitte, daß ſich Familienfreundſchaften Jahrhunderte lang forterben. Sie werden alle Jahre neu beſiegelt durch das ſogenannte Kiarchtigla, wo die Familien einander wechſelweiſe zur Kirmeß einladen und bewirthen.

Die Tafel iſt einfach hergerichtet: Speckknödel, fette Gſtaunbraten, Aepfel- und Käskuchen, Krapfen und Strauben und am Ende ein Buttermuß (eine aus Milch und Weitzenmehl gekochte und dann mit Butter wohl abgerührte kalte Feſtſpeiſe der Oberinnthaler) mit

goldgelbem Honig übergoſſen. Nach kräftigem Händedruck, treuherzigem: „Grüß Gott!“ und geſprochenem Gebete ſetzen ſich Angehörige und Gaſtfreunde zu Tiſche und in der traulichſten Gemüthlichkeit geht das Mahl vorüber.

Nach Tiſch führt die Hausmutter ihre Freundinnen in die Kammern, öffnet die alten Schränke, zeigt ihnen die ſchneeweiß gebleichten Tuchballen, die Garngeſpinnſte und die Wäſche; darauf beſieht man im Keller die Schmalzſtöcke, Käslaibe, ſchaut ſich dann im Speisgemache um, wo das geſelchte Fleiſch und die Fleiſchvorräthe aufgeſpeichert ſind; der Hausvater aber begleitet ſeine Freunde in die Ställe, zeigt ihnen ſein Vieh, geht dann mit ihnen in ſeinen Wieſen, Aeckern und Obſtgärten herum, und beſpricht mit ihnen Alles und Jegliches; kurz alle Familienangelegenheiten und innerſten Gedanken werden einander geoffenbaret und beſprochen, während die Kinder unter den ſchattigen Obſtbäumen ſpielen. Scheiden dann die Gäſte, ſo begleitet man ſie eine Strecke und beurlaubt ſich unter herzlichen Grüßen an die Daheimgebliebenen, für welche die Mutter noch Kuchen und Strauben eingepackt hatte.

An der Kirmeß gibt es aber auch öffentliche Unterhaltungen. Mit Stolz führen an dieſem Tage die Enkel der Väter, die in Pontlaz fochten, den alt bewährten Stutzer und laſſen das tödtliche Blei in die Scheiben blitzen; neben dem Wirthshauſe üben ſich die Burſche auf doppelter Kegelbahn, während mit Bändern geſchmückte Widder als Preisſtücke gleichgültig von einem hölzernen Söller herabſchauen. Der eine Kegelplatz hat

fünf gewichtige Kegel von hartem Holze, welche einen Schritt von einander ſtehen, und einen halben Schuh tief im Sand eingegraben ſind; da braucht es eine herkuliſche Kraft, um zwei umzuwerfen. Daneben iſt ein anderes Spiel, das Hexenſpiel genannt. Da wirft man mit kleinen Holzkügelchen in ziemlicher Entfernung auf ein rundes Loch, das ſich in einem aufgeſtellten Brette befindet. Daß es bei dieſen Spielen viel zum Lachen gibt, braucht wohl kaum erwähnt zu werden. In heiterer Stimmung erfreuen ſich die Oberinnthaler ſolcher Volksfeſte. Sie beginnen die Kirmeß mit religiöſem Ernſt und feierlicher Herzensandacht, und ſo endiget ſie in ehrbarer Freude und heiterſter Gemüthlichkeit.

33.

Warum die Chriſten das heilige Land wieder verloren haben.

Was uns für obige Frage keine Staats- und Kirchengeſchichte mittheilt, das erzählt ganz einfach der alte Cäſarius wahr und für unſere Zeit ſehr denkwürdig. Seine Worte ſind (nach Silberts Darſtellung) folgende: „Bruder Wilhelmus, einſt unſer Kämmerer, war vor ſeiner Bekehrung Chorherr in Maeſtricht geweſen. Dieſer hatte alſo in ſeiner Jugend das Kreuz genommen und war nach dem heiligen Lande gezogen. Bevor aber das Schiff, worin er dahin abſegelte, im Hafen zu Achon gelandet war, ſahen ſie vor Sonnenaufgang

beim Scheine der Fackeln an verſchiedenen Orten Feuer; und da ſie die Schiffleute deßhalb befragten, antworteten dieſe: Es iſt nun um die Herbſtzeit; und da pflegen wegen Hitze die Bürger ihre Gezelte in der Nähe der Stadt aufzuſchlagen. Bei dieſer Meinung alſo liefen ſie im Hafen zu Achon ein und da erſt erkannten ſie, daß die Sarazenen die Stadt eingenommen hatten. Um dieſelbe Zeit auch ward unter der Regierung Friedrichs, des römiſchen Kaiſers, das heilige Land zur Strafe unſerer Sünden, den Händen Saladins, Königs von Syrien, übergeben. Noradin aber, der Sohn Saladins, ein von Natur gutmüthiger und wohlthätiger Mann, befand ſich damals in der Stadt. Als er nun ſah, daß ein chriſtliches Schiff im Hafen gelandet habe, und die einzige Abſicht, in welcher ſie gekommen waren, gar leicht errathen konnte, erbarmte er ſich der Chriſten und ſandte einen adeligen Heiden, der die franzöſiſche Sprache ziemlich geläufig redete, in einer Galeere zum Schiffe ab, und ließ ihnen ſagen, ſie ſollten ſich nicht fürchten. Denn bis zur Stunde wußten ſie nicht, ob man ſie tödten, oder aber in die Gefangenſchaft abführen wolle.

Indeſſen lag ein edler Chriſt aus Deutſchland in den letzten Zügen, und ſandte ſeinen reichen, glänzenden Waffenſchmuck nebſt drei Handpferden durch denſelben adeligen Heiden an Noradin ab, mit der Bitte, er möchte ſeinen Brüdern das Leben ſchenken. Dabei ließ er ihm die Worte ſagen: Ich hatte zwar gelobt, Chriſto drei Jahre hindurch in dieſen Waffen zu dienen; doch wie ich ſehe, iſt dieß ſein Wille nicht! — Ueberdieß auch wurden chriſtliche Boten an Noradin abgeſandt, zu welchen unſer

Bruder Wilhelmus ſelbſt gehörte, weil er der franzöſiſchen Sprache kundig war; und dieſe ſollten die Geſchenke ihm überreichen. Noradin aber, als er die Geſchenke ſah, nahm er ſolche mit großer Freundlichkeit an, küßte jedes Einzelne, nämlich Panzer, Helm, Schild und Schwert, ſo wie nicht minder die Hauptpferde, und ließ zurückſagen, er wolle den Kranken ſelbſt beſuchen. Indeſſen aber ſtarb jener Kriegsmann und ſie verſenkten ſeinen Leichnam mit üblicher Vorſicht in's Meer und legten einen andern, ebenfalls kranken und edlen Ritter an die Stelle desſelben.

Am andern Morgen alſo kam der König mit Galeeren verſchiedener Farben hinaus, betrat das Schiff, dankte für die Geſchenke, ſetzte ſich zum Bette des Kranken nieder, und beſprach ſich mit dem Arzte, den er mitgebracht hatte, über die Wiederherſtellung des Leidenden. Auch brachte er einiges Obſt von der edelſten Gattung mit, und ſagte, dasſelbe ſei im Garten ſeines Vaters zu Damascus gewachſen. Und er ſprach zu dem Kranken: Um Deinetwillen will ich allen Chriſten Gutes erweiſen! Da ſie ihn nun um ſicheres Geleite nach der heiligen Stadt Jeruſalem erſuchten, die damals noch im Beſitze der Chriſten war, antwortete er: Weder wäre es für euch ſelbſt ſicher, noch würde es auch meiner Ehre frommen, wofern Mörder und Räuber, deren nun alle Wege dahin voll ſind, euch beleidigten und mein Gefolge verletzten. Er ſchied alſo aus dem Schiff, ſagte ſowohl dem Kranken als den Uebrigen Lebewohl, gab ihnen die Erlaubniß, frei nach Hauſe zurückzukehren, und verſah ſie gegen die Anfälle der Sarazenen mit einer königlichen Schutzwache.

Und es führte der oben erwähnte Heide den Bruder Wilhelmus mit ſich zur Stadt, befragte ihn und ſprach: Sei mir aufrichtig lieber Mann, wie halten die Chriſten ihr Geſetz in ihrem Lande? Er aber, der nicht ſagen mochte, was an der Sache war, ſprach: Ziemlich gut! Darauf ſprach Jener: Ich will dir nun ſagen, was es für eine Bewandtniß mit der Haltung des chriſtlichen Geſetzes in dieſem Lande hat. Mein Vater war ein adeliger und großer Herr und ſandte mich zu dem Könige von Jeruſalem, daß ich an ſeinem Hofe die Sprache der Franken erlernte; er dagegen ſandte meinem Vater ſeinen Sohn, die ſarazeniſche Sprache bei uns zu erlernen. Daher iſt das Leben der Chriſten mir genau und ſehr wohl bekannt. Nun ſage ich dir aber, war kein Chriſt in Jeruſalem ſo reich, daß er die Ehre ſeiner Schweſter, ſeiner Tochter, ja was noch abſcheulicher iſt, ſeines eigenen Weibes den Fremden nicht für Geld preisgegeben hätte, um auf ſolche Weiſe ihre Habe an ſich zu bringen. Dazu waren ſie der Schwelgerei und den fleiſchlichen Lüſten ſo ſehr ergeben, daß ſie vom Vieh kaum zu unterſcheiden waren. Ueberdieß waren alle von Hoffart ſo ſehr aufgedunſen, daß ſie nicht genugſam erſinnen konnten, in welchen Prachtgewanden ſie einhergehen, ſich ſchmücken und prahlen ſollten. Und was von Kleidern überhaupt, das gilt von ihren Schuhen insbeſondere, die ſie mit den koſtbarſten Geſteinen beſetzten. Und er ſprach von ſich ſelbſt: Siehe meine Gewande an, wie rund, wie breit, wie einfach und gemein ſie gemacht ſind! — Wie Wilhelmus uns erzählte, trug er weite Aermel gleich den Mönchen, und nicht mit vielen Falten waren ſeine Kleider beſetzt noch irgend verbrämt

und geſtickt, wiewohl der Stoff derſelben ziemlich koſtbar war. Sieh, ſprach er, dieß ſind die Laſter, um welcher willen Gott die hoffärtigen und wollüſtigen Chriſten aus dieſem Lande vertrieben hat; denn nicht länger konnte er ihre Miſſethaten erdulden. Meineſt du, wir hätten das Land durch unſere Kräfte erobert? Keineswegs! — Endlich fügte er noch bei: Wir wiſſen, daß aus euern Königen ein chriſtlicher Kaiſer erſtehen wird, Namens Otto, und dieſer wird die Stadt Jeruſalem abermals dem chriſtlichen Gottesdienſte zurückſtellen. Wir, die wir dieß hörten, hofften, dieſe Prophezeihung ſollte in dem Kaiſer Otto von Sachſen in Erfüllung gehen, der vor einigen Jahren ſtarb.

Um dieſelbe Zeit erzeigte auch Saladin dem chriſtlichen Heere ziemlich große Menſchenfreundlichkeit. Denn da er dasſelbe theils aufgerieben, theils gefangen und zerſtreut hatte, ließ er die Uebrigen frei in den Städten wohnen, die ſich freiwillig an ihn ergaben; wiewohl er ſie unter Aufſicht ſtellte. Neulich aber, da er die Seinigen befragte, wie die Chriſten ſich betrügen, und dieſe ihm antworteten: Herr ſie leben kaum anders als das Vieh und dienen einzig dem Spiel und den Lüſten, da ward er ſo zornig, daß er ſie aus den Städten verjagen ließ.

Man werfe nun einen Blick auf den jetzigen Zuſtand des chriſtlichen öffentlichen Lebens in vielen großen Städten in Europa und ſchließe auf ſeine Folgen!

34.

Das Tanzen in Deutschland, beschrieben von einem Chinesen.

Die Barbaren, bei welchen ich mich befinde, halten ganz besondere Tänze, welche ihnen von den Dämonen angelehrt worden sein müssen. Am liebsten Samstags oder Sonntags warten sie ab, bis es Nacht und etwas spät wird; dann kommen die, welche sich gebildet nennen, zusammen, um den sogenannten Walzertanz zu treiben. Sie stellen sich vorerst an den Wänden auf; sobald die Musik angeht, laufen die Mannspersonen auf die Mädchen und Frauen los, und Jeder nimmt eine derselben in seine Arme. Wenn du aber dächtest, daß sich letztere geschämig sträuben werden, wie einst die Sabinerinnen, als sie von den Römern geraubt wurden, so würdest du dich höchlichst irren; im Gegentheil die deutschen Frauenzimmer scheinen sehr froh zu sein, wenn sie geholt werden; und obschon sie es sonst für unanständig ansehen, wäre es auch von den nächsten Verwandten, in solcher Weise in die Arme genommen zu werden, so nehmen sie bei dieser Gelegenheit den fremdesten Menschen an, der mit ihnen tanzen will, und fassen ihn selbst noch begierig an der Hand und am Arm. Jedes Paar dreht sich dann fortwährend gleich einer senkrechten Walze um, weßhalb dieser Tanz auch Walzer genannt wird, und dergestalt sich drehend fahren sie zugleich im ganzen Umkreis der Stube herum; man muß sich nur verwundern, daß sie nicht schwind-

lich werden. Was ſonſt bei Tänzen zu ſehen iſt, freie ſchöne Bewegung, Manigfaltigkeit, Kunſt, Heiterkeit fehlt bei dieſem Walzen durchaus. Der ganze Menſch, Seele und Leib ſind unthätig. Die Tanzenden könnten die Augen ſchließen, nur die Füße allein müſſen es thun, wie bei einer Tretmühle. Sonderbarerweiſe machen die Tanzenden ganz ernſthafte Geſichter, wie wenn ſie ein wichtiges Geſchäft von großem Belang verrichteten; da ſie durch das heftige unnatürliche Drehen zugleich ſehr erhitzt werden, ſo bewirkt die Röthe und Starrheit des Antlitzes, daß manche Tanzenden dasſelbe Ausſehen haben, wie Nervenfieberkranke in der Hitze. Während in andern Ländern Jedermann mit Vergnügen dem Tanze zuſieht, weil Anmuth, Abwechslung, Phantaſie, Muſik der Bewegung darin zu ſchauen iſt, ſo gibt der Walzer nur einen langweiligen widerwärtigen Anblick; er ſieht aus, wie eine ſtumme Sünde, wozu Muſik gemacht wird.

Beſonders wunderlich dabei iſt aber erſt die Kleidung, womit die Barbaren zum Tanz ſich ſchmücken. Die Mannsperſonen haben ein Stück Tuch um die Schultern, welches ein ehemaliger Rock zu ſein ſcheint, wovon aber von der Gegend des Magens die ganze vordere Seite abhanden gekommen iſt, ſo daß nur auf der Hinterſeite zwei breite Lappen herunterhängen. Man heißt dieſes Gewand einen Frack. Ich mußte, da ich dasſelbe ſah, faſt laut lachen; ſo ſpöttiſch aber auch dieſer Frack ausſieht, ſo halten die teutoniſchen Barbaren ſehr viel darauf; ſie ſehen den Frack für die Hauptſache an überall, wo es vornehm, hoch und feierlich hergehen ſoll. Ich bin überzeugt, daß ſie ſich einbilden, im Himmel, wenigſtens im oberſten, trage Jedermann einen Frack. —

Ferner haben jene Barbaren die Hände mit gelb angeſtrichenem Ziegenleder überzogen, was ſie für äußerſt ſchön und würdevoll halten, und klemmen von Zeit zu Zeit ein Stückchen Glas, das ſie an einem ſchwarzen Bendel befeſtigt haben, in den Augenwinkel und blinzeln gegen eine oder mehrere Perſonen des andern Geſchlechts.

Was die weibliche Kleidung betrifft, ſo iſt dieſelbe zu gewöhnlichen Zeiten ganz anſtändig; ſobald aber die Frauenzimmer zum Walzertanz gehen, werfen ſie urplötzlich alle Schamhaftigkeit und Gefühl für Schicklichkeit ab. Es muß den züchtigen Menſchen, der nicht ſchon daran gewöhnt iſt, eine Art von Entſetzen anwandeln, wenn er ſieht, daß Mädchen und Frauen unbedenklich Schultern und Bruſt in dem Tanzſaal vor den Männern mehr oder weniger entblößen, wie eine ehrbare Perſon nicht einmal auf ihrer einſamen Kammer thut. Ja die roheſte, verdorbenſte Bauernmagd würde ſich ſchämen und ſich nicht getrauen, auf einem Kirchweihtanz in ſolchem Aufzug zu erſcheinen, wie vornehme Damen und Dämchen. Ich kann es daher für ein Gemiſch von Narrheit und Heuchelei anſehen, wenn dieſelben Perſonen, welche ſo unzüchtig gekleidet von jedem Tänzer ſich umfaſſen laſſen, an höchſt unſchuldigen Worten ihre kurioſe Keuſchheit ausüben wollen. Jene ſogenannt Gebildeten ſind nämlich außerordentlich ſorgfältig in ihren Geſellſchaften, ja niemals Worte auszuſprechen, die etwas Natürliches bezeichnen, ſo z. B. das Wort, welches übel riechen bedeutet, ſprechen feinere Barbaren niemals aus; ja wer hochgebildet ſein will, dem geziemt es nicht wohl, die Worte ſchwitzen oder

Bauch über ſeine Lippen gehen zu laſſen, obſchon auch die Gebildeten ſchwitzen und einen Bauch haben; das weſentlichſte Kleidungsſtück der Mannsleute aber mit ſeinem wahren Namen zu nennen, gilt durchaus gräuelhaft.

Um aber wieder auf den Tanzaufzug zurückzukommen, ſo geben ſich jene Barbarinnen außerordentlich viele Mühe, möglichſt dünn über den Hüften ſich zu machen; und es würde ſich jede, die es bewirken könnte, daß ſie um den Leib nicht dicker als ihr Arm wäre, für die allerſchönſte auf der ganzen Welt halten und ſich unausſprechlich glücklich fühlen. Dafür müſſen dann weiter unten, beſonders gegen die Füße hin, die Kleider möglichſt weit und breit ſich ausdehnen, ſo daß eine ſolche Barbarendame gerade ausſieht, wie eine wandelnde Glocke, oder im Vergleich zur natürlichen Menſchengeſtalt wie eine abgeſchmackte Karrikatur; denn für ein ſchönes Verhältniß hat jenes Weibervolk keinen Sinn; ſchön iſt ihnen, was Mode iſt, und am ſchönſten die abgeſchmackteſte Uebertreibung in der Mode.

Die deutſchen Barbaren ſcheinen auch mit einer wunderbaren Zähigkeit an ſolchen Unſitten zu hängen. Während in andern Dingen die Mode außerordentlich ſchnell bei ihnen wechſelt, ſo halten ſie feſt an jenem Walzertanz und den ausgeſchnittenen Kleidern. Ja, damit ſolches bei ihrem Tod nicht ausgehe, ſondern von ſpätern Generationen fortgeführt werde, ſo veranſtalten die Reichen ſogenannte Kinderbälle, wo die Kinder ſchon walzen, ſich verlieben und es ganz ſo machen müſſen, wie die Erwachſenen bei ihren nächtlichen Tänzen. Und damit die Mädchen gewöhnt werden, ſich ſpäter nicht zu ſchämen, wenn ſie halb entblößt zum Tanz

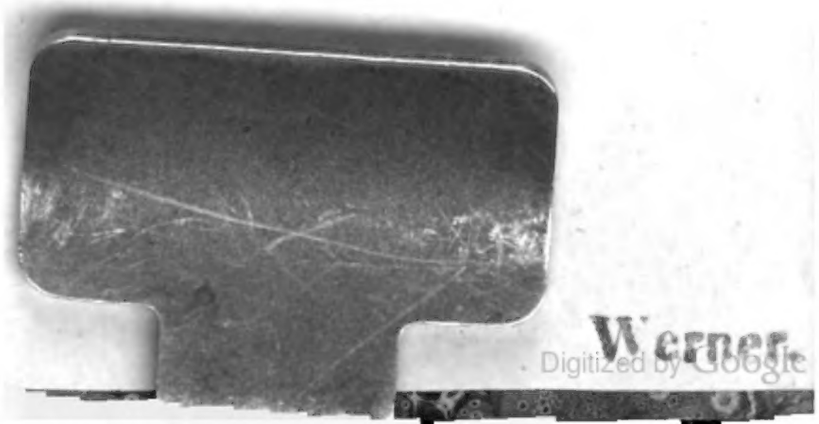
geführt werden, ſo kleiden Viele die Kinder in früheſter Jugend ſchon mit ſolchen ausgeſchnittenen Kleidern und ſchicken ſie in ſolchem Aufzug an öffentliche Orte, z. B. an Schulprüfungen.

Man würde aber den ſchrecklichſten Zorn erregen, wenn man das Geringſte dagegen ſagen wollte. Fiele z. B. dieſer Brief den Barbaren in die Hände, ſo wäre ich keinen Augenblick mehr des Lebens ſicher; man würde mich todtſchlagen oder doch mit vielen Unbilden aus dem Lande jagen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google